

Zeitschrift
für die Geschichte
und Altertumskunde
Ermlands

Band **49** 1999

Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e.V.
(Sitz Münster i. W.)
herausgegeben vom Vorstand des Vereins

Band 49
1999

ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

Schriftleitung: Dr. Hans-Jürgen Karp

**Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland
Ermlandweg 22, 48159 Münster i. W.**

Herstellung: Stahringer, 35085 Ebsdorfergrund

1999

ISSN 0342-3344

Inhaltsverzeichnis

Nachruf

- Brigitte Poschmann
Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, zum Gedächtnis 9

Aufsätze

- Teresa Borawska
Die Bibliothek der Franziskaner in Braunsberg. Versuch einer
Rekonstruktion 15
Biblioteka klasztoru franciszkanów w Braniewie. Wstępna pró-
ba rekonstrukcji 34
The Library of the Franciscan Monastery in Braunsberg. A pre-
liminary attempt at reconstruction 34
- Alexander Konieczny
Die Baugeschichte der Pfarrkirche zu Wormditt im Lichte neuer
Bauuntersuchungen 37
Historia budowy kościoła farnego w Ornecie w świetle nowych
badań architektonicznych 76
The Building History of the Parish Church of Wormditt in the
Light of Recent Examinations of the Structure 78
- Stefan Hartmann
Quellen zur Geschichte der Stadt Heilsberg im 16.–18. Jahr-
hundert 79
Źródła do dziejów miasta Lidzbarka Warmińskiego w XVI–
XVIII wieku 109
Sources on the History of the Town of Heilsberg in the 16th to
18th Centuries 110
- Robert Traba
Die nationale und soziale Reaktion der Ermländer auf die ge-
sellschaftliche Modernisierung um die Wende vom 19. zum
20. Jahrhundert 111
Narodowe i socjalne reakcje Warmiaków w perspektywie pro-
cesu modernizacji na przełomie XIX i XX wieku 124
The National and Social Reactions of the Warmians to the Mo-
dernization of Society at the End of the Nineteenth and Begin-
ning of the Twentieth Centuries 124

Marian Borzyszkowski

Bischof Maximilian Kaller und die polnischsprachige Seelsorge
in der Diözese Ermland 127

Biskup Maximilian Kaller i polskojęzyczne duszpasterstwo w
diecezji warmińskiej 143

Bishop Maximilian Kaller and Pastoral Care in the Polish Lan-
guage in the Diocese of Warmia 144

Ulrich Fox

Bischof Maximilian Kaller und die Seelsorge für die polnisch-
sprechenden Diözesanen 147

Biskup warmiński Maximilian Kaller i duszpasterstwo dla pol-
skojęzycznych diecezjan 173

The Warmian Bishop Maximilian Kaller and Pastoral Care for
the Polish-speaking Diocesans 173

Dariusz Kalinowski

Bischof Maximilian Kaller und die Fragen des deutschen Ostens
in den Jahren 1945 bis 1947 175

Biskup Maximilian Kaller a „sprawa wschodnia“ w latach
1945–1947 213

Bishop Maximilian Kaller and the German East in the Years
1945–1947 214

Artur Dobry

200 Jahre Restaurierung des Schlosses Marienburg. Ein Abriß
der Problematik 217

200 lat restauracji zamku malborskiego. Zarys problematyki . . . 233

Two Hundred Years of Restoration of the Marienburg. A brief
outline of the problems 233

Bibliographie**Dorothea Triller**

Bibliographie Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld 235

Einzelbesprechung

Martin Armgart, Die Handfesten des preußischen Oberlandes
bis 1410 und ihre Aussteller (Mario Glauert) 257

Buchbesprechungen

Altpreußische Biographie. (Teresa Borawska)	269
Słownik biograficzny kapituły warmińskiej. (Mario Glauert) . .	271
Anastazy Nadolny, Archiwum Diecezjalne w Pelplinie. (Jan Wal- kusz)	272
Adalbert von Prag. Brückenbauer zwischen dem Osten und dem Westen Europas. (Winfried Irgang)	277
Tomasz Torbus, Die Konventsburgen im Deutschordensland Preußen. (Christofer Herrmann)	278
Architektura gotycka w Polsce. (Waldemar Moscicki)	283
Jan Wiśniewski, Średniowieczne synody pomezzańskie – Dekana- nat sztumski. (1601–1821) (Mario Glauert)	286
Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 -1648. (Ma- rio Glauert)	288
Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. (Brigitte Poschmann)	291
Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens. Teil II/1: 1466–1655. Teil II/2: 1655–1807. (Teresa Borawska)	293
Documenta Copernicana. (Teresa Borawska)	298
Teresa Borawska, Życie umysłowe na Warmii w czasach Miko- łaja Kopernika. (Stefan Hartmann)	300
Alojzy Szorc, Andrzej Kopiczko, Wyższe Seminarium Duchow- ne „Hosianum“. (Oliver Schmidt)	303
Michael G. Müller, Zweite Reformation und städtische Autono- mie im Königlichen Preußen. (Hans-Joachim Müller)	304
Edmund Piszcz, Colloquium charitativum w Toruniu A. D. 1645. (Stefan Hartmann)	307
Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Bd. I–V. (Hans- Jürgen Karp)	310
Norbert Kasperek, Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycz- nej lat 1795–1847. (Andreas Kossert)	313
Grzegorz Jasiński, Mazurzy w drugiej połowie XIX wieku. (An- dreas Kossert)	314

Henryk Mross, Słownik biograficzny kapłanów diecezji chełmińskiej wyświęconych w latach 1821–1920. (Eligiusz Janus) . . .	317
Grażyna Kobrzenicka – Sikorska, Ikony staroobrzędowców. (Christofer Herrmann)	317
Ute Caumanns, Michael G. Esch, Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in deutschen Ostprovinzen. Wirkungen der industriellen Entwicklung in ausgewählten Städten und Kreisen im Vergleich (1850–1914). (Brigitte Poschmann)	318
Wojciech Wrzesiński, Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycznej 1864–1945. (Andreas Kossert)	319
Roland Engelhart, Philipp Funk (1884–1937) – Leben und Werk. (Hermann-Josef Scheidgen)	322
Jan Walkusz, Duchowieństwo katolickie w diecezji chełmińskiej 1918–1939. (Eligiusz Janus)	325
Priester unter Hitlers Terror. (Hans-Jürgen Karp)	327
Stefan Samerski, Priester im annektierten Polen. (Hans-Jürgen Karp)	328
Mieczysław Józefczyk, Elbląg i okolice 1937–1956. (Hans-Jürgen Karp)	330
Leszek Belzyt, Weryfikacja narodowościowa i jej następstwa na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1945–1960. (Ulrich Fox)	332
Andrzej Kopiczko, Kościół warmiński a polityka wyznaniowa po II wojnie światowej. (Hans-Jürgen Karp)	339
Okręg Mazurski w raportach Jakuba Prawina. (Ulrich Fox)	341
Umschau für die Jahre 1996 und 1997	
I. Allgemeines	343
II. Von der Preußenmission bis zum Zweiten Thorner Frieden (1466)	344
III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1772)	346
IV. Neuere Geschichte nach 1772	349
V. Kunstgeschichte	355
Mitarbeiter dieses Bandes	363



Anneliese Triller, geb. Birch-Hirschfeld, zum Gedächtnis

Von Brigitte Poschmann

Mit dem Tod von Anneliese Triller, die am 15. April 1998 95jährig in Bonn starb, hat ein langes, bewegtes, äußerst engagiertes, doch nicht leichtes Leben seine Erfüllung gefunden. Sie war eine ungewöhnliche Frau: als Mensch, aber auch in ihrer Rolle in dem zu ihrer Zeit zuerst ausschließlich und später immer noch von Männern dominierten Historischen Verein für Ermland. Noch vor ihrer Promotion nahm sie als Gast an den Vorstandssitzungen des Vereins teil, 1934 wurde sie in den Vorstand berufen, dem sie 55 Jahre – bis 1989 – angehörte, von 1956 bis 1989 als stellvertretende Vorsitzende; seit 1967 war sie Ehrenvorsitzende des Vereins.

Entscheidend für den Lebensweg der am 11. August 1903 in Leipzig geborenen Tochter des Augenspezialisten Arthur Birch-Hirschfeld, der 1914 einem Ruf als Professor an die Albertina in Königsberg gefolgt war, wurde ihre Konversion zur katholischen Kirche ein Jahr nach ihrem Abitur 1924 – ein Eklat für die Königsberger akademische Gesellschaft. Im katholischen Jugendbund Quickborn fand sie Gleichgesinnte und Freunde. Die Ziele des Bundes: einfache Lebensführung, strenge Enthaltensamkeit von Alkohol, Wandern, Spielen, Naturnähe und geistliche Förderung durch Werkwochen und Einkehrtage, bei denen sie Romano Guardini begegnete, prägten noch die 80jährige – auch rein äußerlich in der schlichten, jeder Mode abholden Art, sich zu kleiden. Hier und in ihrem Elternhaus lagen wohl die Wurzeln für ihre Weltoffenheit und Toleranz. Heimat wurde ihr dann auch, nach Studienjahren in Leipzig und Bonn, die Katholische Studentengemeinde in Königsberg, von deren Mitkämpferinnen und Aktivitäten sie noch im hohen Alter gern erzählte – ein Kapitel ermländischer Geschichte, von dem wir kaum etwas wissen.

Bischof Augustinus Bludau war es, der ihr als Dissertationsthema die „Geschichte des Kollegiatstifts in Guttstadt (1341–1811)“ empfahl und ein an ihrer Arbeit sehr interessierter Ratgeber blieb. Zu ihrem Schmerz erlebte der „gütige Gelehrte“ († 9. Februar 1930) nicht mehr den Abschluß ihrer umfangreichen Arbeit, mit der sie im Herbst 1930 bei Prof. Rothfels *summa cum laude* zum Dr. phil. promovierte. Bei ihrem Doktorvater, der bald auf nationalsozialistischen

Druck hin seinen Lehrstuhl in Königsberg verlor, setzte sie durch, daß der für die Promotion vorgesehene Teil ihrer Arbeit – vollständig wurde sie in der *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* Band 24 (1931/32) veröffentlicht – völlig unüblich dem verstorbenen Bischof gewidmet wurde.

Ihre Erstlingsarbeit setzte ein intensives Quellenstudium voraus. Monatelang brachte die Doktorandin in Guttstadt mit der Durchsicht des Archivs des ehemaligen Kollegiatstifts zu, fast ebensoviel Zeit im Bischöflichen und Domkapitularischen Archiv in Frauenburg. Bei ihrer Freude an dieser Arbeit verwundert es nicht, daß sie sich anschließend für den Archivarsberuf entschied und die Referendaraus- bildung am Institut für Archivwissenschaft in Berlin-Dahlem absolvierte. Tatsächlich war diese Laufbahn damals aber für Frauen fast aussichtslos. Es gehörten für eine Frau schon Courage, Optimismus, Gottvertrauen und persönliche Anspruchslosigkeit dazu, aus Liebe zur Sache auch mit einem schlechtbezahlten Arbeitsplatz als Hilfskraft zufrieden zu sein.

Diese sie auszeichnenden Eigenschaften halfen Frau Triller, nach Abschluß der Referendarzeit sich bei Bischof Maximilian Kaller um eine Anstellung am bis dahin noch nebenamtlich von Domvikaren verwalteten Bischöflichen und Domkapitularischen Archiv zu bewerben. Sie überzeugte den Bischof, den sie schon in Berlin als Pfarrer von St. Michael kennengelernt hatte. Im Dezember 1933 übertrug er ihr die Leitung der Archive und besoldete sie, da die Stelle im Diözesanhaushalt nicht vorgesehen war, bis zum nächstjährigen Haushaltsbeginn im April unkonventionell aus eigener Tasche – mit Mittagstisch an der bischöflichen Tafel. Die beiden Archive wurden zum Diözesanarchiv zusammengeschlossen und der neuen Leiterin zugleich die Verwaltung der Dombibliothek übertragen. 1937 kam dann noch die Tätigkeit als kirchlich beauftragte Archivpflegerin der Diözese Ermland hinzu, was die Aufsicht über die Pfarrarchive bedeutete, d. h. die Beratung der Pfarrer auf diesem Gebiet und notfalls auch die Ordnung der Archive selbst. Bernhard-Maria Rosenberg berichtete 1973 über die „Aufregung, (die) die Anstellung einer Frau als Wissenschaftlerin an einer kirchlichen Institution in Frauenburg mit sich brachte“ (*Unsere ermländische Heimat* 1973, Nr. 2/3).

In den elf Jahren, die ihr bis zur Flucht in den letzten Januar Tagen des Jahres 1945 blieben, bewältigte Frau Triller ein immenses Arbeitspensum. Die wichtigsten Altbestände wurden neu verzeichnet und geordnet, so daß ihr Aktenverzeichnis noch nach dem Krieg bis zum Ende der siebziger Jahre das alleinige Findmittel dieses Archivs

blieb. Dabei konnte die Archivarin sich dieser Arbeit nur „nebenbei“ widmen. Vorrang gewannen je länger, desto mehr die familienkundlichen Anfragen, die vor allem durch die nationalsozialistischen Rassegesetze ausgelöst wurden und von Beamten und Richtern den Nachweis arischer Vorfahren erforderten, also existenznotwendig waren. Zur Erleichterung der damit verbundenen Sucharbeiten begann sie umfangreiche Namenskarteien anzulegen, in die alle in den Verwaltungs- und Gerichtsakten genannten Personen- und Ortsnamen aufgenommen wurden. Wie sehr die Familienforschung die Archivarin beschäftigte, zeigen ihre personenbezogenen Veröffentlichungen wie „Ein- und Auswanderung zwischen dem Ermland und dem Herzogtum Preußen im 16. und 17. Jahrhundert“, die große und wichtige Edition der „Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660 und 1688“, „Ermländische Heiligelindepilger während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“ und „Heiligelindepilger aus dem Herzogtum Preußen um die Mitte des 17. Jahrhunderts“, „Landesverweisungen und andere Strafen bei Verstößen gegen die Pestordnung im Ermland“, „Ermländische Güter und Vasallen im 16. Jahrhundert“ sowie „Eine Frauenburger Bürgerliste von 1626–1630“ (alle in ZGAE Band 25–28/1934–1943).

Ihre Tätigkeit im Diözesanarchiv und in den Pfarrarchiven schilderte Frau Triller selbst auf die ihr eigene anschauliche wie auch humorvolle Art im *Ermlandbuch* 1982 und 1991. Daß manch ein Pfarrer auf die Idee kam, der Diözesanarchivarin auch noch die Abfassung seiner Pfarrchronik anzutragen, zeigen die „Geschichte der Pfarrgemeinde Reimerswalde-Raunau“ und die „Geschichte der Pfarrei Groß Bertung, Krs. Allenstein“ (ZGAE Band 29/1958 und Band 37/1974). – Das Ermländische Diözesanarchiv zählt zu den ganz wenigen durch die Kriegsereignisse des Jahres 1945 nicht dezimierten ostdeutschen Archiven. Das war sicher ein Glücksfall, der aber auch durch die Archivarin befördert wurde. Sie verpackte im Herbst 1944 die gesamten Archivbestände in Kisten zum Abtransport nach Westen, der jedoch nicht mehr zustande kam. Die Akten in den Regalen wären ohne Zweifel dem Vandalismus der Sieger zum Opfer gefallen. Die sorgfältig verpackten Kisten signalisierten ihnen, daß es sich um Kostbarkeiten handeln müsse, die nach Moskau transportiert und in den fünfziger Jahren an Polen zurückgegeben wurden.

Im Jahr 1941 heiratete Anneliese Birch-Hirschfeld den Lektor für Polnisch und Dozenten an der Staatlichen Akademie in Braunsberg Dr. Alfons Triller, seit 1955 an der Universität Bonn, der sich mit einer Arbeit über den ermländischen Bischof Ignaz Krasicki habili-

tiert hatte. Pragmatisch, realistisch und großzügig, wie sie war, wußte sie ihrer Familie, der vier Kinder geschenkt wurden, ebenso gerecht zu werden wie der intensiven Beschäftigung mit der ermländischen Geschichte, für die noch die fast Neunzigjährige die strapaziösen Reisen in das Diözesanarchiv in Allenstein auf sich nahm, und sie fand zugleich die Zeit, aus den Kraftquellen ihrer Jugend zu schöpfen – dem Wandern, dem Austausch mit Freunden und der geistig-geistlichen Einkehr bei Seminaren und Tagungen.

Anneliese Triller schrieb bis 1945 fast 40 Aufsätze und Artikel für die Vereinszeitschrift, den *Ermländischen Hauskalender (Ermlandbuch)*, das *Ermländische Kirchenblatt*, die Sonntagsbeilagen der Zeitungen und für überregionale Zeitschriften, dazu Beiträge für das *Deutsche Städtebuch* (1939) und für den ersten Band der *Altpreußischen Biographie* (1941) und andere Lexika. Ihr Interesse galt von Anfang an der Kirchengeschichte sowie kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Themen. Sie hatte eine leichte Feder und die Gabe, neben dem Verfassen wissenschaftlich exakter Abhandlungen und der Edition von Quellen die Geschichte dem Laien sehr anschaulich und humorvoll näherzubringen.

Die Zahl ihrer Veröffentlichungen umfaßt insgesamt mehrere hundert Titel. Hier kann nur an die wichtigsten erinnert werden. Ihr Herzensanliegen wurde die Seligsprechung Dorotheas von Montau. Die Herausgabe der umfangreichen Quellen kam nur durch ihre Mithilfe zustande: 1964 die *Vita Dorotheas*, herausgegeben von Hans Westpfahl, 1978 die *Akten des Kanonisationsprozesses von 1394–1521*, herausgegeben von Richard Stachnik, und 1992 der „*Liber de Festis*“, die *Offenbarungen der Seligen*, von Frau Triller selbst herausgegeben unter Mitwirkung von Ernst Borchert. Zudem beschäftigte sie sich in 20 Aufsätzen mit dem Leben der Klausnerin von Marienwerder, in deren uns Heutigen kaum noch zugängliche Gedankenwelt sie sich wie kaum ein anderer hineinversetzen konnte. – Auch an der Herausgabe der *Geschichte der Jesuitenresidenzen Deutsch-Krone* (1967) und *Danzig* (1986) war sie wesentlich beteiligt. Zur *Geschichte der Braunsberger Jesuiten* verfaßte sie mehrere *Konvertitenbilder* herausragender Persönlichkeiten, unter denen den Konvertiten ihr besonderes Interesse galt. Ebenso nahm sie sich der im Ermland wenig bekannten *Biographien der polnischen Bischöfe des 17. und 18. Jahrhunderts* und *heiligmäßiger Menschen* wie der des Dompropstes Tomasz Ujejski und des „*ermländischen Pfarrers von Ars*“, Bernhard Graw, an.

Ein weiterer Schwerpunkt ihrer Untersuchungen war die Ge-

schichte der ermländischen Wallfahrtsorte. Hierbei beschäftigte sie außer dem religiösen Aspekt auch der volkskundliche, Wallfahrt und Jahrmarkt oder Wunder wie „das Heilandsbild, das nicht verbrennen wollte“. In einer Vielzahl kleinerer Abhandlungen erzählte sie vom „heiligen Stein im Frischen Haff“, vom „blutschwitzenden Tröpfchen“ zu Seeburg, von Starstechern, Badern, Barbieren und Wundärzten, von Scharfrichtern, einem Alchimisten in Braunsberg und nicht zuletzt von Spuk und Hexen. Die Geschichte der „Dargelsekte“, ein ermländisches Tabuthema, über das man nur hinter vorgehaltener Hand sprach, war für sie, weil ungewöhnlich, ein historisch bedeutsames Phänomen, dessen Darstellung und die Lebensbeschreibungen der beide Hauptakteure ihr großes Verständnis für die Verirrungen der menschlichen Seele zeigen.

Sieben Jahrzehnte lang hat Anneliese Triller die Arbeit des Historischen Vereins für Ermland und die ermländische Geschichtsforschung entscheidend mitgeprägt. Durch die Spannweite ihrer Interessen erschloß sie neue Einsichten auf vielen historischen Gebieten. Ohne Vorurteil und doch kritisch bezog sie die polnische Geschichtsschreibung in ihre wissenschaftliche Reflexion mit ein. Wir, ihre Freunde, Bekannten und historisch Interessierten, werden sie sehr vermissen, ihre menschliche Wärme und den Sinn für Humor, ihre uneigennützigte Hilfsbereitschaft, aber auch ihre Geradheit und die Unbeirrbarkeit, mit der sie ihre Meinungen und Einsichten vertrat und verteidigte.

Die Bibliothek des Franziskanerklosters in Braunsberg

Ein vorläufiger Rekonstruktionsversuch

Von Teresa Borawska

Das in der nordwestlichen Ecke der Braunsberger Altstadt gelegene Franziskanerkloster war der älteste Konvent der Minderbrüder in der Diözese Ermland (Wehlau – 1349, Wartenburg – 1346). Zusammen mit den Klöstern in Thorn (1239), Kulm (1258), Neuenburg an der Weichsel (1282) und Danzig (1419) bildete er die Kustodie Preußen, die zur Provinz Sachsen gehörte¹. Auf Betreiben von Heinrich [I.] Fleming kamen Franziskaner aus Deutschland nach Braunsberg und unterstützten die ermländischen Bischöfe bei der Christianisierung der heidnischen Prussen. Einige der Franziskaner gelangten sogar nach Semgallen². Im Laufe der Zeit widmeten sich die Minderbrüder der Verbreitung der Ideale des hl. Franziskus, hauptsächlich unter den Untertanen des Bischofs von Ermland, obwohl sie sich uneingeschränkt auf dem Gebiet der ganzen Kustodie Preußen bewegten, wo sie Almosen sammelten und neue Ordensbrüder rekrutierten³.

Da sie hinsichtlich der Seelsorge in Konkurrenz zum Pfarrklerus standen, sorgten die Minoriten in besonderer Weise für eine gute Vorbereitung ihrer Beichväter, Prediger und Theologen. In der Regel unterhielt jedes Franziskanerkloster, so auch der Braunsberger Kon-

-
- 1 Zur Geschichte der Franziskaner in Preußen ausführlich W. ROTH, Die Dominikaner und Franziskaner im Deutsch-Ordensland Preussen bis zum Jahre 1466. Königsberg i.P. 1918, S. 87–152. H. NIEDERMEIER, Die Franziskaner in Preussen, Livland und Litauen im Mittelalter. In: ZEITSCHRIFT FÜR OSTFORSCHUNG 27 (1978) S. 1–30. Vgl. auch die mehr populäre Darstellung von H. SCHMAUCH, Franziskaner im Preussenlande. In: UNSERE ERMILÄNDISCHE HEIMAT 9 (1963) Nr. 1, S. 1–2; Nr. 2, S. 5; Nr. 3, S. 9; Nr. 4, S. 13–14; 10 (1964) Nr. 2, S. 7; Nr. 3, S. 9; Nr. 4, S. 13–15. Siehe auch P. SCHLAGER, Verzeichnis der Klöster der sächsischen Franziskanerprovinzen. In: FRANZISKANISCHE STUDIEN 1 (1914) H. 2, S. 230–242.
 - 2 Für ihren apostolischen Eifer dankte ihnen Papst Clemens V. in der Bulle *In vinea Domini* vom 19. 6. 1310, G. MATERN, Die kirchlichen Verhältnisse im Ermland während des späten Mittelalters. Paderborn 1953, S. 55.
 - 3 Noch 1513 und 1522 baten die Franziskaner den Bischof von Samland um das Recht, Almosen auf der Nehrung sammeln zu dürfen, MATERN, S. 231.

vent, eine Schule, in der die Mönche unter Anleitung eines Lektors philosophisch-theologische und kirchenrechtliche Texte studierten. In einer separaten Elementarschule wurden den Novizen die wichtigsten Gebete, das Singen, die Regel und die Geschichte des Ordens, die im Orden herrschenden Gewohnheiten sowie Grundkenntnisse der lateinischen Grammatik, der Logik und der Philosophie vermittelt. Dieses Wissen erweiterten die Ordensbrüder durch Einzelstudien in Erfurt, wo sie in das philosophisch-theologische System des Duns Skotus sowie das Kirchenrecht eingeführt wurden. Die Begabtesten schickte man zum Studium generale nach Paris, Bologna, Padua oder Rom, und seit dem 15. Jahrhundert hauptsächlich nach Deutschland (Erfurt, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt, Köln), wo die Scholastik und die charakteristischen Lehren der Franziskaner-Schule (Bonaventura, Skotus) verbreitet waren. Viel seltener dagegen wurden die Minoriten auf die Universität geschickt, um dort neben der Theologie auch Recht und Medizin zu studieren⁴.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß in der Anfangszeit des Konvents in Braunsberg eine Novizenschule bestand. Da das zweimal verlegte Kloster (1300 und 1330) keine Voraussetzungen für die Ausbildung des Nachwuchses bot, wurde er vermutlich nach Thorn, dem Sitz des preußischen Kustos, geschickt. Erst die Errichtung von drei miteinander verbundenen Gebäuden in Braunsberg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in denen 50 Mönchszellen vorhanden (aber vermutlich nie vollständig belegt) waren, ermöglichte die Einrichtung einer Räumlichkeit für die Novizenschule⁵. Wahrscheinlich wurde damals damit begonnen, nicht nur Novizen, sondern auch weltliche Jugendliche zu unterrichten. Es ist unbekannt, ob von An-

4 K. ELM, Mendikantenstudium, Laienbildung und Klerikerschulung im spätmittelalterlichen Westfalen. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 bis 1981. Hrsg. von B. MOELLER, H. PATZE, K. STACKMANN. Göttingen 1983, S. 586–617. F. DOELLE, Die Rechtsstudien der deutschen Franziskaner im Mittelalter und ihre Bedeutung für die Rechtsentwicklung der Gegenwart. In: Aus der Geisteswelt des Mittelalters. Studien und Texte Martin Grabmann zur Vollendung des 60. Lebensjahres von Freunden und Schülern gewidmet. Hrsg. von A. LANG, J. LECHNER, M. SCHMAUS. 2. Halbband. Münster i. W. 1935, S. 1037–1064. MATERN (wie Anm. 2), S. 57 f. ROTH (wie Anm. 1), S. 124.

5 E. BRACHVOGEL, Die Vorgeschichte des Franziskanerklosters in Braunsberg. In: ZGAE 24 (1932) S. 523–527. A. SZORC, in: Braniewo (Monografie Miast i Wsi Warmii i Mazur, Nr. 2). Olsztyn 1995, S. 152 f., 235.

fang an zwei getrennte Schulen vorhanden waren⁶. In den vierziger Jahren des 14. Jahrhunderts zeichnete sich die Franziskanerschule in Braunsberg durch ein hohes Bildungsniveau aus. Hier wurden u. a. die *Ars dictandi* des Odo von Lüneburg und der *Computus orbicularis* des Johannes v. Erfurt unterrichtet. Einer der bekanntesten Zöglinge der Schule war Thomas Werner (um 1430–1498), Sohn des Bürgermeisters von Braunsberg, später Professor für Theologie an der Universität Leipzig sowie Kanoniker am Domkapitel in Frauenburg und Kustos von Ermland⁷.

Der Ausbildung der Jugend sowie auch den eigenen Studien der Ordensbrüder dienten die von ihnen gesammelten Bücher. Sie sind eine außerordentlich wichtige Quelle zur Erforschung sowohl des Schulwesens im Mittelalter, der Rezeption der damaligen geistigen Strömungen und Richtungen in der Wissenschaft wie auch der persönlichen Interessen und Ansichten der Braunsberger Franziskaner, der Eigentümer und Benutzer der erhaltenen Schriften. Mittelbar ermöglichen sie auch, das kulturelle und geistige Niveau der intellektuellen Eliten Braunsbergs, der größten Stadt Ermlands und seit 1340 Sitz des Bischofs und seines Hofes, näher zu bestimmen.

Ein deutliches Indiz für das wirtschaftliche Potential der Stadt, die etwa 2500 Einwohner zählte, war z. B. die Höhe der Steuer, die auf der Versammlung der preußischen Stände in Graudenz am 13. Juli 1454 mit dem polnischen König Kasimir IV. zur Finanzierung des Krieges gegen den Deutschen Orden beschlossen worden war. Die Altstadt Braunsberg sollte 2000 preußische Groschen aufbringen, genauso viel wie Thorn und Elbing. Einzig Königsberg und Danzig verpflichteten sich damals, 7000 bzw. 10000 Groschen zusammenzubringen⁸. Hinsichtlich der Anzahl der bis 1525 auf ausländische Universitäten gesandten Studenten stand Braunsberg mit 162 nach Dan-

6 Das Problem der Franziskanerschule wird in der in Vorbereitung befindlichen Monographie über die mittelalterliche Bibliothek der Minderbrüder in Braunsberg ausführlicher behandelt werden. – Vgl. K. STOPKA, Szkoła zakonna w Polsce średniowiecznej jako problem badawczy. In: Kłasztor w kulturze średniowiecznej Polski. Hrsg. von A. POBÓG-LENARTOWICZ und M. DERWICH. Opole 1995, S. 49–60.

7 T. BORAWSKA – H. RIETZ, Die Bibliothek des Leipziger Professors Thomas Werner (gest. 1498) aus Braunsberg in Preußen. In: Beiträge der polnischen Stipendiaten der Herzog August-Bibliothek zur Philosophie, Geschichte und Philologie. Kraków 1994, S. 94.

8 Acten der Ständetage Preussens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Hrsg. von M. TOEPPEN. Bd. 4. Leipzig 1884, Nr. 291, S. 437 f.

zig (765), Königsberg (418), Thorn (334), Elbing (254) und Marienburg (164) an sechster Stelle⁹.

Freilich sind hierbei die Franziskaner nicht berücksichtigt, weil sie sich gewöhnlich nicht in die Universitätsmatrikel eintragen ließen. Auch gibt es von den Klosterschulen im allgemeinen und denen in den einzelnen Provinzen keine einschlägigen Archivalien. So geben die von den Franziskanern erworbenen Bücher mitunter die einzigen Hinweise auf ihren Studienaufenthalt in einer bestimmten Stadt.

Obwohl über die Anfänge und den Aufbau der Franziskanerbibliothek in Braunsberg wenig bekannt ist, kann man annehmen, daß Bücher die Ordensbrüder seit der Gründung des Klosters begleitet haben. Zwar schloß das Verbot des hl. Franz und später auch das Papst Gregors IX. in der Bulle *Quo elongati* von 1230, das den Franziskanern jegliches Privateigentum untersagte, Bücher mit ein, aber die Erfordernisse des Alltags waren stärker als diese Vorschriften. Obwohl die Franziskaner sonst in äußerster Armut lebten, konnten sie auf ihren häufigen Reisen ohne Bücher schwer auskommen. Die neuen Konstitutionen Benedikts XII. von 1336 erlaubten die Abgabe der in der Klosterbibliothek nicht mehr benötigten Bücher an Angehörige desselben Konvents und sogar derselben Kustodie auf Lebenszeit. Im Laufe der Zeit kam es immer öfter vor, daß die Braunsberger Franziskaner die von ihnen benutzten Bücher, die gewöhnlich früher oder später in die Klosterbibliothek zurückgelangten, mit ihren Namen versahen.

Gemäß den Bestimmungen der erwähnten Konstitutionen von 1336 war der jeweilige Guardian für den Bibliotheksbetrieb verantwortlich. Er war verpflichtet, vor seinem Amtsantritt in Anwesenheit des gesamten Konvents eine Inventur der im Kloster befindlichen Bücher durchzuführen und dafür zu sorgen, daß Neuerwerbungen oder fehlende Exemplare im Inventarbuch verzeichnet wurden; des weiteren sollte jährlich eine Bücherinventur stattfinden. Der Guardian war durch die päpstlichen Vorschriften auch gehalten, alle Schenkungen und Gelder, die den Mitgliedern des Konvents zuflos-

9 Die Berechnungen der Zahlen auf der Grundlage der Arbeiten von M. PERLBACH, *Prussia scholastica. Die Ost- und Westpreussen auf den mittelalterlichen Universitäten. Braunsberg 1895*, und H. BOECKMANN, *Die preußischen Studenten an den europäischen Universitäten bis 1525. In: Historisch-geographischer Atlas des preußenlandes. Hrsg. von H. MORTENSEN, G. MORTENSEN, R. WENSKUS. Lieferung 5. Wiesbaden 1973, S. 1–12.*

sen, für den Erwerb neuer Bücher zu verwenden, die für die Studien benötigt wurden. Erst danach durften eventuell übrig gebliebene Mittel für gemeinsame Bedürfnisse des Klosters ausgegeben werden¹⁰.

Nicht anders dürfte es in Braunsberg gewesen sein, wenngleich Inventare dieser Art nicht überliefert sind. Mit dem wachsenden Bücherbestand könnte die Leitung der Bibliothek in den Händen des örtlichen Lektors gelegen haben, dem auch der Erwerb neuer Bücher und die Anschaffung von Schreibmaterialien für das Scriptorium oblag.

Den Grundstock der Klosterbibliothek bildeten zweifelsohne liturgische Bücher, die Heilige Schrift sowie die Texte der Regel und der Konstitutionen des Ordens, die die Franziskaner aus Deutschland nach Braunsberg mitgebracht hatten. Sie wurden in der Sakristei oder im Chor der Kirche aufbewahrt, aber mit dem Anwachsen der Sammlung suchte man für sie einen eigenen Raum (anfänglich vielleicht in der Kapelle oder dem Anbau über der Sakristei). Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestand bereits eine regelrechte Bibliothek, in der sich Lesepulte befanden, an denen die wertvollsten Bände mit einer Kette befestigt waren. Daneben gab es dort Schränke mit Büchern, die die Mönche auch in ihre Zellen ausleihen durften¹¹. Sicherlich gab es eine Bibliotheksordnung, die in Ausnahmefällen auch eine Ausleihe der Bücher außerhalb der Klostermauern erlaubte¹².

Die Stabilisierung des klösterlichen Lebens und die Zeit der wirtschaftlichen Blüte Preußens bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts trugen gewiß zur Erweiterung der Braunsberger Büchersammlung bei, gewöhnlich durch Legate der Ordensbrüder selbst und durch

10 H. FELDER, Geschichte der wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1904, S. 80. *Bullarium Franciscanum*. Hrsg. von C. EUBEL. Roma 1902, S. 33f. Zum Verhältnis der mittelalterlichen Franziskaner zum Buch ausführlicher K. GŁOMBIOWSKI, Biblioteka franciszkanów w Nysie w świetle inwentarza z roku 1678. In: *Z dziejów książki na Śląsku*. Wrocław 1953, S. 80–90.

11 E. LEHMANN, Die Bibliotheksräume der deutschen Klöster im Mittelalter. Berlin 1957, S. 9–17.

12 Vgl. R. MARCINIAK, Piętnastowieczny regulamin biblioteczny z klasztoru kanoników regularnych w Trzemesznie. In: *Discernere vera ac falsa. Prace ofiarowane Józefowi Szymańskiemu w sześćdziesiątą rocznicę urodzin (ANNALES UNIVERSITATIS MARIAE CURIE-SKŁODOWSKA, vol. 45, Sectio F)*. Lublin 1990, S. 221–230.

Kopien, die man von den am meisten gebrauchten Büchern im Scriptorium anfertigte, sowie durch letztwillige Schenkungen von Laien und Weltgeistlichen und auch durch Kauf.

Die militärische Niederlage des Deutschen Ordens im Jahre 1410 sowie die darauf folgende wirtschaftliche Krise des Ordensstaates verschonte auch das Ermland nicht, das zum Schauplatz der Auseinandersetzungen zwischen Polen und dem Deutschen Orden (1414, 1454–1466) wurde. Die Periode des Verfalls des kulturellen Lebens in den Städten und Klöstern fiel zeitlich mit der Krise in der Kirche (großes Schisma, Hussitismus) zusammen. Allerdings hatte das auch eine positive Wirkung auf die geistige Tätigkeit der Braunsberger Franziskaner. Persönlich oder mit Hilfe von Schriften konnten sie den gesamteuropäischen Diskurs auf den Synoden und Konzilien in Pisa (1409), Konstanz (1414–1418), Basel-Ferrara-Florenz und Rom (1431–1449) verfolgen, die der Reform der Kirche, dem Konziliarismus, dem Konflikt zwischen Polen und dem Deutschen Orden, der Union mit der griechisch-katholischen Kirche und schließlich auch der Reform des Franziskanerordens gewidmet waren. So sanktionierte 1415 das Konzil zu Konstanz die Reform der Observanz; 1446 erkannte Papst Eugenius IV. die Eigenständigkeit der Observanten an, die allerdings erst 1517 durch Leo X. definitiv bestätigt wurde. Obwohl der Konvent in Braunsberg die alte (konventuale) Regel beibehielt, blieb die neue Reformbewegung gewiß nicht ohne Einfluß auf die Versuche einer Klosterreform, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts unternommen wurden. Es ist auch zu bezweifeln, daß die Braunsberger Franziskaner Verständnis für die seit 1467 vom polnischen König Kasimir IV. und den Städten Danzig, Elbing und Thorn betriebenen Versuche aufbrachten, die Gründung von Observantenhäusern im Königlichen Preußen unter der Leitung von Vikaren der polnischen Provinz zu veranlassen. Nichtdestoweniger zeugen die von den Braunsberger Franziskanern hinterlassenen Bücher, die von Theologen aus dem Kreis der Observanten (Nicolaus d'Orbellis, Stefan Brulefer, Paulus Scriptoris, Pelbartus v. Temesvár, Nicolaus Denis sowie der in Heilsberg geborene Ludwig von Preußen)¹³ stammen, von einem seit dem Ende des 15. Jahrhunderts deutlich steigenden Interesse an der neuen Reformbewegung. Dieser war auch die Einführung der Observanz in Riga und die Gründung neuer Konvente in Dorpat, Fellin und Lemsal förderlich. In dieser Zeit entstand die

13 Über Johannes Wohlgemuth aus Heilsberg (gen. Ludovicus de Prussia) vgl. ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1. Marburg/Lahn 1941, S. 411.

Kustodie Livland (*Custodia Livoniae*), an die bald die Observantenhäuser Wehlau (1477) und Saalfeld (1480) in Preußen angeschlossen wurden. Infolgedessen entstand eine gemeinsame livländisch-preussische Kustodie (*Custodia Livoniae et Prussiae*)¹⁴.

Die Zerstörungen der Kriege zwischen Polen und dem Deutschen Orden, die steigende Bedeutung von Danzig, Elbing und Thorn sowie die städtefeindliche Politik der Bischöfe von Ermland führten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur wirtschaftlichen und politischen Schwächung Braunsbergs, die mit der Besetzung der Stadt durch die Truppen des Hochmeisters Albrecht Hohenzollern im Jahre 1520 besiegelt wurde. Die beinahe fünfjährige Anwesenheit der Ordensritter in der Stadt war für die Entwicklung der Reformation förderlich und verursachte in der weiteren Perspektive den Niedergang des Franziskanerklosters. Da es an neuen Berufungen fehlte, sank die Zahl der Mönche allmählich. Einige Franziskaner legten ihre Kutte ab, andere zogen den Sinn des klösterlichen Lebens in Zweifel, wie der begabte Prediger Franz Radike, der sich 1534 um die Wiederaufnahme in den Konvent bemühte. Einige übernahmen auch die Stellen von Pfarrern in verlassenen Pfarreien¹⁵. In diesen schwierigen Zeiten entstanden auch Schäden an der Büchersammlung, die praktisch seit der Mitte des 16. Jahrhunderts schon keine Neuerwerbungen mehr verzeichnete. Die letzte überlieferte Bücherschenkung zugunsten des Mutterhauses der Minderbrüder wurde 1534 von Johann Bornemann getätigt, aber noch 1538 wurden Bücher außerhalb des Klosters ausgeliehen¹⁶. Viele Bücher konnten unter niemals geklärten Umständen verloren gehen, z. B. beim bewaffneten Überfall der Braunsberger Bürger auf das Kloster am ersten Weihnachtstag 1524. Einige Bücher ließ später der ermländische Bischof Stanislaus Hosius wegbringen¹⁷. Für die Braunsberger

14 NIEDERMEIER (wie Anm. 1), S. 20f.

15 L. LEMMENS, Urkundenbuch der alten sächsischen Franziskanerprovinzen. Bd. 2. Die Kustodie Preussen. Düsseldorf 1913, S. 149–151. SCHMAUCH (wie Anm. 1), 10 (1964) Nr. 4, S. 13.

16 Siehe z. B. die Inkunabel Ludolfs v. Sachsen *Meditationes vitae Jesu Christi*, Nürnberg: Anton Koberger, 14. VIII. 1495, 2^o, wo sich auf dem Titelblatt die Eintragung findet: *Liber hic pertinet fratribus in monasterio Braunsbergk quem accomodaverunt ad vsum Domino Georgio curato in Langenwaldt 1538 4. Kal. Julij.*

17 J. Z. LICHANSKI, Jakob ben Machir ibn Tibbon, genannt Profatius Judaeus, und sein Almanach in den Sammlungen der Universitätsbibliothek Uppsala. In: NORDISK TIDSKRIFT FÖR BOK- OCH BIBLIOTEKSVÄSEN 74 (1987) S. 8–13.

Bibliothek könnten sich auch die Kanoniker aus dem nahe gelegenen Frauenburg interessiert haben. Sie baten am 15. Oktober 1551 Hosius darum, wertvolle Gegenstände und Kostbarkeiten vor Zerstörung oder Diebstahl zu sichern¹⁸. Vielleicht wies damals der ermländische Bischof die Franziskaner Bernhard aus Thorn und Simon Neumeister aus Kulm (den früheren Kustos der Observanten-Kustodie Livland-Preußen) an, den Klosterbesitz zu schützen. Beide übergaben 1565 den nach Braunsberg gekommenen Jesuiten offiziell die Kirche sowie die Klostergebäude nebst Bibliothek¹⁹.

Das damals angefertigte Inventar verzeichnet einen Bestand von über 320 Bänden, die den Grundstock der Bibliothek des Jesuitenkollegs bildeten, das bis zum Einfall der Schweden im Jahre 1626 ungestört tätig war²⁰. Im Vergleich zu anderen Inventaren von Franziskanerbibliotheken in Preußen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren diese 320 Bände keine imponierende Zahl (z. B. verfügten die Minderbrüder in Wehlau bis 1523 über 515 Bände, und der Konvent in Danzig besaß bis 1555 1075 Bücher²¹).

Es gibt jedoch Gründe für die Annahme, daß die Klosterbibliothek in Braunsberg ursprünglich viel umfangreicher war, sich ihr Bestand

18 *Res pretiosae Monasterii Brunsbergensis equidem in periculo sunt. Itaque ut in custodiam suam eas R. D.tio V. accipiat, consultum et necessarium arbitramur*, STANISLAI HOSII Epistolae. Tomus II. Pars 2. Ed. F. HIPLER, V. ZAKRZEWSKI. Cracoviae 1886, Nr. 522, S. 97.

19 E. WILL, Zur Geschichte der Braunsberger Bibliotheken. In: Königsberger Beiträge. Festgabe zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg/Pr. Königsberg/Pr. 1929, S. 374f. J. OBLĄK, O początkach kolegium jezuickiego i Seminarium Duchownego w Braniewie. In: STUDIA WARMINSKIE 5 (1968) S. 5–41.

20 Original im Archivum Archiepiscopii Warmińskiej w Olsztynie. Archiwum Biskupie B 1, K. 280–283: *Index librorum monasterii Brunsbergensis collegio Societatis Jesu donatum*. Druck (jedoch ungenau und mit Fehlern) bei F. HIPLER, *Analecta Warmiensia*. Studien zur Geschichte der ermländischen Archive und Bibliotheken. In: ZGAE 5 (1874) S. 384–389, sowie bei J. OBLĄK (wie Anm. 19) S. 9–15.

21 H. BAUER, Bildungs- und Bibliothekswesen im Ordenslande Preußen. In: ZENTRALBLATT FÜR BIBLIOTHEKSWESEN 46 (1929) S. 405. MATERN (wie Anm. 2), S. 58. Vgl. auch die Größe anderer Franziskanerbibliotheken, wie etwa in Braunschweig (ca. 450 Bände, 1532) oder in Hessen in Grünberg (fast 500 Bände, 1527) und in Korbach (ca. 130 Bände, 1543), L. CAMERER, Die Bibliothek des Franziskanerklosters in Braunschweig. Braunschweig 1982, S. 14–21, W. DERSCH, Die Bücherverzeichnisse der Franziskanerklöster Grünberg und Corbach. In: FRANZISKANISCHE STUDIEN 1 (1914) H. 4, S. 438–478.

aber mit der Zeit verringert hat. Abgesehen von den vor 1565 weggenommenen oder ausgeliehenen Büchern enthielt das genannte Inventar so gut wie keine Schullehrbücher, keine Texte der Regel und der Konstitutionen der Franziskaner noch etwa auch die „verdächtigen“ Schriften des Erasmus von Rotterdam, ganz zu schweigen die der Reformatoren wie Philip Melanchthon oder Martin Luther. Dieses Verzeichnis wies auch die Existenz einer größeren Anzahl von Exemplaren eines bestimmten Werkes aus; aber zahlreiche Schriften aus der Feder der schöpferischen Geister des mittelalterlichen Europa wurden manchmal lediglich mit dem Wort *Opera* oder *Opuscula* versehen. Der damaligen Gewohnheit folgend wurde in den Inventaren meist nur der Titelanfang der in einem Sammelband enthaltenen Texte verzeichnet, der dazu noch stark verkürzt wurde. Die Namen der Autoren waren nicht selten so fehlerhaft geschrieben, daß es heute schwierig ist, Titel und Ausgabe eines bestimmten Werkes zu ermitteln. Es wurde auch nicht verzeichnet, ob es sich bei einem konkreten Buch um eine Druck- oder eine Handschrift handelte. Eine gewisse Hilfe bei der Identifizierung der Bücher können sowohl die späteren, genaueren Inventare der Jesuitenbibliothek von 1570 und 1605²² als auch das Verzeichnis der von den Schweden in Braunsberg und Frauenburg im Jahre 1626 geraubten Bücher sein, die ein Jahr später der Universitätsbibliothek in Uppsala übergeben wurden²³.

Eine umfassende Rekonstruktion des alten Bibliotheksbestandes der Braunsberger Franziskaner kann allerdings erst die unmittelbare Betrachtung der bis heute erhaltenen Exemplare ermöglichen, die in europäischen (hauptsächlich in Uppsala) und seltener in polnischen Bibliotheken aufbewahrt werden. Einer der Gründe, die diese Aufgabe erschweren, ist das komplizierte und schwer rekonstruierbare

22 Das Original des *Catalogus librorum omnium Collegii Braunsbergensis, qui in Januarii in initio 1570 tam in bibliotheca quam in cubiculis fratrum erant...Renouatur iterum et auctus anno domini 1605* befindet sich jetzt in den Sammlungen der Universitätsbibliothek Uppsala unter der Signatur U 274. Vgl. H. KEFERSTEIN, *Dziela historyczne w bibliotece kolegium jezuitskiego w Braniewie (w świetle inwentarza z lat 1570–1605)*. In: *ROZNIK ELBLĄSKI* 10 (1985) S. 234 ff.

23 Das *Register på de böker som äro komne ifrå Pryssen år 1626 och nu stå på Stockholms slott* wurde von dem Königsberger Bibliothekar Johann Bureus (gest. 1652) und seinem Gehilfen Israel Starbeck (gest. 1659) angefertigt. Es befindet sich heute unter den Signaturen U 272 (Entwurf) und U 273 (Reinschrift) in der Universitätsbibliothek Uppsala.

Schicksal der Bücher ermländischer Provenienz. Im Laufe der Zeit wechselten sie mehrmals ihren Eigentümer, ihren Aufbewahrungsort oder sogar den Einband²⁴. Deswegen sollte jeder erhaltene und wiedergefundene Band einer genauen Untersuchung unterzogen werden, die nicht nur die Geschichte seiner Herstellung als Handschrift oder Druckschrift und die Organisation des Buchhandels berücksichtigt, sondern vor allem die Geschichte der Leserschaft im Ermland. Denn neben der Aufklärung des Entstehungsprozesses eines Buches und seiner ästhetischen Gestaltung sowie der Analyse seines Inhalts wird die Hauptaufgabe der Forschung darin bestehen, den Weg eines jeden konkreten Exemplars zu rekonstruieren sowie alle seine Eigentümer und Leser wie auch deren Einstellungen zu den Inhalten des Buches zu identifizieren. Da die Bücher der Franziskaner leider selten deutliche Hinweise auf ihre Provenienz enthalten, ist die Forschung auf die in paleographischer Hinsicht schwierige Analyse der vorhandenen Randbemerkungen und Notizen angewiesen, die manchmal recht umfangreich sind und ein beredtes Zeugnis von der aufmerksamen Lektüre des Lesers ablegen.

Jeder Forscher, der Interesse an den ermländischen Sammlungen hat, sollte seine Aufmerksamkeit vor allem auf die Bestände der polnischen und schwedischen Bibliotheken konzentrieren. Die größte Bedeutung kommt dabei der Universitätsbibliothek in Uppsala (Carolina Rediviva) und der Bibliothek des ermländischen Priesterseminars in Allenstein zu.

Hilfreich bei Nachforschungen dieser Art sind gedruckte Kataloge, die Angaben über die Herkunft der Schriften enthalten. Dank der herausragenden Arbeit von Margarete Andersson-Schmitt und Monica Hedlund ist bekannt, daß in der Handschriftenabteilung C der Universitätsbibliothek Uppsala mindestens sechs Codices aufbewahrt werden, die deutliche Spuren tragen, daß sie einst zum Be-

24 Sehr ausführlich ist das Schicksal der Bücher aus Braunsberg beschrieben bei J. TRYPUĆKO, Próba rekonstrukcji biblioteki kolegium jezuickiego w Braniewie, wywiezionej w r. 1626 do Szwecji. In: *Dawna książka i kultura. Materiały Międzynarodowej Sesji Naukowej z okazji pięćsetlecia sztuki drukarskiej w Polsce*. Hrsg. von S. GRESZCZUK und A. KAWECKA-GRYCZOWA. Wrocław 1975, S. 207–220. O WALDE, Storhettidens litterära krigsbyten. En kulturhistorisk-bibliografisk studie. T. 1–2. Uppsala – Stockholm 1916–1920. T. BORAWSKA, Dawne książki warmińskie w zbiorach bibliotek europejskich. In: *W kręgu stanowych i kulturalnych przeobrażeń Europy Północnej w XIV–XVIII w.* Toruń 1988, S. 179–205.

stand der Braunsberger Franziskanerbibliothek gehörten²⁵. Die Identifizierung beinahe aller Inkunabeln aus Braunsberg, die sich in schwedischen Bibliotheken befinden, verdanken wir vor allem Isak Collijn (1875–1949), der allein in Uppsala 95 Bücher aus dem Braunsberger Bestand gefunden hat²⁶. Dabei ist anzumerken, daß sowohl Collijn als auch andere Katalogherausgeber (wie Heinrich Aminson²⁷, Hans Sallander²⁸ oder Åke Åberg²⁹) ausschließlich eindeutige Provenienzmerkmale (wie Eigentumseinträge oder – viel seltener – die Art der Einbände) berücksichtigten. Weiterhin wäre der Schriftcharakter von Randnotizen und anderer Aufzeichnungen oder der Eigentumsvermerke eingehend zu untersuchen. Viele Eigentümer machten nicht nur Anmerkungen zum Inhalt der studierten Texte auf leeren Blättern oder den Innenseiten des Einbandes, sondern schrieben mitunter auch Bemerkungen anderer Art auf, z. B. Notizen familiärer Natur. Konkret müßten alle bereits bekannten Inkunabeln in Uppsala (220), Strängnäs (7), Linköping (2), Västerås (1) und Wilna (1)³⁰, die mit einem Merkmal der Jesuitenbibliothek in Braunsberg (*Collegii Braunsbergensis Societatis Jesu*)

25 Mittelalterliche Handschriften der Universitätsbibliothek Uppsala. Katalog über die C-Sammlung. Bd. 1–6. Von M. ANDERSSON-SCHMITT und M. HEDLUND, ab Bd. 4 H. HALLBERG. Uppsala 1988–1994. T. BORAWSKA, Medeltida handskrifter från Ermland i de svenska biblioteken. In: A Catalogue and its Users. A Symposium on the Uppsala C Collection of Medieval Manuscripts. Ed. by M. HEDLUND. (ACTA UNIVERSITATIS UPSALIENSIS.) Uppsala 1995, S. 74.

26 I. COLLIJN, Katalog der Inkunabeln der Kgl. Universitätsbibliothek zu Uppsala. Uppsala 1907. DERS., Katalog der Inkunabeln der Kgl. Bibliothek zu Stockholm. Bd. 1–2. Stockholm 1914–1916. DERS., Katalog över Linköpings Stifts- och Läroverksbiblioteksinkunabler. Uppsala 1909. DERS., Inkunabelsamlingen i Norrköpings Stadsbibliotek. Norrköping 1924. DERS., Katalog över Västerås läroverksbiblioteksinkunabler. Uppsala 1904. Siehe auch den Abdruck der Titel der Inkunabeln bei J. KOLBERG, Die Inkunabeln aus ermländischem Besitze auf schwedischen Bibliotheken. In: ZGAE 18 (1913) S. 9 ff.

27 H. AMINSON, Bibliotheca Templi Cathedralis Strengnensis. Stockholmiae 1863.

28 H. SALLANDER, Katalog der Inkunabeln der Kgl. Universitätsbibliothek zu Uppsala. Neuerwerbungen seit dem Jahre 1907. Uppsala 1953. Bibliotheca Walleriana. A Catalogue of the Eric Waller Collection (ACTA BIBLIOTHECAE R. UNIVERSITATIS UPSALIENSIS, 9). Uppsala 1955.

29 Å. ÅBERG, Västerås domkyrkas bibliotek år 1640. Efter Olai Dalekarlus' Katalog (ACTA BIBLIOTHECAE AROSIENSIS, 6). Västerås 1973.

30 N. FEIGELMANAS, Lietuvos inkunabulai. Vilnius 1975, Nr. 302.

versehen sind, sowie auch andere Bände, deren Herkunft unsicher oder völlig unbekannt ist, untersucht werden. Dies betrifft in gleichem Maße gedruckte Bücher aus der Zeit nach 1500, um so mehr, als sie bisher am wenigsten bekannt sind. Dank den bereits genannten Katalogen von Aminson, Åberg und Sallander sowie den Hinweisen von Otto Walde wurden insgesamt nicht viel mehr als ein Dutzend Bücher aus Braunsberg in Göteborg, Linköping, Östersund, Stockholm, Strängnäs und Västerås festgestellt. Die wichtigste Bedeutung für die Ermittlung ihrer Provenienz wird dem Katalog des Jesuitenkollegs in Braunsberg zukommen, der nach 1945 von dem bekannten Slavisten aus Uppsala, Professor Józef Trypućko, initiiert worden war. Der allzu frühe Tod des Forschers im Jahre 1983 unterbrach die weit fortgeschrittenen Arbeiten, und der Katalog wurde als Manuskript der Nationalbibliothek in Warschau übergeben. Aus unmittelbaren Gesprächen mit dem Autor des Katalogs, der übrigens in Maschinenschrift der Nationalbibliothek in Warschau übergeben wurde, ging hervor, daß er etwa 2000 Titel (einschließlich der Inkunabeln) aus Braunsberg registrieren konnte. Der Umfang der Jesuitenbibliothek wurde von ihm damals auf etwa 3000 Bände geschätzt. Natürlich werden erst die von den Mitarbeitern der Nationalbibliothek Warschau wiederaufgenommenen Arbeiten am Trypućko-Katalog erlaubt die Jesuitenbibliothek in ihrem Bestand vor 1626 umfassend zu rekonstruieren und damit schneller zu den Büchern der Braunsberger Franziskaner vorzudringen³¹.

Im Laufe der von mir in Uppsala durchgeführten Nachforschungen konnte ich über 300 Druckschriften aus der Braunsberger Franziskanerbibliothek registrieren, die in das Eigentum des Jesuitenkollegs übergegangen sind. Insgesamt wurden über 500 einschlägige handschriftliche und gedruckte Werke festgestellt, die sich einst in der Bibliothek der Braunsberger Minoriten befanden. Die meisten von ihnen (etwa 170 Sammelbände) behielten ihren Originaleinband aus der Zeit vor 1565; bei anderen wurde im 19. Jahrhundert der alte Einband durch einen neuen, meist aus Pappe, ersetzt.

31 J. TRYPUĆKO, Polska klosterbibliotek såsom svenska krigsbyten. Äldre svensk slavistik. Bidrag till et symposium hållet i Uppsala 3–4 februari 1983. Hrsg. von R. GUSTAVSSON und L. LÖNNGREN. Uppsala 1984, S. 42. J. Z. LICHANŃSKI, Katalog der Bibliothek des Collegium Societatis Jesu in BranieŃo (Braunsberg). In: NORDISK TIDSKRIFT FÖR BOK- OCH BIBLIOTEKSVÄSEN 76 (1989) S. 3–10.

Die Bücher aus der Franziskanerbibliothek enthielten selten einen eindeutigen Eigentumsvermerk (*Liber fratorum minorum in Braunsberg* oder *Conventus Braunsbergensis*), aber viel öfter die Namen der früheren Besitzer, die sie der Klosterbibliothek vermacht hatten. Die meisten Bücher (73 Exemplare) überließ der Bibliothek der schon genannte Theologieprofessor Thomas Werner (gest. 1498), der mit den Minoriten in Braunsberg eng verbunden war und in ihrem Kloster sogar eine eigene Zelle hatte³². Private oder auf Lebenszeit ausgeliehene Bücher besaßen auch Mönche, die sich für kurze oder längere Zeit in Braunsberg aufhielten. So vermachte z. B. Johann Bornemann aus Tolkemit seinem Konvent fast 40 Bände, Alexander Svenichen (Schweinichen, ca. 1480–1529) 19, Johann Rollaw (gest. 1556), ehemaliger Guardian und seit 1532 Kustos von Preußen, zehn Bücher. Andere namentlich bekannte Eigentümer besaßen ein bis drei Bücher, z. B. der in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts lebende Leonard Roger oder Magister Ludwig von Preußen (gest. um 1496) und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Johannes Fach, Johannes Panthaleonis, Magister Martin Wolgemut, Gabriel Thyme, Johannes Engelhardi, Gerhard Laurenti, Bartholomäus Jöricz, Martin Tharaw und Andreas Wagener³³. Von weiteren Mönchen sind lediglich die Vornamen bekannt. In der Franziskanerbibliothek gab es auch einzelne Bände, die zuvor Weltgeistlichen gehört hatten. Die meisten von ihnen waren Kanoniker aus Frauenburg, deren Bücher nach einem plötzlichen Tod des Besitzers gewöhnlich nach Braunsberg gebracht wurden, wenn dieser keine andere Verfügung über seine Büchersammlung hatte treffen können. In solchen Fällen lag die Entscheidung über das weitere Schicksal des Nachlasses des Verstorbenen in den Händen des Testamentsvollstreckers oder des

32 Über die Bibliothek von Thomas Werner zuletzt BORAWSKA – RIETZ (wie Anm. 7) S. 93–110 (mit Literatur).

33 Unter den oben erwähnten Eigentümern von Büchern ist Alexander Schweinichen (Svenichen) der bekannteste, ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 2. Marburg 1967, S. 719. SŁOWNIK BIOGRAFICZNY POMORZA NADWIŚLANSKIEGO. Bd. 4. Gdańsk 1997, S. 301f. Über Ludwig von Preußen ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1, S. 411. Über die anderen Ordensbrüder des hl. Franziskus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einzelne Informationen bei L. LEMMENS, Briefe und Urkunden des 16. Jahrhunderts zur Geschichte der sächsischen Franziskaner. In: BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER SÄCHSISCHEN FRANZISKANERPROVINZEN VOM HL. KREUZE 4–5 (1911–1912), S. 45, 59f. DERS., Aus ungedruckten Franziskanerbriefen des 16. Jahrhunderts. Münster i. W. 1911, S. 55–75, 90–115. DERS. (wie Anm. 15) passim.

Domkapitels; auf diesem Wege dürften einige Bücher in das Franziskanerkloster gelangt sein. Besondere Beachtung verdient die äußerst interessante Privatbibliothek des ermländischen Kanonikers und Augenarztes Fabian Emmerich (gest. 1559)³⁴. Beim derzeitigen Forschungsstand läßt sich nicht feststellen, ob Emmerich selbst seine Bücher (etwa 20 Bände) dem vom Niedergang gezeichneten Kloster vermachte, oder ob sie nach seinem Tod wegen des fehlenden Testaments gleich in den Besitz des Jesuitenkollegs übergegangen sind.

Dank des Inventars von 1565 ist bekannt, daß die Braunsberger Büchersammlung in zehn thematische Abteilungen untergliedert war: I. *Biblia Sacra. Concordantiae bibliorum* (71 Bände), II. *Scholastici* (42), III. *Controversiae* (5), IV. *Sermones* (63), V. *Jus et casus* (43), VI. *Historici sacri* (14), VII. *Profani philosophici* (34), VIII. *Historici profani* (21), IX. *Oratores* (3), X. *Poetae* (23). Innerhalb der jeweiligen Abteilung wurden die Titel alphabetisch geordnet. Dabei ist ungeklärt, ob sie in dieser Reihenfolge in der Bibliothek aufgestellt waren. Es ist nicht auszuschließen, daß jede Gruppe auf getrennten Pulten oder in Schränken aufbewahrt wurde³⁵. In der Bibliothek müssen mehrere Lesepulte gestanden haben, weil man bisher über 100 Bände gefunden hat, die einmal angekettet gewesen sind.

Eine inhaltliche Besprechung der Franziskanerbibliothek in Braunsberg stößt auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Der Mosaik-Charakter des mittelalterlichen Buches schließt grundsätzlich eine systematische Ordnung in der Bibliothek aus, und der Klosterbibliothekar vermochte nicht immer, ein konkretes Buch der entsprechenden Abteilung zuzuordnen. Generell läßt sich der Braunsberger Bücherbestand in zwei thematische Hauptgruppen einteilen: eine umfangreiche Sammlung religiöser Literatur und eine bedeutend geringere Gruppe weltlicher Schriften. Dieses Schema war typisch für die Klosterbibliotheken des Mittelalters und gleichzeitig Ausdruck einer Anschauung, die von dem absoluten Primat der Theologie in der Hierarchie der Wissenschaften überzeugt war, und deren Hauptaufgabe man darin sah, dem Menschen die übernatürlichen Ideen nahezubringen.

Das religiöse Schrifttum läßt sich in drei Untergruppen gliedern: Theologie, Homiletik und Kirchenrecht. Am schwersten läßt sich dabei der Inhalt des umfangreichen theologischen Schrifttums charak-

34 ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 1, S. 164. SŁOWNIK BIOGRAFICZNY KAPITUŁY WARMIŃSKIEJ. Olsztyn 1996, S. 53f.

35 Vgl. CAMERER (wie Anm. 21) S. 14–21.

terisieren, da die Grenzen zwischen den einzelnen Disziplinen fließend waren. Ein klassisches Beispiel dafür stellen die Summen dar, die das Gesamtwissen über Gott, den Menschen und die Welt umfaßten. Im Mittelalter war nur eine Theologie (die *doctrina sacra*) bekannt, und zwar in der Form, wie sie in den *Sententiarum libri IV* des Petrus Lombardus oder der *Summa theologiae* des Thomas v. Aquin entfaltet wurde. Das letztgenannte Werk ist zugleich das beste Beispiel für die Zusammenführung von zwei Disziplinen der systematischen Theologie – der Dogmatik, der die ganze scholastische Philosophie dienstbar gemacht wurde, und der Moraltheologie. In diesem Sinne stand die gesamte scholastische Philosophie im Mittelalter im Dienst der Theologie (*philosophia ancilla theologiae*) und beschäftigte sich mit der Deutung und Erklärung sowie der Systematisierung der Dogmen des Glaubens. Auch die Exegese lag in der damaligen Zeit in den Händen scholastischer Theologen, die Vorlesungen über die Heilige Schrift hielten oder Summen und Kommentare zur Bibel verfaßten.

Dieses Phänomen ist auch in der Braunsberger Büchersammlung zu beobachten, in der neben der Bibel, Kommentaren zur Bibel und den Werken fast aller Kirchenväter auch Abhandlungen und Schriften herausragender Vertreter der spekulativen Theologie vertreten waren – angefangen von Repräsentanten der Frühscholastik (Anselm v. Canterbury, Hugo v. St-Victor, Petrus Lombardus), über die Blütezeit der Scholastik (hl. Bonaventura, hl. Thomas v. Aquin, hl. Albertus Magnus, Hugo v. St-Cher, Thomas v. Argentina, Alexander v. Hales, Johannes Duns Skotus und seinen Schüler, den Begründer des Nominalismus Wilhelm v. Ockham) bis zu den Autoren des Spätmittelalters (Petrus v. Bergamo, Stefan Brulefer oder dem glühenden Anhänger Ockhams Gabriel Biel, der auch „der letzte Scholastiker“ genannt wird, sowie den Sympathisanten der Lehre Ockhams, den bekannten Konziliaristen Petrus v. Alliaco und Johannes Gerson).

Viele dieser Scholastiker befaßten sich auch mit Fragen der praktischen Theologie, so daß ihre Namen in der Bibliothek des Braunsberger Klosters mehrmals auftauchen. Von den hier noch nicht erwähnten Autoren sind noch zu nennen: Angelus v. Clavasio, Johannes v. Garlandia, Johannes Nider, Wilhelm Peraldus, Reiner v. Pisa, Antonius Florentinus, Bartholomaeus v. Chaimis und Johannes v. Turcremata (Torquemada); von den Aszetikern und Mystikern waren Schriften von Bernhard v. Clairvaux und der Kartäuser Dionysius Carthusianus und Ludolf v. Sachsen vertreten. Im Bereich der Liturgik findet man das klassische Werk *Rationale divinatorum officiorum*

des bekannten Kanonisten Wilhelm Durandus sowie das im Mittelalter beliebte Lehrbuch für Priester *Manipulus curatorum* von Guido de Monte Rocheri und sogar das 1512 in Krakau gedruckte Werk *Ordo missae*, ehemals Eigentum von Johannes Panthaleonis, der sich den Observanten angeschlossen hatte.

Eine eigene Gruppe bilden antihäretische Schriften, die gegen die Hussiten, Lutheraner und Juden polemisierten. Zwar verzeichnet das Bibliotheksinventar von 1565 nur fünf solcher Titel, aber es gab wahrscheinlich mindestens zehn davon, darunter auch Schriften von Luther und Melanchthon. Dagegen ist eine große Anzahl von Predigtschriften vertreten (hauptsächlich *sermones*), die zusammen mit den *artes praedicandi* und dem gesamten Hilfsapparat des Predigers etwa in die Abteilung Praktische oder Exegetische Theologie einzuordnen wären. Exemplarisch sind hier Namen wie Wilhelm v. Paris, Vinzenz Ferrer, Johannes Gritsch, Roberto Caracciolo, Franciscus Mayronis oder Jacobus a Voragine anzuführen. Auch grundlegende Werke zur Kirchengeschichte fehlten nicht. Neben der bekannten *Historia ecclesiastica* des Eusebios v. Kaisareia und dem *Speculum historiale* des Vinzenz v. Beauvais mit Materialien zur Geschichte der Orden sowie dem *Chronicon* des Antoninus v. Florenz lasen die Braunsberger Franziskaner auch das hagiographische Werk *Legenda aurea* des Jacobus a Voragine, die *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* von Beda Venerabilis und auch die *Peregrinatio in Terram Sanctam* von Bernhard v. Breitenbach. Dagegen lassen sich keine Publikationen zur Geschichte und zur Regel des Franziskanerordens feststellen. Die einzige Ausnahme bildet die Schrift aus dem Besitz Johann Rolaws *Questio super regula sancti Francisci* von Gilbert Nicolai aus dem Jahre 1513; drei andere Druckschriften (darunter die *Tres regulae* des hl. Franziskus) lassen sich nicht eindeutig dem Bücherbestand der Braunsberger Minoriten zuordnen.

Eine bedeutende Stellung in der Sammlung der Braunsberger Franziskaner nahmen Werke aus dem Bereich des kanonischen Rechts ein, darunter die wichtigsten Quellenwerke wie das *Jus canonicum totum*, Exemplare der *Decretales* Gregors IX., der *Sextus Decretalium liber* Bonifaz' VIII., die *Constitutiones* Clemens' V. sowie Abhandlungen der berühmtesten Exegeten (Johannes Andraea, Johannes Calderinus, Nicolaus de Tudeschis, genannt Panormitanus, sowie Petrus v. Ravenna).

Die Braunsberger Franziskaner studierten auch das römische Recht und besaßen nicht nur Werke von Justinian und Abhandlungen der im Mittelalter berühmten Kommentatoren wie Bartolus de

Saxoferrato oder Dominicus de Sancto Geminiano, sondern auch Vokabulare und Konkordanzen für den täglichen Gebrauch. In der Abteilung *Profani philosophici* finden sich neben einigen Werken von Aristoteles auch zahlreiche Kommentare zu ihnen, die meist von Duns Skotus und seinen Schülern (Antonius Andreas, Johannes Magister de Magistris, Nicolaus d'Orbellis, Petrus Tartaretus) stammen. Die Franziskaner müssen besonders den Wert der Logik für Erkenntnis und Wissen wie auch für die Gestaltung der christlichen Moral geschätzt haben, da sie zahlreiche Schriften spätmittelalterlicher Autoren über Logik besaßen (Bartholomäus v. Usingen, Johannes v. Glogau, Albertus Krantz und Konrad Wimpina). Mit gleichem Eifer sammelten sie diverse mathematische und astronomische Abhandlungen (Carolus Bovillus, Anicius Severinus Boethius, Johannes Peckham, Johannes Regiomontanus, Johannes de Sacrobusco oder Johannes Stöffler).

Auch geographische und historische Arbeiten stellen eine wichtige Gruppe unter den Büchern dar. Den Schwerpunkt machten jedoch die Autoritäten der Antike (Julius Caesar, Plinius, Plutarch, Ptolemäus, Sallust, Strabon, Suetonius, Tacitus, Thukydides), Werke der Humanisten (Pomponius Laetus, Marcus Sabellicus) waren dagegen seltener vertreten. Unter den Humanisten fand sich auch Erasmus Stella (gest. 1521), Verfasser des Werkes *De antiquitatibus Borussiae*, der sich in den Jahren 1501–1507 am Hof des Hochmeisters Friedrich in Königsberg aufhielt³⁶.

Kein geringeres Interesse zeigten die Braunsberger Minderbrüder an der Dichtung. Auch in diesem Bereich überwogen die Namen der Klassiker (Cato, Catull, Horaz, Juvenal, Persius, Seneca, Vergil und Terenz), wenngleich auch Zeitgenossen wie Giovanni Boccaccio (*De poeticis fabulis*), Joachim Vadian (*De poetica*) und der Schlesier Laurentius Corvinus nicht fehlten. Letzterer war Verfasser des didaktischen Werkes *Hortulus elegantiarum*, er lebte von 1506 bis 1508 in Thorn und war mit Nicolaus Copernicus befreundet³⁷.

Wahrscheinlich wurden viele dieser Bücher für den Unterricht an der örtlichen Schule oder von den Ordensbrüdern bei ihren Studien im Ausland benutzt. Obgleich im Inventar von 1565 Werke zu finden

36 Kurze biographische Notiz über Stella in: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Bd. 2, S. 697.

37 G. BAUCH, Laurentius Corvinus, der Breslauer Stadtschreiber und Humanist. In: ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND ALTERTHUM SCHLESIENS 17 (1883) S. 230–302.

sind, die als Grundlage für Vorlesungen in Theologie, Philosophie und Recht dienen konnten, gab es in der Braunsberger Büchersammlung keine spezielle Abteilung für Lehrbücher. Möglicherweise wurden diese in einer Handbibliothek ausgesondert, wofür der unlängst gemachte Fund einer ganzen Reihe von Schulbüchern aus der alten Sammlung der Braunsberger Minoriten sprechen würde (u. a. *Grammatices rudimenta* von Donatus Aelius, *Doctrinale* von Alexandro de Villa Dei, *Aequivoca cum commento* von Johannes v. Garlandia, *Varietates sententiarum seu synonyma* von Stephan Fliscus de Sontini und nicht zuletzt *Margarita poetica* von Bartholomäus v. Eyb). Den Studien der klassischen Philologie dienten sicherlich auch Publikationen aus dem Bereich der Rhetorik und Epistolographie (Cicero, Quintilian, Lorenzo Valla). Ein interessantes Erinnerungsstück eines Franziskaners namens Leonardo Rogeri an seine Studienzeit in Leipzig war das *Carmen de moribus studentium et beanorum* (lateinisch-deutsch) aus der Zeit um 1488.

Im Verzeichnis von 1565 fehlte auch eine Abteilung „Medizin“; offensichtlich maßen die Franziskaner dieser Art Literatur keine große Bedeutung bei, wenngleich sie mit Sicherheit über manche populäre Drucke verfügten wie z. B. das *Regimen contra pestilentiam* von Kamintus.

Die Autoren der Braunsberger Bücher waren ganz überwiegend Franziskaner und Dominikaner (rund 40 Namen), an dritter Stelle standen die Kartäuser³⁸ (mindestens zehn Namen), nur sporadisch sind auch Augustiner, Karmeliter, Benediktiner und Zisterzienser anzutreffen. In der theologisch-philosophischen Literatur überwiegen Anhänger des schon mehrfach erwähnten großen Franziskaners und Philosophen Duns Skotus. Er war ein Kritiker des Thomismus und trug zur Lockerung der Verbindung von Theologie und Philosophie bei. Gegen den hl. Thomas sprach er sich für die Anwendung von Gewalt bei der Mission aus. Auch befürwortete er die später von

38 Auf engere Verbindungen der Minderbrüder mit den Mönchen des hl. Bruno weist auch der Umstand hin, daß sich in der Braunsberger Büchersammlung ein seltener Druck aus der typographischen Werkstatt der Kartäuser von Mariefred bei Gripsholm in Schweden befand, das *Psalterium beatae Mariae Virginis* des Doktors der Theologie, Dominikaners und eifrigen Marienverehrsers Alanus de Rupe (um 1428–1475), T. BORAWSKA, Kółka uwag o związkach kartuzji kaszubskiej Paradisus Mariae z klasztorem Pacis Mariae w Szwecji. In: *Balticum. Studia z dziejów polityki, gospodarki i kultury XII–XVII wieku ofiarowane Marianowi Biskupowi w siedemdziesiątą rocznicę urodzin*. Hrsg. von Z. H. NOWAK. Toruń 1992, S. 84.

Wilhelm v. Ockham entwickelte Idee, daß die Einmischung der weltlichen Macht in die Angelegenheiten der Kirche zulässig sei. Damit untergrub er einen der Grundsätze des Mittelalters und stand in gewisser Weise in Opposition zum hl. Bonaventura. Der große Umfang des Schrifttums zum Marienkult in der Braunsberger Sammlung läßt sich damit erklären, daß Duns Skotus wie auch der ganze Franziskanerorden – anders als die Dominikaner – das Dogma der unbefleckten Empfängnis verteidigte.

Eine vorläufige inhaltliche Analyse der Bestände der mittelalterlichen Franziskanerbibliothek in Braunsberg erlaubt es, sie als eine typisch scholastische Büchersammlung anzusehen. Sie verfügte über eine besonders umfangreiche Abteilung der Predigtliteratur, insbesondere der *sermones*, die nach den Erfordernissen der Predigtkunst geordnet war. Die *sermones* dienten nicht nur der Unterweisung der Gläubigen, sondern gaben häufig auch eine schnelle und manchmal sehr leidenschaftliche Antwort auf die Ereignisse der damaligen Zeit. Die Bücher der Minderbrüder zeugten auch von der Pflege des Rechtsdenkens im Kloster, sowohl im Bereich des kanonischen wie auch des römischen Rechts. Man darf auch das Interesse der Mönche an den Ideen des Humanismus nicht übersehen, die anfänglich direkt aus Italien, später aus verschiedenen Zentren des geistigen Lebens in Deutschland ins Ermland kamen. Dies bestätigen auch eindeutig die Erscheinungsorte der Bücher, die in der Klosterbibliothek aufbewahrt wurden. Einer Klärung bedarf dagegen noch die wichtige Frage nach dem eigenen Anteil der Ordensbrüder an der Vervollständigung der Büchersammlung; schon jetzt läßt sich allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich die meisten Druckschriften, die später in den Bestand der Franziskanerbibliothek aufgenommen wurden, bereits vorher in der Umgebung von Braunsberg befanden. Eine Antwort auf diese Frage würde auch ein anderes, bisher wenig erforschtes Problem beleuchten, nämlich: Welche Leserkreise benutzten die Büchersammlung und welchen Einfluß hat die Bibliothek in ihrer Zeit auf die geistige Kultur der Braunsberger Bürger ausgeübt³⁹. So kann die Erforschung des klösterlichen Zentrums der Franziskaner in Braunsberg dazu beitragen, unsere Kenntnisse über die kulturelle Vergangenheit der ganzen Provinz Preußen zu bereichern.

Übersetzt von Cornelia Drude und Eligiusz Janus

39 Vgl. dazu: Stellung und Wirksamkeit der Bettelorden in der städtischen Gesellschaft. Hrsg. von K. ELM. Berlin 1981, *passim*.

**Biblioteka klasztoru franciszkanów w Braniewie
Wstępna próba rekonstrukcji**

Strzeszczenie

Wstępna analiza zawartości treściowej średniowiecznej biblioteki franciszkanów braniewskich pozwala ją określić jako typowy księgozbiór scholastyczny o szczególnie zaakcentowanym i rozbudowanym dziale literatury kaznodziejskiej, a głównie ułożonych według wymagań sztuki wymowy kazań tzw. *sermones*. Te ostatnie służyły nie tylko nauczaniu wiernych, ale były w wielu wypadkach natychmiastową i nieraz bardzo namiętną odpowiedzią na wydarzenia ówczesnych lat. Książki braci mniejszych potwierdzały pielęgnowanie w braniewskim klasztorze myśli prawniczej i to zarówno w dziedzinie prawa kanonicznego jak i rzymskiego. Nie można także przeoczyć zainteresowania zakonników dla ducha humanizmu, który docierał na Warmię początkowo wprost z Italii, a później z różnych ośrodków życia umysłowego w Niemczech. Potwierdzają to również wyraźnie miejsca wydania książek przechowywanych w bibliotece klasztornej. W przyszłości wymaga jednak wyjaśnienia ważna kwestia udziału samych braci w kompletowaniu księgozbioru, chociaż z dużą dozą prawdopodobieństwa można przypuszczać, iż gros druków – zanim weszła w skład biblioteki franciszkańskiej – znajdowała się jednak w rejonie Braniewa. Rzuciłoby to również światło na interesujący, i dotąd mało zbadany problem, jakie kręgi czytelnicze korzystały z księgozbioru i jaki wpływ wywarły w swoim czasie na umysłowość mieszczan braniewskich. Tym samym charakterystyka środowiska klasztornej braci mniejszych w Braniewie przyczyni się do wzbogacenia naszej wiedzy o przeszłości kulturalnej całej dzielnicy pruskiej.

**The Library of the Franciscan Monastery in Braunsberg
A preliminary attempt at reconstruction**

Summary

The preliminary contents analysis of the stocks in the mediaeval library of the Franciscan monastery in Braunsberg permits one to view it as a typically scholastic book collection. It was equipped with a particularly extensive preaching literature, especially of *sermones*, which were arranged according to the requirements of the preaching art. The *sermones* served not only the instruction of the faithful, but

also gave a rapid and sometimes very passionate answer on the events of that time. The books of the Minor Brothers testify also to the study of judicature in the monastery, in the field of canon law as well as in that of Roman law. The monks' interest in the ideas of humanism must not be ignored, these coming to Warmia originally from Italy and later from various centres of spiritual life in Germany. The places of publication of the books kept in the monastery library confirm this. An explanation, however, is called for on the important question of the monks' own participation in the completion of the book collection; one may already assume, however, that most of the publications which were later to be added to the Franciscan library stocks were already to be found in the vicinity of Braunsberg. An answer to this question would illuminate another problem, which has been little researched until now, namely: what kind of readers made use of the library and what influence did the library exert in its time on the spiritual culture of the citizens of Braunsberg. Thus research into the Franciscan monastic centre in Braunsberg may help to enrich our knowledge of the cultural past of the whole province of Prussia.

Übersetzt von Sylvia H. Parker



Die Baugeschichte der Pfarrkirche in Wormditt im Lichte neuer Bauuntersuchungen *

Teil 1

Von Alexander Konieczny

Die Pfarrkirche in Wormditt gilt in der kunstgeschichtlichen Forschung als eine der bedeutendsten gotischen Bauten im Ermland. Über ihre Sonderstellung als einzige Basilika unter allen ermländischen Stadtkirchen hinaus erlangte sie ebenfalls Bedeutung durch ihre Vermittlerrolle der zisterziensischen Bauideen aus Pelplin nach Ermland.¹ Seit über 60 Jahren wurde sie gewöhnlich als Musterbau für die chorlosen ermländischen Hallenkirchen angesehen. Die Forschung erkannte auch ihren hohen Rang als bischöflicher Repräsentationsbau. Man hielt sie sogar für die älteste noch erhaltene Stadtkirche im Ermland. Für diejenigen, die sich besonders mit dekorativen Giebeln beschäftigten, bildeten die reich gestalteten Giebel der in der

* Im Sommer 1998 wurde vom Verfasser eine umfangreiche Untersuchung der Pfarrkirche in Wormditt im Rahmen eines Dissertationsvorhabens über die Rolle der Zisterzienser bei der Verbreitung der Backsteingotik im Deutschordensland Preußen durchgeführt, die u.a die dendrochronologische Datierung aller historisch wertvollen Holzkonstruktionen, die Bauanalyse, die Vermessung und eine foto-zeichnerische Dokumentation des während der letzten Renovierungsarbeiten (1998) freigelegten Mauerwerks im Inneren der Kirche umfaßte. Der Forschungsaufenthalt in Polen wurde durch ein DAAD-Doktorandenstipendium im Rahmen des gemeinsamen Hochschulsonderprogramms III von Bund und Ländern finanziell gesichert. Für die dendrochronologische Analyse der vom Verfasser entnommenen Holzproben sei Herrn Hans Tisje aus Neu-Isenburg an dieser Stelle sehr herzlich gedankt. Auch allen anderen, die die Untersuchungen ermöglichten oder bei deren Durchführung und Auswertung behilflich waren, vor allem aber dem Pfarrer von Wormditt, Dekan und Domherrn Tadeusz Alicki, schuldet der Verfasser seinen besten Dank.

1 K.-H. CLASEN, Die gotische Baukunst. Wildpark-Potsdam 1930, S. 167 f. Die hier kurz formulierte These wurde später u. a. von H. ZINK, Ermländische Hallenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Architektur des Ordenslandes. (Sonderschriften der Altertumsgesellschaft Prussia. Hrsg. von W. Gaerte.) Königsberg (Pr.) 1938, S. 6, 43–68, 70 f., 80, 93, weiterentwickelt.

Erweiterungsphase errichteten Seitenkapellen ein hervorragendes Kunstwerk.

Da der Kirchenbau in relativ gutem Zustand erhalten geblieben ist², wurde er vom Verfasser für seine Untersuchungen ausgewählt. Es ging primär um die Klärung der Frage nach der Entstehungszeit und der Gestaltung des Ursprungsbaus. Die sekundäre Aufgabe war es, die Chronologie des mittelalterlichen Umbaus festzulegen. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der dendrochronologischen Methode zur Datierung des Holzes zu.

Beschreibung

Die Pfarrkirche befindet sich an der südwestlichen Ecke des Marktes nahe der südlichen Stadtmauer. Sie ist eine dreischiffige, vierjochige Backsteinbasilika ohne ausgesonderten Chor mit flach geschlossener Ostseite und einem fast quadratischen, von zwei Seitenkapellen flankierten Turm an der Westseite. Die zweijochige Sakristei, heute mit einer Empore, schließt sich an das nordöstliche Joch des Nordschiffes an. An die Seitenschiffe wurden im 15. Jahrhundert von Norden und Süden zwei Kapellenreihen angebaut. Die wichtigste Verzierung des Äußeren bilden der Ostgiebel des Mittelschiffs, die Blendgiebel der Ost- und Westseite und die Giebel der Seitenkapellen (Abb. 1). Das Innere wird durch profillose Achteckpfeiler geteilt, denen an der Ost- und Turmwand gleichartige Halbpfeiler entsprechen. Die schmucklosen Hochschiffswände sind durch unprofilierte Wandvorlagen in Form eines Teils des Achteckpfeilers gegliedert, die oben durch profilierte spitzbogige Schildbögen miteinander verbunden sind. Die spitzbogigen Arkadenbögen sowie die Obergadenfen-

2 Im Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler West- und Ostpreußen. Die ehemaligen Provinzen West- und Ostpreußen (Deutschordensland Preußen) mit Bütower und Lauenburger Land. Bearb. von M. ANTONI. Vollst. neubearb. auf der Grundlage des 1952 erschienenen, von E. Gall, B. Schmid und G. Tiemann bearb. Bandes Deutschordensland Preußen im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio. München-Berlin 1993, S. 661 f., wird der Kirchenbau als im Jahre 1945 schwer beschädigt und in den Jahren 1947–1985 in den alten Formen wiederhergestellt bezeichnet [sic!]. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Verwechslung mit einem anderen Objekt, denn bis auf geringe Schußspuren von Artilleriegeschossen am Mauerwerk des Turmes und der südlichen Kapellengiebel ist die Pfarrkirche von Kriegsschäden ganz verschont geblieben.



Abb. 1: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ansicht von Nordosten.
(Fot. A. KONIECZNY, Negativ im Bildarchiv des Herder-Instituts Marburg)

ster sind ohne Profilierungen. Durch die Verwendung dieses Gliederungssystems, das u. a. auch in der Zisterzienserkirche in Pelplin zur Wirkung kommt, entsteht im Inneren der Raumeindruck einer Hallenkirche. Beachtenswert sind auch die mit der Wandstruktur kontrastierenden Gewölbe. Die Seitenschiffe haben die dem alten Baubestand zugehörigen vierzackigen Sternengewölbe. Das Mittelschiff weist reiche Formen der späteren Wölbung auf, bei der vier vierzackige Sterne das Jochmodul bilden. Die quadratische Nord- und Südkapelle am Westturm bedecken achtzackige Sternengewölbe. Die Kirche wurde ursprünglich St. Johannes dem Täufer und St. Johannes dem Evangelisten geweiht.

Der Forschungsstand zur Baugeschichte

Die fast 150jährige Forschung über die Wormditter Pfarrkirche eröffnete Ferdinand von Quast im Jahre 1852 mit seiner Inventararbeit *Denkmale der Baukunst in Preussen*³, in der er sich der Baugeschichte und der Analyse von Architekturformen widmete. Seine Beobachtungen und zeichnerischen Bauaufnahmen haben noch heute unschätzbaren Wert, da sie den Zustand der Kirche vor den Restaurierungsmaßnahmen um die Jahrhundertwende wiedergeben. Quast wies als erster auf die Sonderform der Wormditter Pfarrkirche hin, die nicht wie in Preußen üblich eine Halle, sondern eine Basilika ist.⁴ Der Westturm⁵ sowie der Ostgiebel des Mittelschiffs (Abb. 2), der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Stiftskirche in Guttstadt aufweist, gehören seiner Meinung nach noch der ersten Bauphase an.⁶ Ferner erkannte er richtig, daß die Kapellenreihen an den Seitenschiffen aus der späteren Bauerweiterung stammen, die wahrscheinlich nach der Belagerung von 1414 erfolgte.⁷ Bei diesem Umbau mußten auch die Dächer und die Giebel der Seitenschiffe neu gestaltet werden. Die technische Notwendigkeit habe die Bauleute veranlaßt, die ursprünglichen Pultdächer der Seitenschiffe zugunsten einer Reihe von quer gestellten Satteldächern aufzugeben, weil bei der verdoppelten Breite der Seitenschiffe durch Kapellenanbauten das Gefälle für ein Pultdach nicht mehr ausreichend gewesen wäre.⁸ Ebenfalls die Besonderheiten in der Gestaltung der Nord- und Südfronten sind nach Quast auf die ungewöhnliche Dachkonstruktion zurückzuführen. Um die Obergadenfenster frei zu lassen, mußten die Satteldächer nämlich so gebaut werden, daß ihre Firste stets in der Mitte zweier Fenster und ihre Rinnen unter den Fenstern des Hochschiffs plaziert wurden (Abb. 1, 3).⁹ Daraus resultiert auch, daß sich die Giebel der Seitenschiffsdächer nicht wie üblich über dem Gewölbescheitel der Kapellen, sondern über den sie trennen-

3 F. v. QUAST, *Denkmale der Baukunst in Preussen nach Provinzen geordnet gezeichnet und herausgegeben von ...* Abt. 1. Königreich Preussen. [Lfg. 2.] Berlin (1852), S. 19–22, Bl. XI–XII.

4 Ebd., S. 19.

5 Ebd., S. 20, Bl. XII.

6 Ebd., S. 20, Bl. XII.

7 Ebd., S. 22.

8 Ebd., S. 21.

9 Ebd., S. 21.

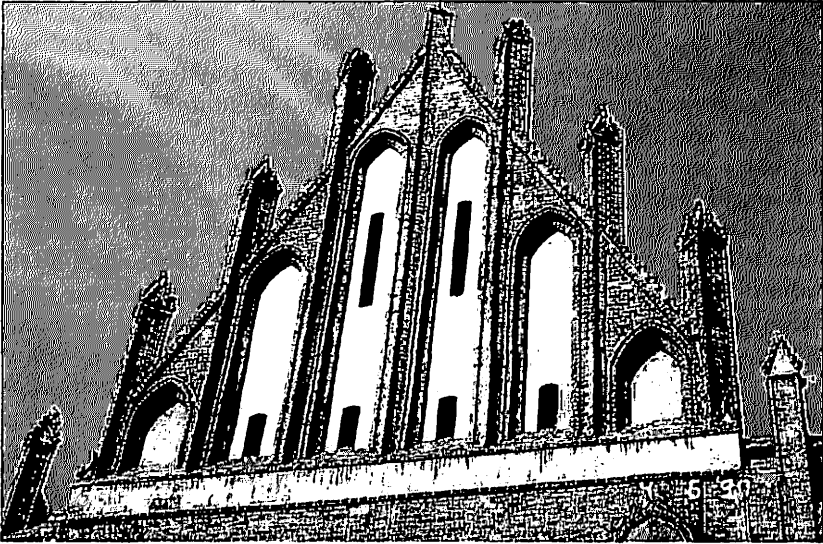


Abb. 2: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ostgiebel des Mittelschiffes (nach 1363).
(Fot. A. KONIECZNY)

den Zwischenmauern befanden.¹⁰ In einem zehn Jahre später erschienenen Heft zitierte Quast eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Konsekrationstafel mit den zwei Weihedaten 1379 und 1494 und lieferte damit einen Beleg für die Vollendung des Kernbaus vor 1379.¹¹

In einer umfangreichen Arbeit über die Baugeschichte der ermländischen Kirchen, die sich auf eine ganze Reihe von noch nicht publizierten Quellen – vor allem die Visitationsberichte aus dem 16.

¹⁰ Ebd., S. 21.

¹¹ QUAST (wie Anm. 3), [Lfg. 3], Berlin (1862), S. 22A, veröffentlicht in einem Nachtrag zu Blatt XI und XII den Text aus einer aus dem 17. Jahrhundert stammenden Konsekrationstafel, die sich in der Sakristei der Wormditter Pfarrkirche befand und vielleicht die Nachrichten aus alten Quellen wiedergab. Die Abschrift ließ ihm Karl P. Wölky zukommen.

Anno 1379. Ecclesia hec consecrata per olim Henricum d. gr. Epp. Warm. in honorem Dei Omnipotentis et Glorioss. V. Mariae et S.S. Patr. Joannis Baptistae et Evangelistae. Anno 1494 per Reverend. Jacobum D. Gr. Epp. Margarit. Suffrag. Plocens. de licentia Reuerendiss. in christo patris et D. Lucae D. Gr. Epp. Warm. est reconciliata in memoriam dict. Patronorum Joannis Baptistae et Evangelistae. Concessit eandem visitantibus 40 dies de va Indulgentia in forma Ecclesiae consueta.

bis 18. Jahrhundert – stützte, beschäftigte sich Franz Dittrich 1887 u. a. mit der Wormditter Pfarrkirche, besonders mit ihrer reichen Ausstattung.¹² Dittrichs Beitrag spielte vor allem bei der Erforschung des Bauvorgangs an den Seitenkapellen eine bedeutende Rolle. Das Inventar von 1894 in der Bearbeitung von Adolf Boetticher brachte dagegen leider keine wesentlichen neuen Erkenntnisse für die Forschung über die Architektur der Wormditter Kirche.¹³ Der Verfasser beschränkte sich auf umfangreiche Zitate ausgewählter Passagen aus Quasts Werk. Wertvoll für uns sind allerdings die beigelegten Abbildungen (darunter der Grundriß), die das Gotteshaus ein paar Jahre vor dem Beginn der Restaurierungsarbeiten im Jahre 1899 darstellen. Zum 550jährigen Jubiläum der Kirchweihe im Jahre 1929 bereitete Hans Schmauch eine kleine populärwissenschaftliche Monographie der Pfarrkirche vor.¹⁴ Mit dem Wormditter Bauvorhaben verbindet er den ermländischen Bischof Hermann von Prag, der in den Jahren 1340–1349 im Wormditter Schloß residierte.¹⁵ Den Bauplan der Kirche soll ein Baumeister aus Böhmen im Auftrag des Bischofs entworfen haben, was durch die Wahl einer Basilikaform in einer Region, wo in den Städten ausschließlich Hallenkirchen gebaut wurden, bestens bewiesen sei.¹⁶ Schmauch machte als erster darauf aufmerksam, daß der spätere Anbau keineswegs aus einem Guß ist, sondern, wie die Betrachtung von Nähten und unterschiedlich gefärbten Backsteinen an der Südseite vermuten läßt, in mehreren Bauabschnitten, aber nach einem einheitlichen Plan realisiert wurde.¹⁷ Die ersten Kapellen seien nach Schmauch an beiden Seiten des Turmes errichtet worden, so daß der bisher vorspringende Westturm in das Kirchengebäude integriert worden sei. Der darauffolgende Bauvorgang habe sich von Westen nach Osten vollzogen¹⁸,

12 F. DITTRICH, Beiträge zur Baugeschichte der ermländischen Kirchen. In: ZGAE 9 (1887) S. 191–242.

13 A. BOETTICHER, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. H. IV. Das Ermland. Königsberg 1894, S. 271–280, Abb. 197–204.

14 H. SCHMAUCH, Zur Geschichte der St. Johannispfarrkirche zu Wormditt. Zum 550jährigen Jubiläum. Wormditt 1929.

15 Ebd., S. 6.

16 Ebd., S. 6f. Zu dieser Meinung bekennt sich auch BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 47.

17 SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 9. Dieser These schließt sich ZINK (wie Anm. 1), S. 46, an.

18 SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 9; wiederholt von DEHIO/GALL (wie Anm. 30), S. 185; DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 661.

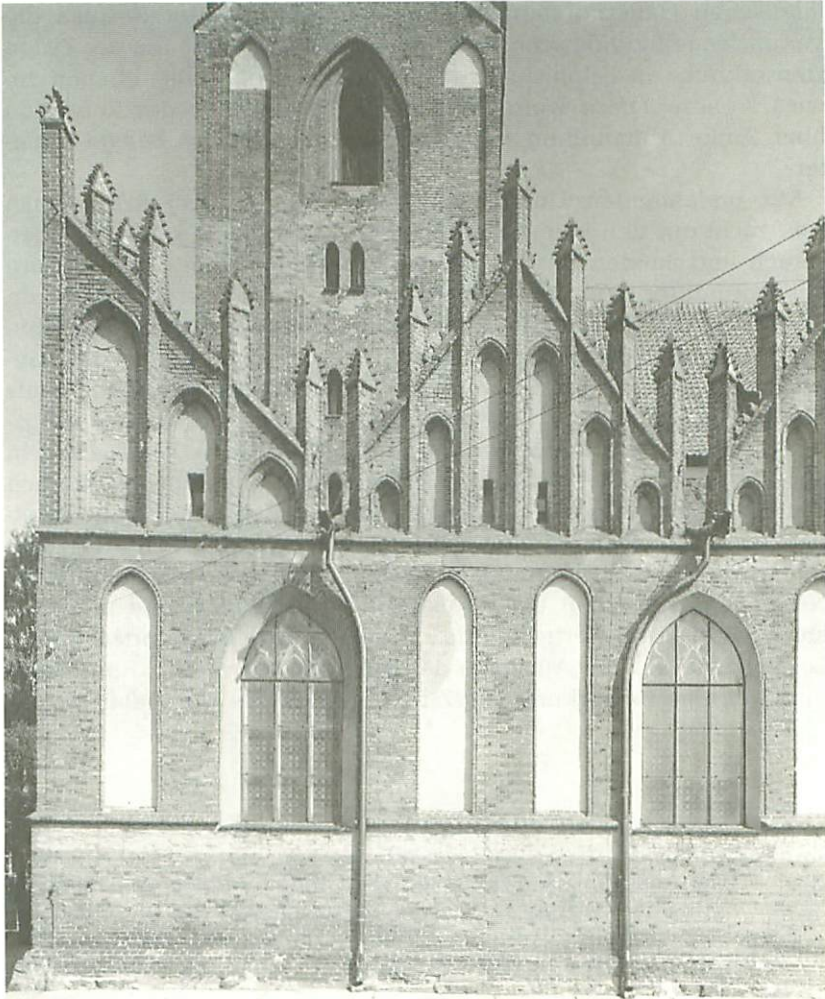


Abb. 3: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ansicht von Süden.
(Fot. A. KONIECZNY, Negativ im Bildarchiv des Herder-Instituts Marburg)

eine Aussage, die sich später als falsch erwiesen hat.¹⁹ Im Jahre 1938 veröffentlichte Herbert Zink seine Dissertationsarbeit über die erm-

¹⁹ Schmauch merkte nicht, daß an beiden Seiten des Turmes von Anfang an Kapellen oder andere Räume als Verlängerung der Seitenschiffe vorhanden waren. Die Türöffnung, die früher in den Obergeschoßraum an der

ländischen Hallenkirchen, in der er der Wormditter Basilika die Vermittlerstellung des chorlosen Baugedankens zwischen der Zisterzienserkirche in Pelplin und den ermländischen Hallenkirchen zuwies.²⁰ Diese These wurde von Hans Schmauch in der Rezension über Zinks Abhandlung durch weitere urkundliche Belege erhärtet.²¹

Mit umfassenden Untersuchungen²² ging Andrzej Rzempoluch 1981 nicht nur den baugeschichtlichen Fragen nach, sondern widersprach entschieden der These Zinks bezüglich der Beeinflussung des Wormditter Baus durch Pelplin, indem er das Gestaltungsprinzip der Kirche mit der Tätigkeit des Baumeisters der ersten Marienkirche in Danzig (1343–1360) verband.²³ In der Bearbeitung der Baugeschichte legte er den Schwerpunkt auf die Klärung des Bauablaufs bei der Errichtung der Seitenkapellen während des Erweiterungsbaus. Mit der Architektur der Wormditter Pfarrkirche befaßte sich in der letzten Zeit Dierk Loyal im Rahmen einer bautopographischen Untersuchung der gotischen Sakralbauten in Ermland.²⁴ Den Hauptteil seiner Arbeit bildet eine Zusammenfassung der bisherigen Forschung in Form eines Katalogs, wobei die polnische Literatur der Nachkriegszeit nur in einer Auswahl berücksichtigt und nicht immer richtig ausgewertet wurde. In seinen Untersuchungen nimmt Loyal Bezug auf die Ausmaße der Kirche in Wormditt. Unter Berufung auf eine Bemerkung von Zink über gewisse Unregelmäßigkei-

Nordseite neben dem Westturm führte, interpretierte er als ein Fenster des Erstbaus, vgl. SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 8.

- 20 ZINK (wie Anm. 1), S. 6, 43–68, 70f., 80, 93. Eine formale Abhängigkeit der Wormditter Pfarrkirche von der Zisterzienserkirche in Pelplin bemerkte schon früher CLASEN (wie Anm. 1), S. 167f. Der Meinung Zinks schließen sich viele Kunsthistoriker an, zuletzt LOYAL (wie Anm. 24), S. 46, 187–190.
- 21 H. SCHMAUCH, Die Eigenart der ermländischen Stadtkirchen. (Zugleich Besprechung von: Herbert Zink, Ermländische Hallenkirchen – Sonderchriften der Altertumsgesellschaft Prussia. Königsberg 1938.). In: ZGAE 27 (1941) S. 406–408, 410, 414.
- 22 A. RZEMPOLUCH, Architektura kościoła farnego w Ornece. In: KWARTALNIK ARCHITEKTURY I URBANISTYKI 26 (1981) H. 2, S. 89–111.
- 23 Ebd., S. 106–110.
- 24 D. LOYAL, Sakrale Backsteingotik im Ermland. Eine bautopographische Untersuchung (KUNSTHISTORISCHE ARBEITEN DER KULTURSTIFTUNG DER VERTRIEBENEN, Bd. 1. ZGAE, Beiheft 12). Bonn 1995.

ten im Grundriß des Kirchenbaus²⁵ stellt er fest, daß nicht nur das südliche Seitenschiff um 70 cm breiter als das Nordschiff sei, sondern auch die Längen der Joche Unterschiede bis ca. 1 m aufwiesen.²⁶ Da bisher keiner der Kunsthistoriker die Unregelmäßigkeiten zu erklären versuchte, schlägt Loyal diesbezüglich selbst gleich drei Hypothesen vor: 1. In Wormditt sei es während der Bauausführung zu einem Planwechsel von der Hallenkirche zur Basilika gekommen. 2. Die geringere Breite des Nordschiffes sei durch die ursprüngliche Wehrhaftigkeit der Pfarrkirche verursacht worden. Das Nordschiff habe nämlich keine Fenster, um so – im Falle einer Bedrohung von der Stadtseite her – genügende Abwehr leisten zu können. Bei der unzureichenden Beleuchtung habe man das Nordschiff schmaler konzipiert. 3. Die Unregelmäßigkeiten des Grundrisses könnten Hinweise auf einen zur Zeit der Fundamentierung vorgenommenen Planwechsel geben. Während der Bauerweiterung habe man die störenden Divergenzen durch unterschiedlich breit angelegte Kapellenanbauten ausgleichen wollen.²⁷ Loyals Ausführungen führen jedoch in die Irre, da die Wormditter Pfarrkirche in Wirklichkeit keine wesentlichen Unregelmäßigkeiten in der Grundrißbildung aufweist. Der Forscher muß sich wohl auf ganz falsche Maßangaben gestützt haben.²⁸ Deswegen können auch die von ihm gezogenen Schlüsse

25 ZINK (wie Anm. 1), S. 45, wie auch viele andere Kunsthistoriker bedienten sich des bei Boetticher gedruckten Grundrisses (BOETTICHER, wie Anm. 13, Abb. 198), der sich aber als völlig ungenau und fehlerhaft erwies und für die heutige Forschung nur historischen Wert hat. Die letzten Vermessungen haben gezeigt, daß der wirkliche Kirchengrundriß ganz regelmäßig gebildet ist, so daß die Behauptungen von Zink und Loyal irreführend sind.

26 LOYAL (wie Anm. 24), S. 178.

27 Ebd., S. 180f.

28 Die Breite des nördlichen Seitenschiffs beträgt nicht 2,75 m, wie Loyal annimmt, sondern schwankt zwischen 3,385 m und 3,435 m (mit Lasertechnik gemessen). Die Vermessung des Südschiffs ergab ebenso an verschiedenen Stellen Werte zwischen 3,385 m und 3,435 m. Nimmt man den Durchschnittswert, so sind die beiden Seitenschiffe exakt gleich breit. Das Mittelschiff ist ca. 6,95 m breit. Daraus ergibt sich die genaue Proportion der Breiten beider Seitenschiffe zum Mittelschiff im Verhältnis 1:2. Die nördlichen Seitenkapellen sind wirklich um ca. 1,1 m breiter als die südlichen, aber diese Differenz bringt keinen Ausgleich der angeblich unterschiedlich breiten Seitenschiffe, wie Loyal behauptet, sondern erweitert die Nordseite. Vielleicht wollte man die neuen Kapellen dieser Seite an die Breite der bestehenden Sakristei anpassen, so daß sie

nichts anderes als reine Phantasie sein. In der Abschlußdiskussion versuchte Loyal im Hinblick auf die Wormditter Kirche die alte These Zinks in einer modifizierten, aber wenig überzeugenden Fassung vorzutragen.²⁹ Verschiedene Informationen über die Pfarrkirche in Wormditt sind auch in allen Ausgaben der Dehio-Handbücher der deutschen Kunstdenkmäler zu finden, in denen wegen des Charakters der Publikation leider keine Quellennachweise aufgeführt sind.³⁰

ohne Umbau in die Flucht der Reihe integriert werden konnten. Wegen der unterschiedlichen Tiefe der Seitenkapellen ist auch das Dachwerk über dem Nordschiff um ca. 1,25 m breiter als das des Südschiffes. Auch die Längen der Joche variieren nicht so stark, wie Loyal annimmt. Die Abstände zwischen den Pfeilern betragen zwischen 5,30 m und 5,39 m, so daß die Joche im Mittelschiff fast identisch sind. Ein großer Mangel der Arbeit von Loyal liegt im Fehlen von aktuellen Grundrissen der untersuchten Kirchen.

- 29 L. ließ z. B. die Erkenntnisse der Bauuntersuchungen von Ciemnołoński außer Betracht, der die Datierung der Zisterzienserkirche in Pelplin um hundert Jahre später als die frühere Forschung festlegte, wodurch auch die frühere These Zinks über die Rezeption des Wormditter Architekturprogramms aus Pelplin in Frage gestellt wurde. Durch solche Außerlassungen konnte Loyal manchmal auch den von ihm zitierten polnischen Forschern nicht richtig folgen. Er behauptete z. B., daß Rzempoluch eine Einflußnahme der Pelpliner Kirche auf die erste Marienkirche zu Danzig nachgewiesen habe, LOYAL (wie Anm. 24), S. 356. Dies ist aber völlig falsch, da Rzempoluch niemals eine solche Annahme geäußert hat. Er erkannte die Forschungsergebnisse von Ciemnołoński uneingeschränkt an (vgl. RZEMPOLUCH, wie Anm. 22, S. 105) und setzte demzufolge den Baubeginn der Pelpliner Basilika um 1370 an. In dieser Zeit waren aber sowohl die erste Marienkirche in Danzig als auch die Pfarrkirche zu Wormditt bereits vollendet, was jegliche Beeinflussung durch Pelplin ausschließen mußte. An dieser Stelle sollte man noch anmerken, daß auch der Verfasser dieses Beitrages trotz mehrjähriger intensiver Forschung keine Beweise gefunden hat, die die Frühdatierung der Pelpliner Klosterkirche begründen konnten, vgl. A. KONIECZNY, Die Baugeschichte der ehemaligen Zisterzienserkirche in Pelplin im Lichte dendrochronologischer Untersuchungen an ihrem Dachwerk. In: ZEITSCHRIFT FÜR OSTMITTELEUROPA-FORSCHUNG 45 (1996) H. 1, S. 1–34, und A. KONIECZNY, Die ehemalige Zisterzienserkirche in Pelplin. [Mschr.] Marburg 1996. Solange die Entstehungszeit der Pelpliner Kirche nicht gesichert ist, sind jegliche Thesen über ihre Sonderstellung als Muster für einige Sakralbauten im Ordensland Preußen nur eine Spekulation.
- 30 G. DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bd. II: Nordostdeutschland. Berlin 1906, S. 468. G. DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bd. II: Nordostdeutschland. 2. Aufl. Bearb. von J. KOHTE. Berlin 1922, S. 520. DEHIO/GALL, Deutschordensland Preußen. Bearb. unter

Eine ganze Reihe von bemerkenswerten Nachrichten wurde von Marian Arszyński und Marian Kutzner in dem im Jahre 1980 erschienenen Heft des *Katalog Zabytków Sztuki*, das die Bau- und Kunstdenkmäler der Städte Braunsberg, Frauenburg und Wormditt sowie ihrer Umgebung umfaßt, zusammengestellt.³¹ Die neuen Thesen sind wieder ohne urkundliche Belege formuliert, so daß nicht nachprüfbar ist, ob sie auf bisher unerschlossenen Archivmaterialien fußen, oder nur als reine Spekulation der Verfasser zu verstehen sind.³² Inventarwerke ähnlicher Art verdanken wir Tadeusz Chrzanowski³³ und Jerzy Z. Łoziński.³⁴ Einige interessante Bemerkungen zur Wormditter Pfarrkirche sind außerdem in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Wormditt³⁵, zur Geschichte, Bau- und Kunstgeschichte der Region³⁶, zur Architekturgeschichte³⁷ und zu stilistisch

Mitwirkung von B. Schmid und G. Tiemann. München 1952 (G. DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Neu bearb. von E. GALL), S. 184–187. DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 661–664.

- 31 M. ARSZYŃSKI, M. KUTZNER, Braniewo, Frombork, Orneta i okolice (KATALOG ZABYTKÓW SZTUKI W POLSCE, NF Bd. II, H. 1). Warszawa 1980, S. XIV, XVII., 145–151.
- 32 Z. B. die fragliche Information über beträchtliche Zerstörungen der Pfarrkirche während des Reiterkrieges im Jahre 1520 und die damit zusammenhängende zweifelhafte Datierung des Ostgiebels und des Gewölbes des Mittelschiffes sowie der westlichen Blendgiebel und der Kapellengiebel der Südseite (S. 146). Die Nachricht über einen Brand um 1730, dem angeblich nicht nur die Kirchengestaltung, sondern auch die Dachwerke der Seitenschiffe zum Opfer gefallen seien (S. 146), wurde bisher von keinem anderen Forscher erwähnt und nicht durch Befunde bewiesen.
- 33 T. CHRZANOWSKI, Przewodnik po zabytkowych kościołach Północnej Warmii. Olsztyn 1978, S. 113–120.
- 34 J. Z. ŁOZIŃSKI, Pomniki sztuki w Polsce. Bd. II, T. 1: Pomorze. Warszawa 1992, S. XXIV, 444f.
- 35 F. BUCHHOLZ, Aus sechs Jahrhunderten. Bilder aus Wormditts Vergangenheit. Wormditt 1912. DERS., Bilder aus Wormditts Vergangenheit. 2. verm. und verb. Aufl. Wormditt 1931, S. 46–52, 143f., 151–153. Dazu die Rezension von H. SCHMAUCH in: ZGAE 24 (1932) S. 257–260.
- 36 K. H. CLASEN, Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen. Bd. 1: Die Burgbauten. Königsberg i.Pr. 1927, S. 169f. A. ULBRICH, Kunstgeschichte Ostpreußens von der Ordenszeit bis zur Gegenwart. Königsberg i.Pr. [1932], S. 30–31. V. RÖHRICH, Die Kolonisation des Ermland. In: ZGAE 14 (1902), S. 226–234. Z. ŚWIECHOWSKI, Historia Sztuki. In: Warmia i Mazury. Hrsg. von S. ZAJCHOWSKA. T. 2: Region Warmii (ZIEMIE STAROPOLSKI, Bd. IV). Poznań 1953, S. 80–83. M. KUTZNER, Społeczne warunki kształtowania się cech indywidualnych sakralnej architektury

verwandten Bauwerken³⁹ zu finden. Auf die Problematik der architektonischen Kleinformen der Pfarrkirche gehen weitere Forscher im Rahmen ihrer Arbeiten über Giebel³⁹, Gewölbe⁴⁰ und Bauplastik⁴¹ ein.

Die Untersuchungen

Wie schon am Anfang erwähnt, umfaßten die Bauuntersuchungen im Jahre 1998 zwei spezielle Bereiche: 1. die Inventarisierung und dendrochronologische Datierung aller historisch wertvollen Holzkonstruktionen, worüber im vorliegenden Aufsatz berichtet wird, 2. die Bauaufnahmen und Auswertung der Baubefunde auf den vom Putz befreiten Wänden der Seitenkapellen, die zu einem späteren Zeitpunkt in Teil 2 beschrieben werden. Als erstes wurden von allen Holzkonstruktionen in der Kirche Bestandsaufnahmen angefertigt und die optimalen Stellen der Holzentnahme für die dendrochronologische Analyse bestimmt.⁴² Besondere Beachtung wurde den Verbindungsstellen zwischen den Holzelementen und dem Mauerwerk gewidmet, um ihre relative Bauchronologie eindeutig zu klären.

gotyckiej na Warmii. In: *Sztuka pobrzeża Bałtyku. Materiały Sesji Stowarzyszenia Historyków Sztuki*. Gdańsk, listopad 1976. Warszawa 1978, S. 61 f., 76–79, 87.

- 37 A. RZEMPOLUCH, *Orneta*. In: *Architektura gotycka w Polsce*. Hrsg. von T. MROCZKO, M. ARSZYŃSKI (*Dzieje sztuki polskiej*, Bd. 2). T. 2: *Katalog zabytków*. Hrsg. von A. WŁODAREK. Warszawa 1995, S. 178 f.
- 38 Sz. SKIBIŃSKI, *O przestrzemi i strukturze pocysterskiego kościoła w Pelplinie*. In: *Cystersi w kulturze średniowiecznej Europy*. Hrsg. von J. STRZELCZYK (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. *Seria Historia*, Nr. 165). Poznań 1992, S. 267–287.
- 39 Z. ŚWIECHOWSKI, *Attyki gotyckie na Warmii*. In: *BIULETYN HISTORII SZTUKI* 12 (1950), Nr. 1–4, S. 310–315. L. PRZYMUSIŃSKI, *Entwicklung der Backsteingiebel 1250–1450 im Kulmerland und in Pommerellen*. Diss. [Mschr.] Greifswald 1962, S. 32, 66. E. PILECKA, *Entwicklung der gotischen Giebelformen im Ermland*. In: *WISSENSCHAFTLICHE ZEITSCHRIFT DER ERNST-MORITZ-ARNDT-UNIVERSITÄT GREIFSWALD. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe* 29 (1980), H. 2/3, S. 78–80, 82.
- 40 J. T. FRAZIK, *Sklepienia gotyckie w Prusach, na Pomorzu Gdańskim i w ziemi chełmińskiej*. In: *KWARTALNIK ARCHITEKTURY I URBANISTYKI* 30 (1985), H. 1, S. 15.
- 41 T. JURKOWLANIEC, *Gotycka rzeźba architektoniczna w Prusach* (*Studia z Historii Sztuki*, Bd. 42). Wrocław [u. a.] 1989, S. 25, 34, 100, 112, 187–189.
- 42 *Zur dendrochronologischen Methode der Altersbestimmung von Holz und zu technischen Aspekten der Holzentnahme* vgl. KONIECZNY (wie Anm. 29), S. 13–15.

Das Dachwerk über dem Mittelschiff (1)

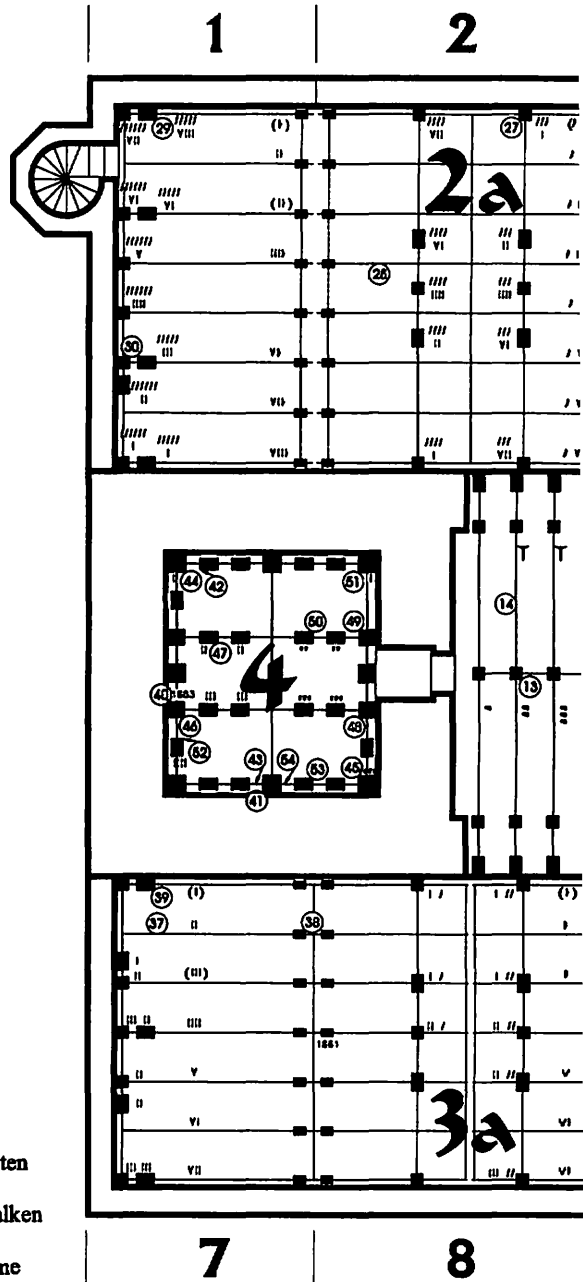
Über das Dachwerk des Mittelschiffs gibt es bis heute weder aus Quellen, noch von seiten der Forschung Hinweise. Während der Konstruktionsanalyse wurde festgestellt, daß das sorgfältig gezimmerte Dachwerk über dem Mittelschiff aus zwei Baueinheiten besteht, die sich deutlich durch verschiedene Systeme von Abbundzeichen⁴³ und eine umgekehrte Aufbauabfolge unterscheiden (Abb. 4: 1a-1b). Die östliche Baueinheit, die von Osten nach Westen gebaut wurde, besteht aus 16, die westliche, deren Bau in umgekehrter Richtung verlief, aus 15 Gebinden. Alle 31 Gebinde sind voll ausgebildet, d. h. es gibt kein Leergebinde, und stehen sehr dicht nebeneinander (ca. 68 cm). Der Erhaltungszustand des Dachwerks ist relativ gut. Bis auf drei östliche Gebinde, die während der Restaurierung in den Jahren 1899–1902 durch neue ersetzt wurden und drei westliche, die noch Spuren einer Beschädigung aus dem letzten Krieg zeigen, sind alle übrigen Gebinde fast komplett erhalten. Typologisch läßt sich das Dachwerk über dem Mittelschiff als Kehlbalkendachwerk mit Hängesäule und Längsversteifung einordnen (Abb. 5). Die Mittelsäule hängt auf zwei Sparren im First und zusätzlich auf zwei Kehlbalken mit Hilfe von kleinen Kopfstreben. Geradestehende Fußstreben verbinden die Sparren mit Dach- und Kehlbalken. Für die wichtigsten Holzverbindungen wurde die Verblattung verwendet. Das Wormditter Dachwerk über dem Mittelschiff weist gewisse Ähnlichkeiten mit anderen mittelalterlichen Kehlbalkendachwerken im Deutschordensland auf, und zwar mit der am weitesten verbreiteten Konstruktion mit Hängestreben.⁴⁴ Nach aktuellem Kenntnisstand scheinen beide Gebindetypen gleichzeitig angewandt worden zu sein.⁴⁵ Darüber, ob die Lösung mit doppelten Hängestreben fortschritt-

43 Unter Abbundzeichen werden Montagezeichen verstanden, mit denen man die einzelnen Elemente einer Holzkonstruktion während des Aufbaus auf dem Zimmerplatz kennzeichnete. Anhand dieser Zeichen war es dann möglich, das Holzwerk nach seiner Zerlegung an der richtigen Stelle wieder aufzurichten. Deswegen geben Abbundzeichen nicht nur über die Reihenfolge der Arbeiten, sondern auch über die Zugehörigkeit eines Elements zur ursprünglichen Konstruktion Aufschluß.

44 KONIECZNY (wie Anm. 29), S. 16–20, Abb. 8.

45 Auf 1360 wurde z. B. ein Kehlbalkendachwerk mit Hängesäule und drei Paaren von Hängestreben über dem Mittelschiff der Pfarrkirche St. Jakob in der Thorner Neustadt datiert, vgl. J. TAJCHMAN, *Ze studiów nad więźbami storczykowymi Torunia*. In: ACTA UNIVERSITATIS NICOLAI COPERNICI. ZABYTKOZNAWSTWO I KONSERWATORSTWO 13. Nauki Humanistyczno-Społeczne 176

Abb. 4: Wormditt. Pfarrkirche
St. Johannes Ev., Systemgrund-
riß der Dachwerke und des
Glockenstuhls.
(Bearb. A. KONIECZNY)



1a - 4 Konstruktionseinheiten

1 - 12 Giebel der Seitenschiffe

■ Säulen

■ Streben, Sparren

∨ Abundzeichen

1861 Inschriften mit Jahresdaten

T Nägel unter den Dachbalken

① - ⑥ Stellen der Holzentnahme

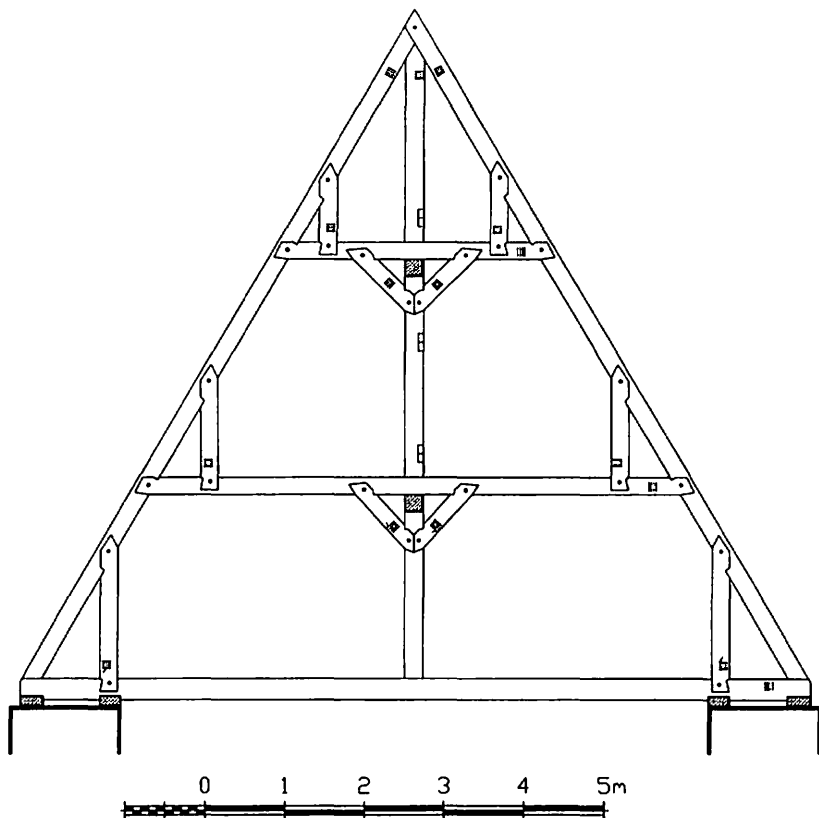


Abb. 5: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Gebinde des Dachwerks über dem Mittelschiff (1363).
(Bearb. A. KONIECZNY)

licher als die der Wormditter Kirche ist, da durch die Zusammenfügung der Fuß- und Kopfstreben zu Hängestreben eine Vereinfachung der Holzkonstruktion erfolgte, können nur weitere Untersuchungen der Dachwerke in Verbindung mit ihren dendrochronologischen Datierungen Aufschluß geben. Da die Holzkonstruktion des Dachwerks über dem Mittelschiff ziemlich arbeitsaufwendig und mit

(1989) S. 193 f., Zeichnung 1 in der Beilage, und A. ZIELSKI, K. WEJER, Datowanie dendrochronologiczne drewna sosnowego. In: Naukowe podstawy ochrony i konserwacji dzieł sztuki oraz zabytków kultury materialnej. Hrsg. von A. STRZELCZYK, S. SKIBIŃSKI. Toruń 1993, S. 90, 97, Tab. 10.

hohem Materialverbrauch errichtet wurde, läßt sich ihre frühere Entstehungszeit schon ohne dendrochronologische Datierung vermuten.

Die Stellen für die Probeentnahme (vgl. Systemgrundriß – Abb. 4) wurden sehr sorgfältig ausgesucht, so daß fast ausschließlich nur längere, fest eingebaute Hölzer mit sichtbaren Rinderesten oder Waldkanten und ursprünglichen Abbundzeichen gebohrt wurden. Nur dadurch kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß ein Bauelement zum alten Baubestand gehört und nicht durch späteren Austausch oder Ergänzung dazugekommen ist. Wenn der letzte Jahrring erhalten geblieben ist, kann durch die dendrochronologische Untersuchung das Fälldatum des Holzes auf das Jahr genau bestimmt werden.

Da das Dachwerk über dem Mittelschiff aus Kiefernholz (*Pinus sylvestris* L.) gezimmert wurde, mußte für die dendrochronologische Datierung die regionale Standard-Kiefernchronologie für Nordpolen, die von Andrzej Zielski aufgebaut wurde, angewandt werden.⁴⁶ Von den 14 entnommenen Holzproben besaßen elf noch Rindereste und die drei übrigen Waldkanten. Bis auf den Bohrkern Nr. 3 ließen sich alle Proben datieren. Die dendrochronologische Untersuchung ergab, daß bei allen Bohrkernen das Jahr 1362 als Jahr der Fällung des Holzes zu verzeichnen ist. Da der letzte Jahrring völlig ausgebildet ist, kann man davon ausgehen, daß der Holzeinschlag im Winter 1362/63 durchgeführt wurde. Demzufolge kann die Verbauung der Hölzer frühestens im Jahre 1363 erfolgt sein, wenn man eine längere Holzlagerung ausschließt. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Ausführung der Dachkonstruktion und die darauffolgende Errichtung des Ostgiebels (Abb. 2) binnen einiger Jahre nach 1363 abgeschlossen wurde.

Probe Nr.	Bauteil	Anzahl der Jahrringe	Datierung des letzten Jahrrings	Bemerkungen
1	Kehlbalken	53	1362/63	Rinde
2	Fußstrebe	53	1362/63	Rinde
3	Sparren	82	ohne Ergebnis	Rinde

46 A. ZIELSKI, Uwarunkowania środowiskowe przyrostów radialnych sosny zwyczajnej (*Pinus sylvestris* L.) w Polsce północnej na podstawie wielowiekowej chronologii. Toruń 1997, Abb. 51.

Probe Nr.	Bauteil	Anzahl der Jahrringe	Datierung des letzten Jahrrings	Bemerkungen
4	Mittelsäule	113	1362/63	Rinde
5	Mittelsäule	71	1362/63	Rinde
6	Mittelsäule	103	1362/63	Rinde
7	Mittelsäule	106	1362/63	Waldkante
8	Dachbalken	112	1362/63	Waldkante
9	Fußstrebe	81	1362/63	Rinde
10	Fußstrebe	99	1362/63	Rinde
11	Kehlbalken	104	1362/63	Rinde
12	Mittelsäule	109	1362/63	Rinde
13	Mittelsäule	88	1362/63	Rinde
14	Dachbalken	96	1362/63	Waldkante

Dachwerke über den Seitenschiffen und Kapellen (2-3)

Schon ein Vergleich zwischen dem nördlichen und südlichen Dachwerk läßt erkennen, daß es sich hier um ganz ähnliche Konstruktionen handelt, die wahrscheinlich aus derselben Bauzeit stammen (Abb. 4). Vier Satteldächer (2, 3, 4, 5 und 8, 9, 10, 11) und zwei sie flankierende Pultdächer (1, 6 und 7, 12) bilden zusammen jeweils an der Süd- und Nordseite ein Grabendach. Vom Typ her sind die Satteldächer einfache Kehlbalkendachwerke mit stehendem Stuhl. Obwohl die Systeme der Abbundzeichen beider Grabendächer (Abb. 4) voneinander abweichen, kann nachgewiesen werden, daß sowohl die nördliche als auch die südliche Dachkonstruktion in zwei Teilen realisiert wurde (2a-2b/3a-3b).

Probe Nr.	Bauteil	Anzahl der Jahrringe	Datierung des letzten Jahrrings	Bemerkungen
15	Strebe	85	1817/18	Rinde
16	Säule	104	ohne Ergebnis	Rinde

Probe Nr.	Bauteil	Anzahl der Jahrringe	Datierung des letzten Jahrrings	Bemerkungen
17	Mauerlatte	66	ohne Ergebnis	Rinde
18	Strebe	78	ohne Ergebnis	Waldkante
19	Stuhlsäule	97	ohne Ergebnis	Rinde
20	Strebe	61	ohne Ergebnis	Waldkante
21	Dachbalken	64	1817/18	Rinde
22	Stuhlsäule	88	1817/18	Rinde
23	Kopfstrebe	94	1817/18	Rinde
24	Stuhlsäule	92	ohne Ergebnis	Waldkante
25	Sparren	112	ohne Ergebnis	Waldkante
26	Stuhlsäule	67	1817/18	Rinde
27	Stuhlsäule	52	ohne Ergebnis	Waldkante
28	Dachbalken	107	1817/18	Waldkante
29	Strebe	93	1817/18	Waldkante
30	Säule	99	ohne Ergebnis	Rinde
31	Mauerlatte	91	1817/18	Rinde
32	Stuhlsäule	79	1817/18	Rinde
33	Stuhlsäule	78	1810	
34	Stuhlsäule	97	ohne Ergebnis	Waldkante
35	Stuhlsäule	103	ohne Ergebnis	Rinde
36	Stuhlsäule	62	ohne Ergebnis	Waldkante
37	Dachbalken	59	ohne Ergebnis	Rinde
38	Sparren	73	1817/18	Rinde
39	Strebe	92	ohne Ergebnis	Waldkante



Abb. 6: Wormditt, Pfarrkirche St. Johannes Ev., Südwand des Hochschiffes. Dachwerk (11) mit deutlichen Spuren einer älteren Dachkonstruktion.
(Fot. A. KONIECZNY)

Von den Dächern der beiden Seitenschiffe wurden insgesamt 25 Holzproben entnommen, die bis auf die Probe Nr. 33 noch Waldkante bzw. sogar Rindereste besaßen. Davon konnten nur elf Proben datiert werden.

Wie aus dem dendrochronologischen Gutachten zu entnehmen ist, stammen die Kiefernholzer, die für den Bau der bestehenden Dächer der Seitenschiffe benutzt wurden, aus der Winterfällung 1817/18, da alle datierten Holzproben Waldkante mit einem völlig ausgebildeten letzten Jahrring (außer Nr. 33 ohne Waldkante) besaßen. Wenn man dann eine Lagerung des Holzes ausschließt, können die Dachkonstruktionen über den Seitenschiffen frühestens im Jahre 1818 aufgerichtet worden sein. Die Spuren am Mauerwerk des Hochschiffes bezeugen an der Nord- und Südseite noch die Existenz eines ande-



Abb. 7: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Südwand des Hochschiffes im Dachraum über dem südlichen Seitenschiff. Dachwerke (10, 11) mit deutlichen Spuren einer älteren Dachkonstruktion.
(Fot. A. KONIECZNY)

ren, fast identischen Grabendachwerks (Abb. 6). Diese Konstruktion wurde 1818 oder kurz danach durch die bestehende ersetzt, die allerdings später noch einmal modernisiert wurde. Die Rinnen zwischen den zwei benachbarten, quer gestellten Satteldächern lagen nämlich ursprünglich an den Mauern des Hochschiffes viel tiefer, so daß ein freies Bewegen zwischen den einzelnen Dachräumen nicht möglich war (Abb. 7). Jedes Dach bildete deshalb bis dahin eine für sich geschlossene Einheit. Erst während eines Umbaus, der vielleicht im Jahre 1861 oder sogar erst um 1900 vorgenommen wurde, fand man eine Lösung, alle Einzeldächer miteinander zu verbinden. Die Rinnen wurden damals durch eine Art von flachen Pultdächern ersetzt, die man bis zur unteren Kante der Hochschiffesfenster führte und mit Blech deckte. Im *Katalog Zabytków Sztuki* finden wir eine fragwürdige Information über einen Brand der Pfarrkirche um das Jahr 1730, dem angeblich nicht nur die Ausstattung der Kirche, sondern auch die Dächer der Seitenschiffe zum Opfer gefallen sein sollen.⁴⁷ Die Seitenschiffe und die Kapellen seien dann mit den neuen

⁴⁷ ARSZYNSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. 146.

Überdachungen versehen worden, die sogar die Obergadenfenster teilweise verdeckt hätten.⁴⁸ Erst während der Renovierung der Kirche in den Jahren 1899–1908 habe man die ursprüngliche Form der Dächer wiederhergestellt.⁴⁹ Leider geben die Verfasser keine Hinweise auf benutzte Quellen, so daß die Zuverlässigkeit der Überlieferung nicht nachprüfbar ist. Es scheint sich hier um einen Irrtum zu handeln, da weder Brandspuren noch Befunde einer um ca. 1730 herum errichteten Dachkonstruktion im Dachraum über den Seitenschiffen aufzuspüren sind. Die Bedenken werden dadurch bekräftigt, daß auch die anderen Informationen über die mit dem angeblichen Brand im Zusammenhang stehende Turmaufstockung und die Errichtung eines Gewölbes in der Vorhalle im Untergeschoß des Turmes unzutreffend sind. Alle diese Angaben beziehen sich wohl auf irgendeine andere Stadt- oder Dorfkirche.

Der Glockenstuhl im Westturm (4)

Die Holzkonstruktion im Westturm fand in der Fachliteratur bisher keine Beachtung. Die Bauanalyse hat gezeigt, daß der fast quadratische Turm mit den Westmauern der Schiffe im Verband steht. Auf einem breiten Mauerabsatz in 13,60 m Höhe liegen Schwellen, auf denen der hölzerne Glockenstuhl ruht. Dieser erhebt sich 14,40 m hoch frei im Turm ohne Verbindung mit dem Mauerwerk. Auf diese Weise werden die für das Mauerwerk des Turmes schädlichen Vibrationen beim Läuten der Glocken vorbildlich gedämpft. Die Hauptelemente des Glockenstuhls sind aus Eichenholz gezimmert.⁵⁰ Die innere Verstrebung und spätere Ergänzungen wurden in Kiefernholz ausgeführt. Beachtenswert ist die Konstruktion mit großen Streben im Andreaskreuz und ca. 11 m langen, durchgehenden Eckständern, die bei einer Stärke von 30 x 30 cm keine Verjüngung zum Ende hin aufweisen. Bei diesen Hölzern war es schwierig, eine optimale Stelle für die Probeentnahmen zu finden, da sie wegen sehr sorgfältiger Bearbeitung keine Waldkanten besitzen. Überall wurde eine ähnliche Blattverbindung wie beim Dachwerk über dem Mittelschiff angewendet.

48 Ebd.

49 Ebd.

50 Für die dendrochronologische Datierung des Eichenholzes wurde die von T. Ważny aufgebaute vieljährige Standard-Eichenchronologie Ost-Pommern (pola006.crn) verwendet, die in der INTERNATIONAL TREE-RING DATA BANK (ITRDB) zur Verfügung steht. Vgl. T. WAZNY, Aufbau und Anwendung der Dendrochronologie für Eichenholz in Polen. Hamburg 1990 [zugl. Diss. Uni Hamburg 1990].

Probe Nr.	Bauteil	Anzahl der Jahrringe	Datierung des letzten Jahrrings	Bemerkungen
40	Säule	87	ohne Ergebnis	Kiefer m. Rinde
41	Säule	179	1347	kein Splintholz
42	Kreuzstrebe	248	1328	kein Splintholz
43	Mauerlatte	43	ohne Ergebnis	
44	Säule	100	ohne Ergebnis	
45	Säule	106	1293	kein Splintholz
46	Säule	220	1363	8 Splintholzringe
47	Strebe	52	ohne Ergebnis	Kiefer m. WK
48	Säule	120	ohne Ergebnis	
49	Säule	145	ohne Ergebnis	
50	Strebe	49	ohne Ergebnis	Kiefer m. Rinde
51	Säule	117	1274	kein Splintholz
52	Fußstrebe	147	ohne Ergebnis	
53	Fußstrebe	162	1339	kein Splintholz
54	Riegel	110	1360	8 Splintholzringe

Aus verschiedenen Geschossen des Glockenstuhls wurden insgesamt 15 Proben gezogen, davon drei aus Kiefernholz (Nr. 40, 47, 50). Während der dendrochronologischen Analyse konnten nur sieben Eichenhölzer datiert werden. Wegen fehlender Waldkante und nur teilweise erhaltenem Splintholz (Nr. 46 und 54 enthielten je acht Jahrringe des Splintholzes) war keine jahrgenaue Altersbestimmung möglich. Um das historische Eichenholz trotz fehlender Waldkante relativ genau datieren zu können, wurde eine Splintholzstatistik erstellt. Für das historische Probenmaterial in Danzig und Umgebung ist die Anzahl der Splintjahrringe auf $15 + 9 / - 6$ festgelegt.⁵¹ Die Probe Nr. 54, bei der acht Splintholzjahrringe vorhanden waren, wurde demnach auf den Zeitraum zwischen den Jahren 1361 und 1376 da-

⁵¹ Vgl. Ebd., S. 169.

tiert, wobei das Jahr 1367 am wahrscheinlichsten erscheint. Die dendrochronologische Auswertung des Bohrkerns Nr. 46 ergab, bei acht noch erhaltenen Jahrringen des Splintholzes, das Jahr 1363. Das vermutete Jahr der Fällung des Holzes liegt also etwa zwischen 1364 und 1379. Bei der Annahme eines Zentralwertes von 15 Jahrringen für den Splintholzanteil kann das Jahr 1370 als statistisch ziemlich gesichert in Betracht kommen. Demzufolge wäre der Bau des Glockenstuhls im Westturm um das Jahr 1370 zu datieren.

Der Helm des Westturms

Da die bestehende Holzkonstruktion des Turmhelms keinen besonderen historischen Wert besitzt, wurde auf deren dendrochronologische Untersuchung verzichtet. Höchstwahrscheinlich stammt das Dachwerk des Turmhelms aus der Zeit der Instandsetzung der Kirche um 1900.

Der Ostgiebel des Mittelschiffs

Der Ostgiebel kommt ganz ohne horizontale Teilung aus (Abb. 2). Das dreieckige Giebfeld wird durch sieben übereck gestellte Fialenpfeiler gegliedert, zwischen denen profilierte Spitzbogenblenden ihren Platz finden. Die Kanten der Fialenpfeiler sind mit Rundstäben besetzt.

Beachtenswert ist die von der bisherigen Forschung nicht wahrgenommene Tatsache, daß der östliche Hauptgiebel wesentlich breiter als die Abschlußwand des Mittelschiffs ist.⁵² Diese einzigartige Lösung der Ostfront wurde in der Weise realisiert, daß man an der Nord- und Südwand des Mittelschiffs einen etwa 60 cm breiten quadratischen Strebebfeiler anlegte, auf dem der verlängerte Putzfries mit den seitlich darüberliegenden übereck gestellten Fialenpfeilern des Ostgiebels ruhen. Rzempoluch identifizierte jene Eckstrebebfeiler als Überreste der Halbgiebel der Seitenschiffe, die man bei der Erweiterung der Kirche im 15. Jahrhundert nicht abgetragen hat. Seiner Meinung nach weisen die rechteckigen Mauervertiefungen an den Überresten auf die rohen und sparsamen Formen der ursprünglichen Giebel (darunter auch die des Mittelschiffsgiebels) der Pfarrkirche in Wormditt hin.⁵³ Unter Annahme der These von Rzempoluch könnte man weiter argumentieren: Ruht der Ostgiebel des

52 Sogar bei sehr detaillierten Beschreibungen der Ostfront und des Mittelschiffsgiebels wurde dieses äußerst wichtige Merkmal bisher übersehen, vgl. z. B. LOYAL (wie Anm. 24), S. 179.

53 RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 95.

Mittelschiffs wirklich auf den Relikten der abgetragenen Halbgiebel der Seitenschiffe, so wäre dies ein entscheidender Beweis dafür, daß die Ausführung des Ostgiebels gleichzeitig mit den Kapellenanbauten realisiert wurde. Daß es sich jedoch hier um Strebepfeiler und nicht um die Wände oder Fialenpfeiler der Halbgiebel handelt, davon überzeugt uns der Baubefund auf dem Dachboden der Seitenschiffe. Die heute von Außen nicht mehr sichtbaren zwei anderen Seiten der Strebepfeiler zeigen nämlich eine identische Dekoration mit Birnstäben sowie geputzte und gemalte Blenden, und zwar in gleicher Höhe wie die an der Ostfront, d.h. oberhalb der beiden nicht mehr existierenden Halbgiebel der Seitenschiffe. Die dekorativen Wandvertiefungen beginnen nicht wie bei derartigen Giebeldekorationen üblich auf dem Hauptgesims der Seitenschiffe⁵⁴, sondern gerade oberhalb der Halbgiebel, so daß die Giebelfelder ungegliedert bleiben. Aus den erhaltenen Fragmenten läßt sich also nicht auf die Form der ursprünglichen Halbgiebel der Ostseite schließen. Durch die spezielle Wormditter Lösung, die mittels optischer Täuschung das Mittelschiff breiter erscheinen läßt und den Hauptgiebel besonders akzentuiert, entsteht der Eindruck, daß die beiden geraden Strebepfeiler der Ostfront keine Verlängerung der Wände des Mittelschiffs bilden, sondern zur Mittelachse hin verschoben sind.⁵⁵

Bezüglich der Datierung des Hauptgiebels war sich die Forschung nicht einig. Zunächst äußerte Quast, daß der Ostgiebel sicher noch dem Ursprungsbau angehört.⁵⁶ Im Gegensatz dazu stellte Zink die Vermutung an, daß der Ostgiebel des Mittelschiffs wegen seiner Ähnlichkeit mit den Kapellengiebeln der Südseite erst während der Erweiterung der Kirche im 15. Jahrhundert errichtet worden sei.⁵⁷ Diese Annahme wurde dann von keinem Forscher in Frage gestellt.⁵⁸

54 Vgl. die Giebel des Rathauses in Wormditt.

55 Einige Forscher ließen sich durch diese Erscheinung wirklich täuschen, vgl. z. B. RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 97.

56 QUAST (wie Anm. 3), S. 20 – zitiert von BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 271 f.

57 ZINK (wie Anm. 1), S. 49.

58 VON ARSZYŃSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. 146, wird sogar behauptet, daß der bestehende Ostgiebel an der Stelle eines ursprünglichen, im Reiterkrieg zerstörten Giebels erst nach 1520 errichtet worden sei [sic!]. Vgl. auch RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 103. ŁOZIŃSKI (wie Anm. 34), S. 445. Lediglich Loyal ordnete den Ostgiebel in dem Kapitel über die Entwicklung der Dorfkirchen in die sog. zweite Entwicklungsstufe 1350–1420 ein, während er in dem Kapitel über die Wormditter Pfarrkirche die Meinung von Zink zu akzeptieren scheint, vgl. LOYAL (wie Anm. 24), S. 179, 306.

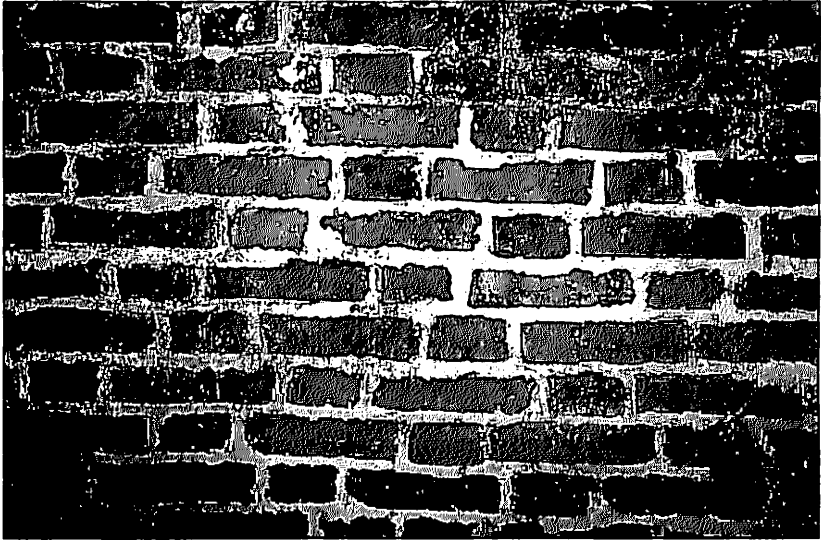


Abb. 8: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ostgiebel des Mittelschiffes.
Mauerverband der Innenseite.
(Fot. A. KONIECZNY)

Es gibt jedoch keine Baubefunde, die gegen eine Zugehörigkeit des Ostgiebels zu der ersten Bauphase sprechen. Auf dem Dachboden wurden keine Spuren von einem früheren Backsteingiebel oder einem provisorischen Abschluß im Fachwerk gefunden. Das Mauerwerk des Ostgiebels ist im Unterschied zu den Giebeln über den Seitenkapellen sorgfältig im gotischen Verband ausgeführt (Abb. 8) und weist einen Abdruck des bestehenden Dachwerks auf. Der Wormditter Hauptgiebel zeigt auch eine nahe formale Verwandtschaft mit den Giebeln vieler Sakralbauten des Ordenslandes, wie z. B. mit dem Westgiebel der Martinskapelle in Kulm (bald nach 1350),⁵⁹ dem Westgiebel der Franziskanerkirche in Kulm (dendrochronologische Datierung des Dachwerks 1383)⁶⁰ (Abb. 9), dem Ostgiebel der Kirche in Marienau (um 1330)⁶¹ und dem Chorgiebel der

59 Vgl. J. HEISE, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreussen. Bd. II: Kulmerland und Löbau. H. V: Der Kreis Kulm. Danzig 1887, S. 81 f.

60 Vgl. ZIELSKI/WEJER (wie Anm. 45), S. 89, 95, Tab. 7.

61 Vgl. B. SCHMID, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreussen. Bd. IV: Marienburg. H. XIV: Die Städte Neuteich und Tiegenhof und die ländlichen Ortschaften. Danzig 1919, S. 155.

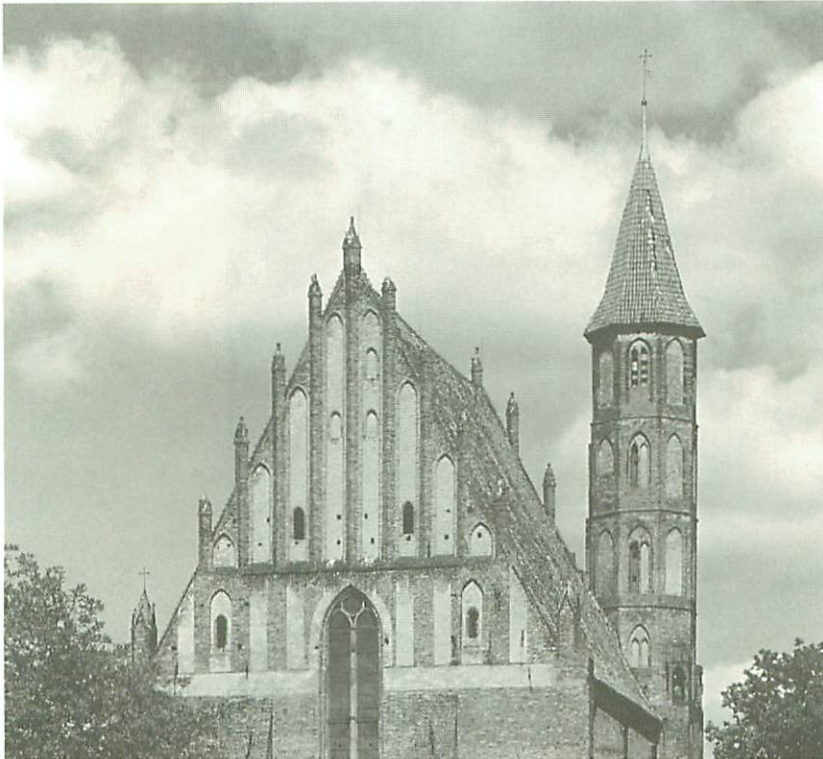


Abb. 9: Kulm. Franziskanerkirche, Westgiebel (nach 1383).
(Fot. A. KONIECZNY)

Pfarrkirche in Deutsch Eylau (um 1325)⁶². Daher dürfte auch die Annahme berechtigt sein, daß der Wormditter Ostgiebel noch der ersten Bauphase angehört und bald nach der Errichtung des Dachwerks über dem Mittelschiff, also einige Jahre nach 1363, ausgeführt wurde. Die Verwendung eines solchen Giebeltyps in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Hauptgiebel der unter bischöflichem Patronat stehenden Pfarrkirche in Wormditt wäre ein Anachronismus. Im Gegensatz dazu läßt sich der Einsatz solcher Giebel über den Seitenkapellen, also im bürgerlichen Bereich der Kirche, als bewußte Rezeption der bestehenden bischöflichen Architektur, leicht erklären. Bei dieser Annahme muß der Ostgiebel der Pfarrkirche in

⁶² Ebd., H. XII: Kreis Rosenberg, Danzig 1906, S. 136f., Abb. 16; DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 143.

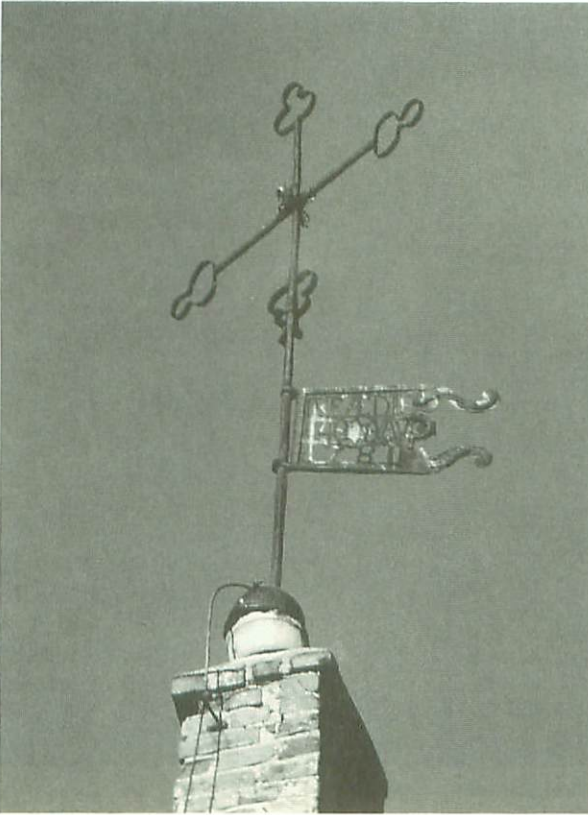


Abb. 10: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Wetterfahne über dem Ostgiebel des Mittelschiffs mit der Jahreszahl 1781. (Fot. A. KONIECZNY)

Wormditt nun als einer der ältesten Giebel im Ermland gelten. Chronologisch würde er zwischen dem Ost- und Westgiebel des Doms in Frauenburg stehen.

Auf der Spitze des Ostgiebels befindet sich heute eine Wetterfahne mit der Jahreszahl 1781 (Abb. 10). Dieses Datum bezieht sich wohl nicht auf den Ostgiebel selbst, sondern auf einen nicht mehr bestehenden achteckigen Dachreiter hinter ihm, der auf den Zeichnungen von Quast noch zu sehen ist (Abb. 11, 12). Bei der großen Renovierung von 1899–1902 wurde der Dachreiter vollständig abgetragen, da er stilistisch nicht zum Gesamtbild der gotischen Kirche paßte. Die ersten drei östlichen Gebinde des Mittelschiffsdachwerks, an denen der Dachreiter befestigt war, wurden damals ebenfalls durch eine neue Konstruktion ersetzt.

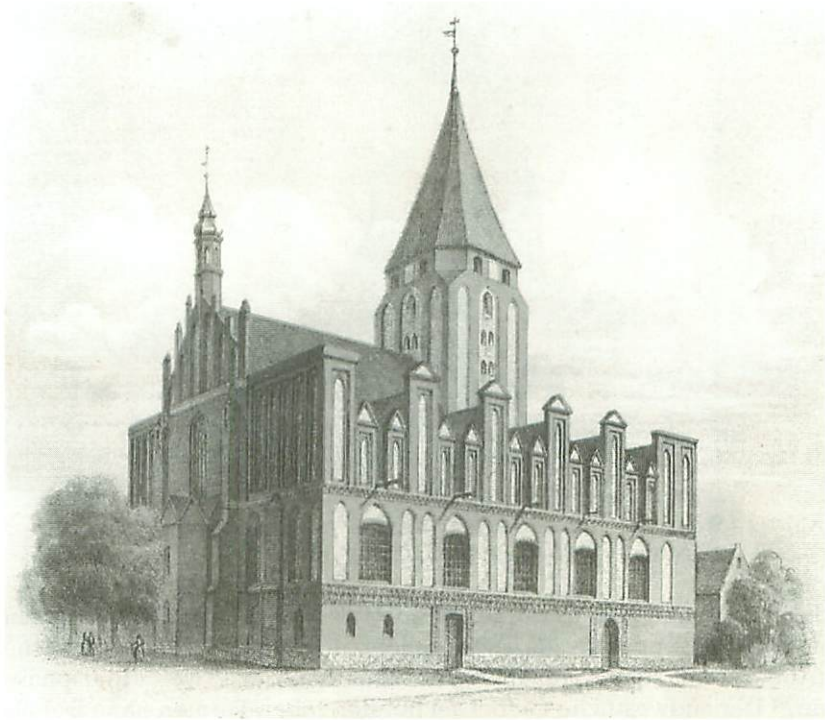


Abb. 11: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ansicht von Nordosten.
(Aus: QUAST 1852 [wie Anm. 3], Bl. XII)

Giebel der Seitenkapellen

Was die Frage nach der Entstehungszeit der Giebel über den Seitenkapellen angeht vermutete Quast, der die Kirche noch vor ihrer Restaurierung (1899–1902) untersuchen konnte, daß lediglich die Gestaltung der Südseite noch aus der Phase der Erweiterung erhalten geblieben ist, da die Giebel dieser Seite „mit ihren Fialen und Spitzbogenblenden dem Charakter der übrigen Architektur entsprechen“ (Abb. 12).⁶³ Die schon durch neuzeitliche Formen geprägten Giebel der Nordseite seien nach der Eroberung Wormditts durch den Deutschen Orden im

⁶³ QUAST (wie Anm. 3), S. 22 – zitiert von BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 273. ARSZYŃSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. 146, datieren die Giebel der Südseite in die Jahre nach 1520.

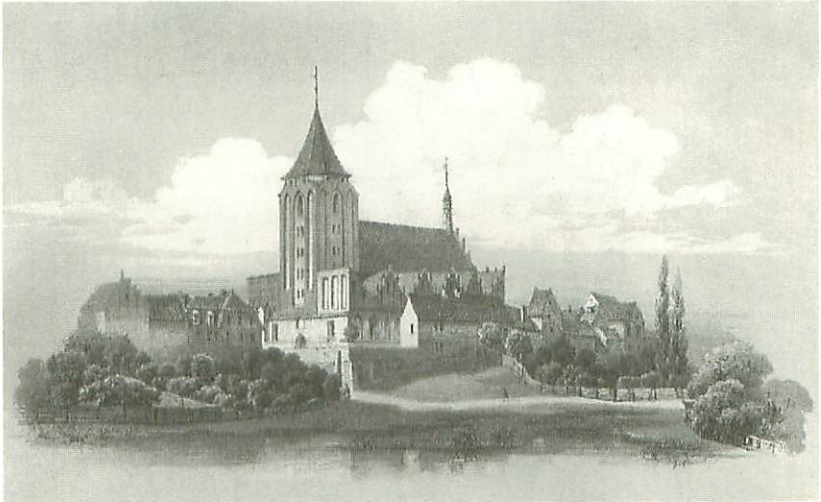


Abb. 12: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Ansicht von Südwesten.
(Aus: QUAST 1852 [wie Anm. 3], Bl. XI)

Jahre 1520 neu gebaut worden (Abb. 11).⁶⁴ Von den vier Blendgiebeln an der Ost- und Westfassade gehöre nur noch der nordwestliche (Abb. 13) mit seiner vorzüglichen Gestaltung der Erweiterungsphase an.⁶⁵ Der südwestliche Giebel sei mit den rohen Formen ohne Details erst im 17. Jahrhundert notdürftig hergestellt worden (Abb. 12).⁶⁶

64 QUAST (wie Anm. 3), S. 22 – zitiert von BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 273. Dieser Meinung sind auch: RÖHRICH (wie Anm. 36), S. 233f., SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 12, ULBRICH (wie Anm. 36), S. 31, ZINK (wie Anm. 1), S. 58, CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 114, RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 92, LOYAL (wie Anm. 24), S. 177.

65 QUAST (wie Anm. 3), S. 22. ŚWIECHOWSKI (wie Anm. 39), S. 314, datiert den Blendgiebel in die Jahre vor 1422 (erste Erwähnung der Kreuzkapelle) und sieht in der Schauwand der Vorhalle des Doms in Frauenburg ein Vorbild für die Wormditter Gestaltung, während der Ostgiebel der Pfarrkirche zu Röbel unter Wormditter Einfluß konzipiert worden sein soll. RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 101, war der Meinung, daß die Erbauung der nordwestlichen Kapelle mit ihrem Schaugiebel in den Jahren um 1480 erfolgte. ARSZYŃSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. 146, 148f., setzen dagegen die Ausführung dieses Giebels auf die Jahre nach 1520 an.

66 QUAST (wie Anm. 3), S. 22 – zitiert von BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 273. SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 12, lehnt diese Datierung ab und meint, daß jene Giebel dem Bischof Mauritius Ferber (1523–1537) zu verdanken

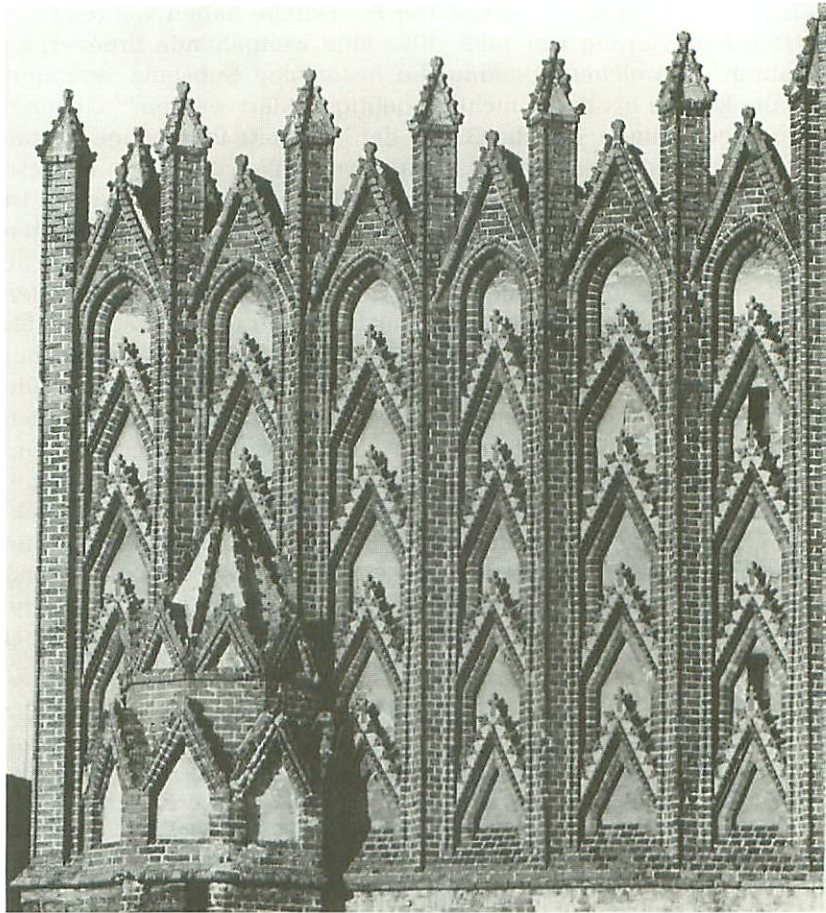


Abb. 13: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Nordwestlicher Blendgiebel. (15. Jh.)

(Fot. J. LANGDA, Negativ im Institut für Kunstgeschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften [IS PAN] Warschau)

seien, der nach der Vermutung von DITTRICH (wie Anm. 12), S. 244, die Wormditter Kirche nach der Beschädigung in dem Reiterkrieg (1519–1525) wiederherstellen ließ. Dieser Meinung ist auch BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 49, da sich 1520 die Stadt Wormditt unter Beschuß des Deutschen Ordens von Süden her befand. Vgl. auch ZINK (wie Anm. 1), S. 58 und LOYAL (wie Anm. 24), S. 177.

Sämtliche Giebel der Wormditter Pfarrkirche haben während der letzten Renovierung von 1899–1902 eine weitgehende Erneuerung erfahren. In welchem Umfang die historische Substanz verändert wurde, konnte bis heute nicht eindeutig geklärt werden.⁶⁷ Generell wird angenommen, daß die Giebel der Nordseite ihre jetzige Gestaltung den Wiederherstellungsarbeiten verdanken (Abb. 1), da diese Seite früher, wie auf der Zeichnung von Quast noch zu sehen ist (Abb. 11), durch Renaissancegiebel aus der Zeit nach dem Reiterkrieg (1519–1525)⁶⁸ verziert war. Einige Forscher waren der Ansicht, daß es sich hier um eine mehr oder weniger originalgetreue Wiederherstellung der ursprünglichen mittelalterlichen Gestalt nach damals noch erhaltenen Befunden handelte,⁶⁹ andere dachten dagegen eher an eine den Formen der übrigen Giebel angepaßte Neuausführung.⁷⁰ Die beiden bestehenden Kapellengiebel der Südseite galten bisher in der Forschung als noch aus der Zeit der Erweiterung stammend, d. h. aus dem 15. Jahrhundert (Abb. 3). Die den Turm flankierenden Blendgiebel an der Westfassade haben verschiedene Schicksale erlitten. Was den südlichen Blendgiebel angeht, so stimmt die Forschung überein, daß es sich hier wieder um eine Neuausführung aus der Zeit 1899–1902 handelt, da – worauf schon Quast hingewiesen hat – der vorherige, aus dem 17. Jahrhundert stammende Giebel

67 Die denkmalpflegerischen Akten für die Wormditter Pfarrkirche, die sich im Archiv des Provinzialkonservators für Denkmalpflege in Königsberg befanden, sind im 2. Weltkrieg verschollen, vgl. ST. ROZAŃSKI, Z problematyki ochrony zabytków sztuki byłych Prus Wschodnich. In: KOMUNIKATY MAZURSKO-WARMIŃSKIE 1957, Nr. 1 (56), S. 19f. Die veröffentlichten Jahresberichte des Provinzialkonservators beschränkten sich lediglich auf sehr allgemeine Formulierungen, aus denen leider keine näheren Angaben über den Verlauf der Renovierungsarbeiten zu entnehmen sind, vgl. BERICHT DES KONSERVATORS DER KUNSTDENKMÄLER DER PROVINZ OSTPREUSSEN ÜBER SEINE TÄTIGKEIT VOIM 1. Dezember 1902 bis 30. November 1903 an die Provinzialkommission zur Erforschung und zum Schutz der Denkmäler in der Provinz Ostpreußen 2 (1904), S. 20–22, Abb. 3–7.

68 Nur BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 49, geht davon aus, daß die Nordfront der Kirche im ersten Schwedenkrieg 1627 in Mitleidenschaft gezogen wurde, weil der Angriff der Schweden von der Nordseite her erfolgte.

69 ZINK (wie Anm. 1), S. 46f. DEHIO/GALL (wie Anm. 30), S. 185. CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 114. ARSZYŃSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. 146. ŁOZIŃSKI (wie Anm. 34), S. 445 (nach der Zerstörung 1520 und 1730). DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 662.

70 ULBRICH (wie Anm. 36), S. 31. RZEMPOLUCH (wie Anm. 37), S. 179. LOYAL (wie Anm. 24), S. 182.



Abb. 14: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Dachwerk (11) über dem südlichen Seitenschiff, Mauerwerk des Südgiebels, das um die bestehende Holzsäule hochgezogen und an anderen Holzelementen mit Zugankern aus Eisen befestigt wurde. (Fot. A. KONIECZNY)

ganz schlichte Formen zeigte (Abb. 12).⁷¹ Im Gegensatz dazu soll sich der nördliche Blendgiebel neben dem Turm noch in Originalzustand befinden (Abb. 13).⁷²

Schon eine flüchtige Betrachtung der Giebel vom Dachraum her läßt problemlos zwei Befunde erkennen: zum einen sind die Seitenschiffsgiebel bis auf drei Fragmente an die bestehende Holzkonstruktion der Dachwerke angebunden⁷³ (Abb. 14); zum anderen wei-

71 ZINK (wie Anm. 1), S. 50. DEHIO/GALL (wie Anm. 30), S. 185. CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 115. DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 662. LOYAL (wie Anm. 24), S. 182.

72 CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 115.

73 Bei der Erbauung der Kapellengiebel wurde eine dauerhafte Verbindung ihres Mauerwerks mit den Holzbalken des Dachwerks durch Eisenanker gewährleistet.



Abb. 15: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Kapellengiebel der Südseite am Dachwerk (8), Mauerverband der Innenseite.
(Fot. A. KONIECZNY)

sen diese Giebel von innen, wie bereits erwähnt, eine ganz andere Bauweise als der Ostgiebel des Mittelschiffs auf. Während der Ostgiebel des Mittelschiffes im regulären gotischen Verband aus hochwertigen mittelalterlichen Backsteinen ausgeführt wurde (Abb. 8), hat man sich bei der Erbauung der Kapellengiebel weder um einen regulären Mauerverband noch um die Verwendung von gutem Ziegelmaterial bemüht. Im Mauerwerk dieser Giebel verbaute man nicht nur neue Backsteine aus manueller oder maschineller Herstellung, sondern vor allem Abbruchmaterial, darunter sogar Fragmente von Profilsteinen (Abb. 14–15). Dieser Vorgang betraf nicht nur die Nordseite, wie zu erwarten gewesen wäre, sondern in noch größeren Umfang die ganze Südseite. Nur die drei Bereiche der Kapellengiebel, die an das Dachwerk nicht angebunden sind, weisen einen regulären Mauerverband und darüber hinaus deutliche Abdrücke früherer Holzkonstruktionen auf: 1. am östlichen Blendgiebel der Nordseite bis zur dritten Blende von Süden; 2. am östlichen Blendgiebel der Südseite bis zur dritten Blende von Norden; 3. am westlichen Blendgiebel der Nordseite und am angrenzenden westlichen Halbgiebel der Nordseite (1). Ausschließlich an diesen Stellen ist

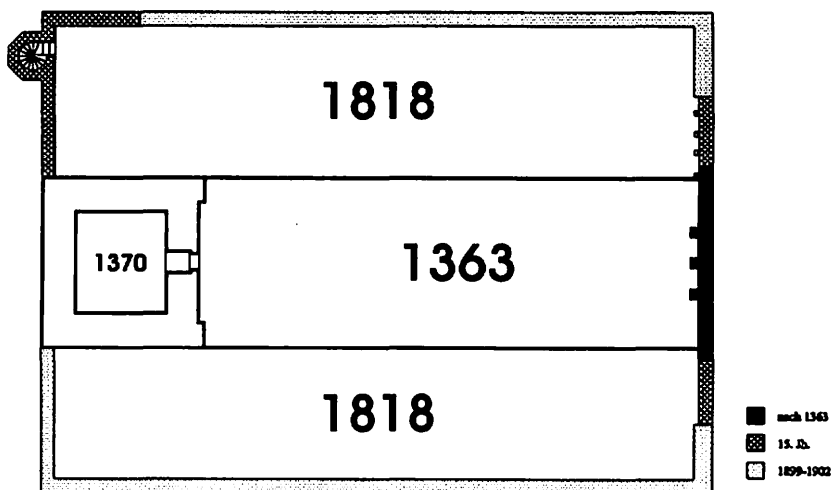


Abb. 16: Wormditt. Pfarrkirche St. Johannes Ev., Bauzeit der Dachwerke, des Glockenstuhls und der Giebel.
(Bearb. A. KONIECZNY)

noch die ursprüngliche mittelalterliche Mauersubstanz zu finden (Abb. 16). Um 1899 haben sich die Giebel wohl in einem so desolaten Zustand befunden, daß man sich entschied, sie abzutragen und nach alten Formen neu zu erbauen. Die von der Forschung den mittelalterlichen Baumeistern zugeschriebenen Giebel der Südseite (Abb. 3–4: Giebel 8, 9, 10, 11) muß man leider ebenfalls als eine vollständige Rekonstruktion der letzten Jahrhundertwende ansehen. Wie den ikonographischen Quellen zu entnehmen ist (Abb. 12)⁷⁴, geben die rekonstruierten Seitenkapellengiebel ziemlich genau die ursprüngliche Großform wieder, d. h. das dreieckige Giebelfeld wird jeweils durch sieben übereck gestellte Fialenpfeiler, zwischen denen sich spitzbogige Blenden befinden, gegliedert. Was jedoch die Details angeht, läßt sich nicht feststellen, ob z. B. die Kanten der Fialenpfeiler und Blenden ursprünglich auch profiliert waren. Es ist deshalb möglich, daß die bestehende Verzierung mit Profilsteinen erst der letzten Rekonstruktion zu verdanken ist. Die nähere Betrachtung der bestehenden Wormditter Giebel legt den Schluß nahe, daß die originalen Teile der Kapellengiebel sowie der noch in ursprüng-

⁷⁴ Vgl. auch BOETTICHER (wie Anm. 13), Abb. 199 und LOYAL (wie Anm. 24), Abb. 147.

lichem Zustand erhaltene Ostgiebel des Mittelschiffs ein Formenrepertoire darstellten, aus dem die Restaurateure des 19. Jahrhunderts für ihre „Rekonstruktion“ schöpften. Die neu erbauten Schaugiebel sind daher stilistisch sehr gut angepaßt und bilden mit dem ganzen Baukörper eine harmonische Einheit, so daß es heute sehr schwer fallen kann, sie als ein Produkt des 19. Jahrhunderts zu erkennen.⁷⁵ Welche makellosen Bauformen die neugotischen Giebel der Seitenkapellen aufweisen, bezeugt die Tatsache, daß selbst Kenner der gotischen Backsteingiebel, wie Świechowski, Przymusiński und Pilecka sich täuschen ließen und diese als Vergleichsgiebel für mittelalterliche Giebel der Region herangezogen haben.⁷⁶

Der Westturm

Der Westturm soll Quasts Annahme nach noch der ersten Bauphase angehören.⁷⁷ Die Sichtung der im Herbst 1998 vom Putz freigelegten Wände beider Seitenkapellen neben dem Westturm bestätigt diese Aussage. Die Mauer des Langhauses und des Westturmes wurden offenkundig gleichzeitig hochgezogen. Der Turm muß noch vor 1370 vollendet gewesen sein, da um diese Zeit bereits die Aufrichtung des Glockenstuhls in Angriff genommen wurde. Im ersten Obergeschoß des Turmes errichtete man eine zum Mittelschiff hin geöffnete Empore, über der eine Wölbung geplant, aber nie ausgeführt wurde. Auch die hölzerne Überdeckung höherer Turmgeschosse, für die schon Mauerabsätze vorbereitet waren, wurden gleich nach der Fer-

75 Die genaue Bauanalyse wird im Falle der Wormditter Pfarrkirche heute dadurch erschwert, daß die während der letzten großen Renovierung um die Jahrhundertwende benutzten Backsteine sich kaum von den mittelalterlichen unterscheiden. Sie wurden ebenfalls in manueller Technik angefertigt und heben sich in Bezug auf Größe, Farbe und Fraktur der Oberfläche nicht von den originalen Steinen ab. Die erneuerten Stellen am Mauerwerk sind deswegen kaum wahrnehmbar. Nur von der Seite des Dachbodens her lassen sich wegen der Abdrücke der älteren Dachwerke die Abschnitte der Giebel identifizieren, die vor der Errichtung der Dachwerke von 1818 erbaut worden sind.

76 Vgl. ŚWIECHOWSKI (wie Anm. 39), S. 310–315. PRZYMUSIŃSKI (wie Anm. 39), S. 32, 66. PILECKA (wie Anm. 39), S. 78–80, 82.

77 QUAST (wie Anm. 3), S. 20, Bl. XII – zitiert von BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 272. Dieser Meinung schließen sich andere Forscher an: ZINK (wie Anm. 1), S. 45, 56f. SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 8. RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 94, 97. RZEMPOLUCH (wie Anm. 37), S. 178. ŁOZIŃSKI (wie Anm. 34), S. 444. LOYAL (wie Anm. 24), S. 178, 183, 190, 272, 285.

tigstellung des Turmes zugunsten eines mächtigen Glockenstuhls aufgegeben. Die Konzeptionsänderung in Bezug auf die Ausstattung des Turmes muß demgemäß schon um 1370 erfolgt sein. Die Ursache dafür könnte in der geplanten Aufhängung von schwereren Glocken als ursprünglich vorgesehen liegen.

Abschließend soll Bezug auf die Grundsteinlegung und Schlußweihe der Wormditter Pfarrkirche genommen werden. Laut einer Überlieferung auf der Konsekrationstafel in der Sakristei wurde die Pfarrkirche von Bischof Heinrich [Sorbom] im Jahre 1379 geweiht und von Weihbischof Jakob von Plock im Jahre 1494 neu konsekriert.⁷⁸ Bis zum Jahre 1938 wurde die Zuverlässigkeit dieser Quelle nie in Frage gestellt, so daß sich alle Forscher bedenkenlos darauf beriefen.⁷⁹ Erst Zink stufte sie als unzuverlässig ein, da er eine Konsekration im Jahre 1379 als zu spät beurteilte.⁸⁰ Auf Grund der geringen Größe des Kirchengebäudes sowie des wehrhaften Aussehens des Turmes versuchte er die Wormditter Pfarrkirche früher zu datieren, um die These über ihre architektonische Musterstellung für die Hallenkirchen in Ermland entwickeln zu können. Der Bau der Kirche soll seiner Meinung nach bereits 1370 vollendet worden sein.⁸¹ In einer Rezension über Zinks Abhandlung wandte sich Schmauch dagegen, der Konsekrationstafel die wichtige Bedeutung für die Datierung der Kirche abzusprechen. Er versuchte deswegen nachzuweisen, daß sogar bei einer fehlerhaften Abschrift die Abweichung von der Originalquelle in Jahreszahlen nicht so groß sein darf, da neben dem Weihejahr auch der Bischof Heinrich Sorbom (1373–1401) erwähnt wurde. Beispielsweise wäre es nach Schmauch denkbar, daß derjenige, der die Tafel im 17. Jahrhundert erstellt hat,

78 Codex Diplomaticus Warmiensis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands, Bd. I–IV. Mainz 1860–1935 (weiterhin zit.: CDW) III, Nr. 84. Wie schon erwähnt, wurde der Text zunächst von Quast im Jahre 1862 veröffentlicht, vgl. QUAST (wie Anm. 11), S. 22A.

79 DITTRICH (wie Anm. 12), S. 192. BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 271. RÖHRICH (wie Anm. 36), S. 228. DEHIO (wie Anm. 30), S. 468. DEHIO/KOHE (wie Anm. 30), S. 520. SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 5, 8. BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 48. ULBRICH (wie Anm. 36), S. 31. CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 114. RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 89, 91. A. RZEMPOLUCH, Kościoły na Warmii, Mazurach i Powiślu = Kirchen in Ermland, Masuren und Weichselgebiet = Churches in Warmia, Mazury and Powiśle. Olsztyn 1991, S. 32. DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 661. RZEMPOLUCH (wie Anm. 37), S. 178f. LOYAL (wie Anm. 24), S. 176, 190, 269, 352.

80 ZINK (wie Anm. 1), S. 56f.

81 Ebd., S. 57.

lediglich anstelle des Jahres 1374 das Jahr 1379 wiedergeben hätte.⁸² Dehio/Gall,⁸³ Kutzner⁸⁴ und Arsyński/Kutzner⁸⁵ nahmen das Beispiel ernst und schließen damit nicht aus, daß die Weihe der Wormditter Kirche wirklich im Jahre 1374 vorgenommen wurde. Die dendrochronologische Datierung des Dachwerks über dem Mittelschiff in das Jahr 1363 oder kurz danach läßt vermuten, daß um diese Zeit bereits die Umfassungsmauer der Kirche fertiggestellt war. Auch die Holzkonstruktion des Glockenstuhls im Westturm ist wahrscheinlich um 1370 entstanden, was auf die Vollendung des Turmes in dieser Zeit schließen läßt. Aus diesen Fakten geht deutlich hervor, daß noch vor der Konsekration der Kirche im Jahre 1379 alle wichtigen Bauarbeiten ihren Abschluß fanden. Die Zeit zwischen den Jahren 1363 und 1379 nutzte man gewiß, um die Gewölbe in den Seitenschiffen einzuziehen, die Giebel an der Ost- und Westfront zu errichten sowie die ganze Kirchengestaltung zu komplettieren.

Wann der Grundstein für den Bau der Wormditter Kirche gelegt wurde, kann man nur hypothetisch festlegen. Boetticher vertrat die Auffassung, daß die bestehende Wormditter Pfarrkirche in ihren ältesten Teilen noch aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt, weil 1312 ein Priester Heinrich⁸⁶ und 1326 ein Priester Albert preußischer Abstammung⁸⁷ urkundlich nachgewiesen sind.⁸⁸ Dagegen meinte Röhrich, daß in Wormditt zuerst eine Holzkirche existierte.⁸⁹ Unter Annahme einer 30 bis 40jährigen Bauzeit, ist es nach Schmauch denkbar, daß mit dem Bau der Kirche um 1345 unter Bischof Hermann von Prag begonnen wurde und zwar gleichzeitig mit der Fundamentierung des Rathauses und der Errichtung massiver Stadt-

82 SCHMAUCH (wie Anm. 21), S. 405f., Anm. 2. Dieses Beispiel ist übrigens wenig überzeugend, da in der alten Vorlage ebenfalls die Jahreszahl 1494 vorkam, die zum Abschreiben offenbar hinreichend leserlich war, obwohl sie die Ziffern enthielt, mit denen der Hersteller der Konsekrationstafel angeblich Probleme gehabt haben soll (einmal die Ziffer 9 und zweimal die Ziffer 4).

83 DEHIO/GALL (wie Anm. 30), S. 184.

84 KUTZNER (wie Anm. 36), S. 61.

85 ARSYŃSKI/KUTZNER 1980 (wie Anm. 31), S. 145.

86 CDW I, Nr. 164, S. 286.

87 CDW I, Nr. 224, S. 379.

88 BOETTICHER (wie Anm. 13), S. 271. Auch ULBRICH (wie Anm. 36), S. 31, setzte den Bauanfang in die Zeit zwischen 1330 und 1340.

89 RÖHRICH (wie Anm. 36), S. 228. Diese Meinung teilten auch SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 7, und BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 46.

mauern.⁹⁰ Allgemein setzte sich dann die Meinung durch, daß die Grundsteinlegung der Pfarrkirche während der Residenzzeit Bischof Hermanns von Prag (1340–1349) im Wormditter Schloß anzusetzen ist.⁹¹ Für den Baubeginn könnte man die Zeit um 1340 weiterhin gelten lassen, obwohl von einer sehr kurzen Bauzeit auszugehen ist. Die Behauptung, daß die Grundsteinlegung während der Amtszeit Bischof Eberhards von Neiße (1301–1326), der als Gründer der Stadt Wormditt gilt, vollzogen wurde, ist heute noch nicht ausreichend begründet.

Zusammenfassend ist festzuhalten:

1. Das in zwei Baueinheiten errichtete Dachwerk über dem Mittelschiff konnte sicher auf das Jahr 1363 datiert werden.
2. Der Ostgiebel des Mittelschiffs gehört gewiß noch der ersten Bauphase an und wurde höchstwahrscheinlich bald nach der Vollendung des Dachwerks, also einige Jahre nach 1363, errichtet.
3. Die die Seitenschiffe und Kapellenanbauten überdeckenden Dachwerke stammen aus dem Jahre 1818. Sie ersetzen frühere Dachkonstruktionen, die den noch erhaltenen Spuren an den Hochschiffswänden und an der Innenseite des nordwestlichen Blendgiebels zufolge fast identische Formen besaßen. Die erste Überdachung der Seitenschiffe bestand aus herkömmlichen Pultdächern, von denen keine Befunde mehr vorhanden sind. Die Höhe und Neigung der Pultdächer läßt sich aber ganz genau feststellen.
4. Es konnte erstmals festgestellt werden, daß von den bestehenden Giebeln der Seitenschiffe und Kapellen nur noch drei stark erneuerte Fragmente aus der Erweiterungszeit der Kirche stammen. Dazu zählt der nordwestliche Blendgiebel, der an sie anstoßende Halbgiebel der Nordfront (1) und die inneren Hälften der beiden östlichen Blendgiebel (Abb. 16). Die erhaltene Fragmente

90 SCHMAUCH (wie Anm. 14), S. 5f. SCHMAUCH 1941 (wie Anm. 21), S. 405.

91 BUCHHOLZ 1931 (wie Anm. 35), S. 46. ZINK (wie Anm. 1), S. 57. ŚWIECHOWSKI (wie Anm. 39), S. 311. DEHIO/GALL (wie Anm. 30), S. 184. CHRZANOWSKI (wie Anm. 33), S. 113. ŚWIECHOWSKI (wie Anm. 36), S. 81. KUTZNER 1978 (wie Anm. 36), S. 61. RZEMPOLUCH (wie Anm. 22), S. 90, 99. JURKOWLANIEC (wie Anm. 41), S. 187. RZEMPOLUCH (wie Anm. 79), S. 32. ŁOZIŃSKI (wie Anm. 34), S. 444. DEHIO/ANTONI (wie Anm. 2), S. 661. RZEMPOLUCH (wie Anm. 37), S. 178f. LOYAL (wie Anm. 24), S. 62, 176, 190; 285, 356. Lediglich DITTRICH (wie Anm. 12), S. 191f., war noch der Meinung, daß der Kirchenbau um 1359 begonnen wurde. ARSZYŃSKI/KUTZNER (wie Anm. 31), S. XIV, 145–148, datierten den Baubeginn ohne Begründung vor 1350 oder nach 1350.

weisen noch Abdrücke älterer Dachwerke auf. Alle übrigen Giebel der Seitenschiffe wurden an die bestehenden Dachwerke von 1818 angebaut und mit diesen dauerhaft verbunden, so daß sie erst nach 1818 zu datieren sind. Gewiß wurden sie während der umfassenden Wiederherstellung der Kirche um die Jahrhundertwende nach alten Formen neu erbaut.

5. Der Glockenstuhl aus Eichenholz im Westturm wurde auf die Jahre um 1370 herum datiert. Damit wurde endgültig bewiesen, daß der Bau des Westturmes gleichzeitig mit der Errichtung des Langhauses verlaufen sein mußte.
6. Die neuen Erkenntnisse geben ebenfalls Aufschluß darüber, daß bei der Weihe im Jahre 1379 der Bau der Wormditter Kirche bis auf die Gewölbe des Mittelschiffs komplett vollendet war. Als Zeitpunkt der Schlußweihe muß weiterhin das Jahr 1379 gelten, will man die Konsekrationstafel als unzuverlässige Überlieferungsquelle aus dem 17. Jahrhundert nicht ganz ablehnen. Für das von einigen Forscher genannte Konsekrationsjahr 1374 gibt es keine Begründung.
7. Die dendrochronologische Datierung hat ergeben, daß nach heutigem Forschungsstand die Pfarrkirche in Wormditt neben der Kathedrale in Frauenburg der älteste noch erhaltene Sakralbau im Ermland ist. Es ist bewundernswert, daß der Kirchenbau alle Unruhen und Kriege weitgehend unbeschadet überstanden hat.

Historia budowy kościoła farnego w Orniele w świetle nowych badań architektonicznych

Streszczenie

W ramach przeprowadzonych w roku 1998 badań architektonicznych kościoła farnego w Orniele datowaniu dendrochronologicznemu zostały poddane wszystkie historyczne konstrukcje drewniane. Datowanie to umożliwiło nie tylko określenie czasu budowy samych więźb dachowych i drewnianej konstrukcji dzwonnej w wieży, lecz także związanych z nimi elementów murowanych.

Badania dendrochronologiczne próbek drewna pobranych z więźby dachowej nad nawą główną pozwoliły stwierdzić, że konstrukcja ta najwcześniej powstać mogła w roku 1363. Szczyt nawy głównej z pewnością wzniesiony został jeszcze w fazie budowy korpusu nawowego, wkrótce po ukończeniu więźby dachowej po 1363 r., a nie jak dotychczas powszechnie przyjęto w trakcie dobudowy kaplic bocz-

nych w XV w. Istniejące konstrukcje drewniane dachów naw bocznych i kaplic pochodzą z roku 1818, przyjmując natychmiastowe wykorzystanie drewna po ścinie. Konstrukcje te zastąpiły wcześniejsze więźby o podobnych formach, po których widoczne są jeszcze ślady na ścianach nawy głównej i wewnętrznej stronie północno-zachodniej ściany attykowej. Pierwotne przykrycie naw bocznych tworzyły dachy pulpitarne, po których nie zachowały się jednak żadne widoczne ślady. Ich wysokość i kąt nachylenia da się jednak dość precyzyjnie ustalić. Dokładna analiza murów szczytów i miejsc ich połączenia z więźbami dachowymi pozwoliła po raz pierwszy stwierdzić, że spośród do dziś zachowanych szczytów naw bocznych i kaplic tylko trzy fragmenty są oryginalne. Do tych zalicza się: północno-zachodnią ścianą attykową, graniczącą z nią półszczyt elewacji północnej i części obu wschodnich ścian attykowych przylegające do nawy głównej (il. 7). Na zachowanych fragmentach czytelne są odciski starszych więźb dachowych. Wszystkie pozostałe szczyty kaplic bocznych zostały przybudowane do istniejących więźb dachowych z 1818 r. i trwale z nimi połączone, z czego wynika, że powstały po roku 1818. Z pewnością zostały one na nowo wzniesione na wzór dawnych gotyckich form podczas kompleksowej konserwacji kościoła ok. 1900 r. Dębowa konstrukcja dzwonna została wydatowana dendrochronologicznie na lata ok. 1370. Tym samym zostało ostatecznie udowodnione, że budowa wieży zachodniej przebiegała równocześnie ze wznoszeniem korpusu nawowego.

Przeprowadzone badania ustaliły, że podczas konsekracji w roku 1379 budowa kościoła parafialnego w Orniecie była już całkowicie ukończona, z wyjątkiem dekoracyjnych sklepień nawy głównej, które założono pod koniec XV w. Jako datę poświęcenia świątyni trzeba uznać rok 1379, jeżeli nie chce się zakwestionować wiarygodności siedemnastowiecznej tablicy konsekracyjnej. Podawany przez niektórych badaczy rok konsekracji 1374 nie ma żadnego uzasadnienia. Badania dendrochronologiczne elementów drewnianych kościoła parafialnego w Orniecie pokazały, że przy obecnym stanie wiedzy jest on – obok katedry we Fromborku – najstarszą zachowaną budowlą sakralną na Warmii.

The Building History of the Parish Church of Wormditt in the Light of Recent Examinations of the Structure

Summary

The construction of the roof of the central aisle, which was carried out in two building periods could be safely dated as from the year 1363. The eastern gable of the middle nave certainly belongs to the first construction phase and was probably erected after the completion of the roof, that is, some years after 1363. The roofs covering the side-aisles and chapel extensions date from the year 1818. They replace earlier roof constructions, which, according to the remaining traces on the walls of the central nave and on the inside of the north-west face gable, possessed almost identical shapes. The first roofing on the side-aisles consisted of traditional pen-roofs, of which there is no evidence left. Height and incline of the pen-roofs may, however, be determined exactly. It could be established for the first time that, of the existing gables of the side-aisles and chapels, only three greatly renovated fragments date from the expansion period of the church. The remaining fragments reveal traces of older roofing. All the other gables on the side-aisles were built onto the existing roofing of 1818 and securely joined to this, so that they can be dated as from later than 1818. The belfry framework of oak in the west tower was dated as from approximately 1370. Thus it was conclusively proved that the construction of the west tower must have been carried out simultaneously with the erection of the nave. The new findings also make clear that, at its consecration in the year 1379, the building of the Wormditt church was completed. The date of the consecration must still be considered to be 1379, if the consecration tablet from the 17th century is not to be completely ignored as a reliable traditional source. There is no foundation for the consecration year being 1374, as is suggested by some researchers. Dendro-chronological dating has revealed that, to judge from the present level of research, the parish church of Wormditt is, with the Cathedral in Frauenburg, the oldest existing sacred building in Warmia.

Übersetzt von Sylvia H. Parker

Quellen zur Geschichte der Stadt Heilsberg im 16.–18. Jahrhundert

Von Stefan Hartmann

Der vorliegende Beitrag beruht auf bisher unveröffentlichten Quellen zur Geschichte Heilsbergs im 16. bis 18. Jahrhundert in der Abteilung 31 *Ermland* des Etatsministeriums Königsberg im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin. Dabei handelt es sich um die unter der Signatur EM 31 h2, Nr. 1–68, verwahrten Archivalien. In Anbetracht der fragmentarischen Überlieferung im Etatsministerium ist ein kurzer Überblick über die Geschichte Heilsbergs erforderlich.

Über die Geschichte der Residenzstadt der ermländischen Bischöfe liegt bisher keine spezielle Monographie vor. Ihr Ursprung ist in einer preußischen Burg und Siedlung an der mittleren Alle im Gau Pogesanien zu suchen, an deren Stelle der Deutsche Orden 1241 eine Befestigung anlegte. Diese wurde allerdings bald danach von den heidnischen Prußen zerstört, 1260 vom ermländischen Bischof Anselm wieder aufgebaut, aber erneut von den Prußen verwüstet. Erst 1308 unter dem Einfluß zunehmender Kolonisation dieser Gegend war Heilsbergs Entwicklung zur Stadt durch die von Bischof Eberhard von Neisse ausgefertigte Lokationsurkunde gesichert. Wie Bischof Eberhard kamen auch die meisten Neubürger aus Schlesien, von wo sie ihre Mundart, das sogen. Breslause, mitbrachten. Die engen Beziehungen zu Schlesien wirkten sich auch auf das äußere Bild der Stadt aus. Sie wurde planmäßig in Gitterform mit zwei Hauptstraßen (Langgasse und Baderstraße) angelegt, wobei der Marktplatz die Form eines fast quadratischen Rechtecks mit dem Rathaus als Mittelpunkt bildete. Wie in Breslau lehnten sich an dieses von allen Seiten niedrige Ladenhäuschen an, und die Bürgersteige der äußeren Marktseiten wurden mit Laubengängen überbaut. Die um 1400 vollendete Burg blieb bis 1795 die Residenz der ermländischen Bischöfe. Neben der Marienburg ist sie das bedeutendste erhaltene Profanbauwerk des mittelalterlichen Preußenlandes. Die im 17. und 18. Jahrhundert an ihrer Außenseite errichteten barocken Anbauten sind vor und nach 1800 abgetragen worden. Die 1357 fertiggestellte Stadtmauer mit vier Toren und einer Pforte wurde 1520 bei der Belagerung durch Hochmeister Albrecht zerstört, danach aber wieder aufgebaut und nach 1772 zum größten Teil mit den Er-

kern abgebrochen oder in Häuser eingebaut. Kirchlicher Mittelpunkt war die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaute Pfarrkirche St. Peter und Paul, die nach dem Stadtbrand von 1497 zur Hallenkirche umgewandelt wurde und deren mächtiger Glockenturm 1718 eine von der Figur des Heiligen Michael bekrönte welsche Haube erhielt. Außerdem gab es außerhalb der Stadtmauer in der Nähe des Schlosses die 1505 abgebrochene Kirche zum Heiligen Geist und die 1618 auf dem Kirchhof neben der Pfarrkirche errichtete Polnische Kirche. Trotz mehrfacher Zerstörungen zählte Heilsberg im Jahre 1572 152 Häuser und 56 Buden. Unter den Einwohnern befanden sich 98 Handwerker. Die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt beruhte vor allem auf Handel, Gewerbe und Landwirtschaft. Neben Ackerbau und Viehzucht sicherten das blühende Tuchmachergewerbe, die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei den Bürgern ihre Existenz¹.

Bis zum Ende der polnischen Zeit (1772) regelte die 1534 erlassene Willkür das innerstädtische Leben in Heilsberg². U. a. legte sie die Bedingungen für die Erlangung des Bürgerrechts, das Verhältnis zu Bürgermeister und Rat, den Kauf und Verkauf auf den Märkten, das Brauen und den Ausschank des Bieres, die Heiligung der Sonn- und Feiertage, das Verhalten bei Bränden und anderen Katastrophenfällen, die Rechte und Pflichten der Handwerksmeister und -gesellen sowie die Nutzung der Äcker, Wiesen, Wälder und Fischteiche fest. 1772 – beim Übergang des Ermlandes an Preußen – bestand der Heilsberger Magistrat aus einem präsidierenden und einem zweiten Bürgermeister, sechs Ratmännern, die als Cassarius, Camerarius, Richter und Aufseher über die Spritzen fungierten, und einem Stadtschreiber. Keiner war *Literatus* (akademisch gebildet), alle waren aber zur Justiz beim Antritt ihres Amtes vereidigt. In der Regel wählte der Bischof die Bürgermeister aus drei vom Magistrat vorgeschlagenen Ratsmitgliedern. Daneben bestand wie in anderen ermländischen Städten ein achtköpfiger Schöffenstuhl mit

1 Zur Geschichte Heilsbergs vgl. HINTZ, Heilsberg, Kr. Heilsberg. In: Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Hrsg. v. E. KEYSER. Bd. 1: Nordostdeutschland. Stuttgart—Berlin 1939, S. 61–64. G. WOLF, Führer durch Heilsberg in Ostpreußen. Berlin 1918. M. BISKUP, Rozwój przestrzenny Lidzbarka Warmińskiego. In: KMW 1961, Nr. 4, S. 481–496.

2 Vgl. E. NIETZKI, Willkühr der Stadt Heilsberg. Anno 1534. In: PREUSSISCHE PROVINZIAL-BLÄTTER 5 (1854) S. 241–254.

dem Schöffenmeister an der Spitze, unter denen sich gleichfalls kein *Literatus* befand³.

Unmittelbar nach der preußischen Herrschaftsübernahme wurde die Landesaufnahme des Fürstbistums Ermland in Angriff genommen. Weil man im Heilsberger Archiv genaue Hufenregister und beschworene Vermessungsregister vom ganzen Bistum fand, konnte man sich auf die Vermessung der bischöflichen und domkapitularen Vorwerke und auf Stichproben in den Dörfern beschränken⁴. Nach den Ermittlungen der Klassifikations-Kommission zählten die Stadt und Vorstadt Heilsberg im November 1772 2664 Einwohner, darunter aber nur 313 Bürger, weil das Bürgerrecht auf Männer von ehelicher Geburt mit wirtschaftlicher Selbständigkeit beschränkt war. Zur städtischen Gemarkung gehörten das Dorf Markeim und sechs Hufen Wald beim Dorf Nosberg. Neben der Pfarr- und polnischen Kirche gab es noch die Kreuzkapelle, ein Jungfrauenkloster sowie das Armen-, St. Georgii- und Priester- oder Schloßhospital. Die jährlichen Einkünfte der Kämmerei wurden auf 400 Gulden beziffert. Anstelle des bisherigen Danziger Gewichts und Kulmer Maßes sollte das Berliner Maß und Gewicht eingeführt werden⁵.

Wie in Braunsberg führte die preußische Administration die Ämter des Polizei- und Justizbürgermeisters in Heilsberg ein. Für alle Zweige der Verwaltung wurde das „Reglement für die Magistrate der Königl. Westpreußischen Städte außer Elbing“ vom 13. September 1773 verbindlich. Dem neu geschaffenen „Vereinigten Magistrat“ wurden alle die Stadt angehenden Sachen wie die Wahl der Offizianten, die Privilegien, das Schuldenwesen, die Grenzangelegenheiten und die Aufsicht über die gesamten Ecclesiastica, d. h. die Wahl der Kirchen- und Schulbedienten, übertragen.

Unter der Signatur EM 31 h2, Nr. 1–4, liegen Akten herzoglich preußischer und ermländischer Provenienz vor, die Einblick in die inneren und äußeren Verhältnisse Heilsbergs vor seinem Übergang an den Hohenzollernstaat geben. Erwähnenswert sind hier Erb- und Nachlaßstreitigkeiten Heilsberger Bürger mit Untertanen des Herzogtums Preußen, Auseinandersetzungen der Seiler der „zwölf Städte“ des Herzogtums mit den Heilsberger Seilern (1692) wegen des

3 A. KOLBERG, Zur Verfassung Ermlands beim Übergang unter die preußische Herrschaft im Jahre 1772. In: ZGAE 10 (1894) S. 64 f.

4 Vgl. A. POSCHMANN, Die Landesaufnahme des Ermlandes im Jahre 1772. In: ZGAE 23 (1929) S. 382–445, hier S. 388 f.

5 KOLBERG (wie Anm.3), S. 687 f.

ihnen verweigerten Rechts, die Jahrmärkte in der Bischofsstadt besuchen zu dürfen, ein kunst- und kirchengeschichtlich interessantes Inventar der Heilsberger Schloßkapelle von 1582 in lateinischer Sprache sowie eine Akte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts über die Auslieferung des in Schippenbeil inhaftierten Diebes Christoph Schireit alias Ritter an den Magistrat in Heilsberg, weil dieser für dessen Aburteilung zuständig war.

Ein Verzeichnis der Heilsberger Bürger und Einwohner als bevölkerungs- und sozialgeschichtliche Quelle⁶

Diese Liste dürfte aufgrund der preußischen Herrschaftsübernahme 1772 oder kurz danach erstellt worden sein. Die Namen werden nach ihrer Anordnung in der Quelle wiedergegeben.

A. Magistratspersonen

Bürgermeister: Anton Berent, Johann Sachse

Ratmänner: Florian Gerigk, Peter Prengel, Anton Manfrost, Matthes Caspersohn, Carl Grill, Franz Wegner.

B. Schöppen

Andres Szufflicki, Michael Titius, Johann Chales, Franz Ritter, August Pickart, Stanislaus Langkau, Florian Kucharzewski, Gottfried Hoffmann.

C. Dritte Ordnung

Joseph Splitt, Cyprian Rehahn, Peter Asmann, Georg Feigel, Stephan Jux, Joseph Ehlert, Johann Herder, Paul Rückvald, Franz Lukowski, Joseph Milztreu, Johann Marcelli, Carl Gerstenkorn, Joseph Schulz, Martin Lehmann, Stanislaus Rogalski, Michael Spalter, Joseph Feider.

D. Bürger und Eigentümer

Doktor Lepner, Thomas Heinrich, Joachim Huhn, Georg Schulz, Johann Gross, Witwe Austen, Cajetan Milztreu, Peter Roman, Johann Scheer, Martin Stacki, Frau Reibenschuh, Johann Lehmann, Franz Maibaum, Joseph Feider, Frau Feider, Christian Sonnau, Michael

⁶ EM 31 h2, Nr. 5.

Reddigk, Frau Poschmann, Thomas Poschmann, Georg Gross, Terentianus Leiss, Andres Scheer, Johann Bluhm, Frau Bedenk, Michael Schulz, Andres Ditrich, Johann Glom, Peter Scheer, Johann Schlegel, Stephan Rodnick, Jacob Frischmann, Johann Strauss, Michael Lang, Simon Gilmeister, Martin Langhorsch, Anton Kroszewski, Johann Gregul, Barthel Huhn, Valentin Linck, Michael Silberbach, Matthes Wunder, Frau Rosenberg, Johann Fridrich, Joseph Marnkowski, Balthasar Penckait, Joseph Schlesiger, Michael Neumann (Schuhmacher), Frau Dipholz, Anton Laczynski, Ignatius Klafki, Johann Tidigk, Joseph Roman, Carl Hahn, Michael Wickerau, Greger Arent, Gottlieb Lehmann, Casimir Holz, Joseph Knoch, Valentin Linck, Lorentz Linck, Joseph Rehaug, Franz Ganzvind, Simon Neumann, Joseph Reiss, Jacob Neuvald, Johann Borduhn, Philipp Besner, Georg Hiepel, Andres Schröter, Thomas Langhorsch, Lorentz Sterenberg, Joseph Woyder, Frau Maibaum, die Erben Anton Gerigks, Frau Schacht, Jacob Bluhm, Jacob Schröter, Johann Braun, Simon Klein, Michael Schulz, Anton Hohmann, Lorentz Tuszynski, Barthel Hermann, Johann Huhn, Peter Schlesiger, Michael Neumann (Bäcker), Praetorius, Frau Schmitt, Matthes Falkenklaue, Christian Schulz, Jungfer Bethke, Valentin Goss, Johann Weisspferd, Anton Wunder, Johann Bluhmke, Frau Langhannigk, Casimir Guske, Anton Klein, Frau Will, Joseph Kaninski, Matthes Sterenberg, Franz Wulf, Caspar Gerecht, Frantz Biermann, Matthes Hohmann, Frau Schwarz, Frau Hohmann, Georg Klein, Joseph Teichert, Peter Lang, Frau Anton Schulz, Adalbert Gillich, Joseph Fleischer, Joseph Danvitz, Georg Englick, Jacob Barzel, Anton Austen junior, Frau Keuchel, Michael Rogal, Johann Titz, Martin Dering, Jungfer Gansvind, Joseph Ehlert, Anton Austen senior, Friedrich Lehmann, Johann Borduhn, Christoph Stumpf, Georg Asmann, Johann Roman, Joseph Rausch, Carl Walrath, Michael Kamsbach, Philipp Burick, Michael Neumann (Müller).

E. Hakenbüdner

Georg Feigel, Frau Praetorius, Simon Hoffmann, Casimir Grams, Frau Fellene, Peter Gehrman, Frau Ralski, Gerber, Malborg, Leopold.

F. Krüger in Buden in der Vorstadt

Christoph Keuchel, Peter Hirschberg, Jacob Buchowski, Jacob Merthen, Jungfer Gross, Frau Liepert, Franz Thater, Valentin Ziehmman,

Frau Hoffmann, Anton Wunder, Greger Schröter, Andres Rusch, Witwe Reddigk, Franz Kunick, Michael Klein, Michael Böhm, Peter Poschmann, Valentin Kulbarer, Jacob Marks, Valentin Wolke, Anton Krauss, Ignatius Tidigk, Johann Zimmermann, Johann Peter, Lorentz Maraun, Simon Hohmann, Johann Platz, Simon Jommerdich, Greger Krole, Andres Radigk, Gottfried Seemann, Johann Buchholz, Johann Hermann, Andres Lobin, Matthes Schmeel, Franz Grunert, Franz Wossed, Andres Demski, Witwe Radig, Witwe Böhmfeld, Franz Marks, Andres Benski, Jacob Samulowyer, Michael Asmann, Simon Krauss, Christian Schvebicht, Jacob Gehrman, Johann Bahr, Stephan Fröhlich, Andreas Nycz.

G. Mietsbürger

Thomas Bilki, Franz Niesner, Michael Holz, Andres Stob, Simon Weinert, Georg Hynz, Lorentz Wolotka, Rochus Remisch, Joseph Graf, Anton Somerius, Peter Zimmermann, Joseph Lintner, Joseph Tam, Matthes Weczowski, Rochus Berent, Johann Schlabinski, Johann Spötter, Michael Vonberg, Michael Bluhm, Johann Brauser, Barthel Grunick, Greger Huhn, Simon König, Lorentz Langhannigk, Peter Rogal, Johann Bux, Joseph Labuch, Michael Demski, Anton Greisner, Michael Silberbach, Anton Radigk, Lorentz Berent, Joseph Bluhm, Nicolaus Schmeel, Joseph Hyntz, Andres Marquart, Simon Krauss, Reinhold Reiss, Greger Sonder, Johann Hoffbauer, Matthes Gigalski, Jacob Berent, Jacob Silberbach, Joseph Linck, Andres Strambe, Valentin Tuszynski, Claus Modehn, Matthes Zaremba, Johann Euchjunger, Simon Fuhrmann, Michael Hahn, Anton Eckel, Johann Poschmann, Anton Rehaug, Valentin Silberbach, Peter Walrath, Johann Fridrich, Martin Wichmann, Joseph Weispferd.

H. Arbeitsleute in Buden in und vor der Stadt

Greger Lingner, Andres Kroh, Witwe Lingnau, Franz Gross, Albert Gerigk, Thomas Dow, Blasius Lemke, Jungfer Anna Weiss, Valentin Hermann, Gaspar Anyrigk, Andres Bahr, Anna Graf, Dorothea Müller, Witwe Nycz, Peter Neumann, Thomas Graf, Andres Gendritzke, Witwe Brozowska, Thomas Neuvald, Georg Tidigk, Peter Penkert, Thomas Grem, Joseph Strehl, Ursula Langhannigk, Johann Kroszewski, Joseph Gemlau, Lorentz Lossau, Johann Gross, Lorentz Klein, Gertrudis Hoffmann, Joseph Wien, Joseph Thiel, Urban Schulz, Simon Neuvald, Georg Poschmann, Lorentz Woickmann, Peter Reske, Jacob Klutke, Joseph Funck, Andres Werner, Martin Braun, Casimir

Tomaszewski, Peter Schröter, Witwe Klein, Joseph Fröhlich, Johann Mullenhauer, Peter Sophin, Matthes Klein, Philipp Rockel, Michael Runy, Martin Wölke, Johann Klinger, Michael Hopp, Thomas Besmer, Thomas Maraun, Valentin Langhannig, Witwe Bock, Melchior Kreczmann, Johann Löpke, Joseph Rohfleisch, Peter Hopp, Witwe Detke, Andres Schenck, Johann Runy, Matthes Maraun, Martin Ehler.

I. Stadtbediente

Stadtmusicus: Johann Schmitt; Ratsdiener: Erasmus Wichmann; Stadtdiener: Johann Kucklick, Christoph Berent; Stadtknecht: Valentin Radigk; Ziegler: Heinrich Sietz; Postillion und Waldknecht: Lorenz Schwartz; Stockfischer: Christian Schwartz, Matthes Schwartz; Baumann: Andres Werner; Hirten: Valentin Schulz, Andres Loschinski, Jacob Schulz; Scharfrichter: Anton Müller.

J. Sozialstruktur

226 Eigentümer, 60 Mietsbürger, 66 Arbeitsleute mit Eigentum, 53 Mietsbüdner. Gezählt werden 67 ganze und 86 halbe Häuser sowie 122 Buden. 67 ganze und 42 halbe Häuser besaßen die Braugechtigkeit?

K. Städtische Gewerke

1 Feldscher, 2 Bader, 4 Riemer, 2 Färber, 2 Kupferschmiede, 2 Sattler, 4 Seiler, 5 Drechsler, 2 Bechler, 2 Glaser, 16 Fleischhauer, 9 Radmacher, 26 Bäcker, 14 Grobschmiede, 51 Schuhmacher, 5 Tischler, 14 Tuchmacher, 23 Schneider, 11 Töpfer, 15 Kürschner, 6 Böttcher, 2 Schlosser, 2 Nagelschmiede, 1 Zinngießer.

Die vorliegende Aufstellung, die nur die abgabepflichtigen Bürger und Einwohner erfaßt, verdeutlicht, daß in allen sozialen Schichten bis zu den Arbeitsleuten und Mietsbüdnern hinunter das Deutschtum dominiert. Die Träger polnischer Familiennamen machen etwa zehn Prozent der hier erfaßten Personen aus. Unter den Magistratsmitgliedern finden sich kein, unter denen der Schöffenbank zwei und unter den Repräsentanten der Dritten Ordnung – sie nahm die

⁷ KOLBERG (wie Anm. 3), S. 687 spricht von 230 Feuerstellen in der Stadt und von 50 in der Vorstadt.

Interessen der Kaufleute und Handwerker wahr – drei polnische Familiennamen. Obwohl seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die ermländischen Bischöfe der polnischen Nationalität angehörten und die Polonisierung der bischöflichen Beamten zur Zeit der preußischen Besitzergreifung weit vorangeschritten war⁸, hatten in der Residenzstadt Heilsberg die Deutschen eindeutig das Übergewicht. Daraus resultiert auch, daß sich der dortige Rat in seiner Korrespondenz in der Regel des Deutschen bediente. Besonders häufig kommen in unserem Verzeichnis die Namen Schulz, Lehmann, Gross, Reddigk, Scheer, Huhn, Silberbach, Friedrich, Neumann, Maibaum, Klein, Schlesiger, Schröter, Bluhm, Hermann, Langhannigk, Sterenberg, Hohmann, Schwarz, Asmann, Berent und Gansvind vor. Das Polen-tum repräsentieren Namen wie Kucharzewski, Lukowski, Rogalski, Mazukowski, Łączynski, Kaninski, Weczkowski und Tuszyński.

Das Vorherrschen der Deutschen in den Dörfern und Städten des nördlichen und mittleren Ermlands in der „polnischen Zeit“, d. h. vor 1772, ist auch in der polnischen Forschung unbestritten⁹. Anders sieht es dagegen im südlichen Distrikt des Fürstbistums aus. Alojzy Szorc ist darin zuzustimmen, daß eine präzise Unterteilung der ermländischen Stadtbevölkerung in „cives“ und „incolae“ oft kaum möglich ist. Am Beispiel Heilsbergs zeigt sich, daß sogen. „Einsassen“ als Mietsbürger bezeichnet werden und Arbeitsleute über Eigentum verfügen konnten. Auch Witwen wurden zu den Bürgern gerechnet, sofern sie Eigentum innerhalb der Stadtmauern besaßen¹⁰. Leider fehlen bei den in der Liste genannten Bürgern und Einwohnern die Berufsbezeichnungen. Lediglich bei dem dreimal genannten Namen Michael Neumann ist der Beruf zur Unterscheidung der Person angegeben. Sicherlich haben sich unter ihnen Kaufleute befunden, weil der Handel in Heilsberg eine gewisse Rolle spielte. Genauer sind wir über das städtische Handwerk unterrichtet. Mit weitem Abstand standen hier zahlenmäßig die Schuhmacher an der Spitze, gefolgt von Bäckern, Schneidern, Fleischhauern, Kürschnern, Tuchmachern, Grobschmieden und Töpfern. Anders als viele kleinere Städte im Königlichen Preußen (Westpreußen), wo am Ende der polnischen Zeit Handel und Wandel weitgehend brach lagen, hatte sich Heilsberg seine gewerbliche Infrastruktur – wenn auch

8 KOLBERG (wie Anm. 3), S. 53 f.

9 Vgl. A. SZORC, *Dominium Warmińskie 1243–1772*. Olsztyn 1990, S. 276 f.

10 KOLBERG (wie Anm. 3), S. 717. SZORC (wie Anm. 9), S. 277.

mit Abstrichen – bewahrt. Besonders enge wirtschaftliche Beziehungen bestanden zum benachbarten Herzogtum Preußen, aber auch zu Danzig und Elbing. Abschließend sei noch auf die Nennung der Stadtbedienten verwiesen, zu denen der Stadtmusicus, Rats- und Stadtdiener, Stockfischer, Hirten und der Scharfrichter gehörten.

Akten zur Geschichte der katholischen Kirche

Über die Geschichte der katholischen Kirche in Heilsberg zwischen 1772 und 1800 finden sich in der Abteilung *Ermland* viele Unterlagen. Am Anfang steht eine Akte über die „Verfassung der Römisch-Katholischen Kirche“ der Bischofsstadt aus den Jahren 1772–1782¹¹. Damals wirkten an ihr der Erzpriester Michael Łączynski und die Kapläne Jacobus Harwart, Andreas Ertmann, Christophorus Langkau und Antonius Ertmann. Der Erzpriester bezog kein fixiertes Gehalt und war auf die Einkünfte von vier Hufen Ackerland in Heilsberg und zwei Hufen in Markeim angewiesen. Außerdem erhielt er den Dezem aus der Stadt Heilsberg und den Dörfern Settau, Markeim, Bevernik, Gegotten, Heiligenfelde, Knipstein, Konneggen, Langwiese, Lawden, Medien, Neuendorf, Rehagen, Retsch, Woseden und Widdrichs, der in Naturalien – jährlich je 553 Scheffel Roggen und Hafer – entrichtet wurde. Daneben standen ihm Akzidenzien aus Taufen, Trauungen und Begräbnissen zu, die nach den Vermögensverhältnissen der diese Handlungen in Anspruch nehmenden Personen gestaffelt waren. So mußten für die Beerdigung eines Großbürgers vier Gulden, eines Kleinbürgers 26 Groschen und eines Armen 11 Groschen bezahlt werden. Weitere Einkünfte waren die in Form von Naturalien entrichtete Kalende und das jährliche Holz- und Heudeputat. Aus seinen Einkünften mußte der Erzpriester das Essen und Trinken der Kapläne finanzieren, von denen die drei ältesten nur die „Interessen der Kirchen Capitalia“ genossen und Gebühren für die Messen bezogen, während der jüngste Kaplan außerdem jährlich 100 Taler erhielt.

Einen großen Teil der Einkünfte der Heilsberger Pfarrkirche machten folgende milde Stiftungen und Vermächtnisse aus¹²:

11 EM 31 h2, Nr. 7.

12 EM 31 h2, Nr. 8.

1. *Beneficium Sacratissimi Rosarii*

Fundator: Bischof Nikolaus Szyszkowski 1641.

Das Benefizium umfaßt einen Küchengarten und ein Kapital von 2956 Gulden, die zu vier Prozent verzinst sind. Als Beneficiarius muß der älteste Kaplan jeden Sonnabend eine gesungene Messe und monatlich zwei stille Messen halten.

2. *Beneficium Radigkianum*

Fundator: Johann Radigk, Bürger in Heilsberg, 1653.

Das Kapital von 300 Gulden ist zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger, Frau von Przedworski auf Zechern und den ermländischen Fürstbischof ausgeliehen. Beneficiarius und Provisor ist der älteste Kaplan.

3. *Beneficium Waldavianum*

Fundator: Hofphilosoph Martin Waldau 1618.

Für die Zinsen aus dem 116 Gulden betragenden Kapital muß der Beneficiarius jährlich vier heilige Messen lesen.

4. *Beneficium Wontkovianum*

Fundator: Johann Wontkau, Erbherr auf Bansen, 1619.

Das Kapital von 1166 Gulden ist zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger, Kommerzienrat Sachse und Frau von Przedworski verliehen. Wöchentlich soll eine Messe für die Seele des Verstorbenen gelesen werden.

5. *Beneficium Jonstonianum*

Fundator: Johann Jonston, Burggraf in Seeburg, 1659.

Das Kapital von 166 Gulden ist zu vier bzw. fünf Prozent an Herrn von Troschke auf Rosenort, Frau von Przedworski und den Fürstbischof verliehen. Wöchentlich eine Messe für den Stifter.

6. *Beneficium Arnoldianum*

Fundator: Simon Arnold, Pfarrer in Plauten, 1675.

Das Kapitel von 300 Gulden ist zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger, den Organisten an der Pfarrkirche, Johann Leopold, und den Fürstbischof verliehen. Monatlich eine Messe für den Fundator.

7. *Beneficium Schmittianum*

Fundator: Christoph Schmitt, Kaplan in Heilsberg, 1706.

Das Kapital von 550 Gulden ist zu vier Prozent an den Heilsberger Schöffen Michael Titius, den Organisten Johann Leopold

und Frau von Przedworski verliehen. Eine vierteljährliche Messe „in suffragium animae fundatoris“.

8. *Beneficium Sanctissimi Corporis Christi*
Fundator: Johannes Margrode, Bürgermeister in Heilsberg, 1535.
Das Benefizium besteht aus Äckern und Gärten in Heilsberg und Großendorf sowie einem Kapital von 1553 Gulden, die zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger und den Grafen von Krasicki verliehen sind.
Provisor: Ratsherr Petrus Prengel.
9. *Beneficium Sacerdotum seu Sancti Spiritus*
Fundator: Johann von Hülsen, Domherr in Guttstadt, 1618.
Zum Benefizium gehören ein Küchengarten und Kapitalien von 2063 Gulden, die zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger und den Herrn von Melitz auf Maraunen verliehen sind. Jeden Montag eine Messe für den Fundator.
Provisor: Ratsherr Anton Manfrost.
10. *Beneficium Sancti Josephi*
Fundator: Johann Georg Kunigk, Offizial in Danzig, 1687.
Das Kapital von 2500 Gulden ist zu vier Prozent an Graf Anton von Krasicki und Heilsberger Bürger verliehen.
Provisor: Ratsherr Petrus Prengel.
11. *Beneficium Sabbathivum*
Der Fundator ist nicht bekannt. Dem Benefizium haben im Jahre 1612 der Heilsberger Erzpriester Johannes Leo 300 und 1635 der Bürger Georg Wagner 200 Mark vermacht.
Es besteht aus zwei Morgen Acker am Großendorfer See und Kapitalien von 1090 Gulden, die zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger, den Herrn von Trzcynski auf Worplack, Herrn von Melitz auf Maraunen und den Fürstbischof verliehen sind.
12. *Beneficium Neulandianum seu Crucis*
Fundatores: Georg und Michael Neuland 1534.
Das Kapital von 1713 Gulden ist an Heilsberger Bürger und die Herren auf Maraunen und Worplack verliehen. Beneficiarius ist der jüngste Kaplan.
Provisor: Gerichtsverwandter August Pickart.
13. *Beneficium Sanctissimae Trinitatis*
Fundator: Theodor Hogendorff, Burggraf in Heilsberg, 1598.
Das Kapital von 916 Gulden ist an mehrere Heilsberger Bürger, darunter den Provisor Carl Grüll, verliehen.

14. *Beneficium Pfaffianum*

Fundator: Christoph Pfaff, Burggraf in Heilsberg, 1611.

Das Kapital von 590 Gulden ist zu vier bzw. fünf Prozent an Heilsberger Bürger, darunter den Provisor Michael Titius, und an die Herren auf Worplack und Maraunen verliehen. Jährlich werden 25 Seelenmessen gehalten.

15. *Beneficium Krügerianum et Hoffmannianum*

Fundator: Ratsherr Bartholomäus Krüger 1613.

Das Kapital von 400 Gulden ist an Graf Anton von Krasicki und den Rößeler Bürger Joseph Belau verliehen.

Provisor: Ratsherr Matthäus Caspersohn.

16. *Beneficium Saalmannianum et Marquartianum*

Gestiftet 1647.

Das Kapital von 783 Gulden ist an Heilsberger Bürger und Herrn von Trzcynski auf Worplack verliehen.

17. *Beneficium Leonis*

Fundator: Johann Leo, Erzpriester in Heilsberg, 1627.

Kapital: 583 Gulden.

Provisor: Gerichtsverwandter Johann Chales.

18. *Beneficium Gromannianum*

Gestiftet 1681.

Es besteht aus einer halben Hufe und einem Kapital von 100 Mark.

Provisor: Thomas Heinrich Gromann, Kaufmann in Heilsberg.

19. *Beneficium Gerigkianum*

Fundator: Ratsherr Albert Gerigk 1597.

Es besteht aus einer Hufe Acker im Heilsberger Stadtfeld, die ein gewisser Bürger Schill für 500 Mark gekauft und der Heilsberger Pfarrkirche geschenkt hat. Gegenwärtig nutzt sie Ratsherr Anton Manfrost als Provisor der Pfarrkirche.

20. *Beneficium Bialkowscianum*

Fundator: Ignatius Bialkowski, Ratsherr in Heilsberg, 1731.

Dieser hat der Kirche ein Stück Acker oder „sogenannten Plan“ bei Heilsberg geschenkt.

21. *Beneficium. Capellae Sanctae Crucis*

Gestiftet 1767.

Das Kapital von 3000 Gulden dient zur Unterhaltung des Priesters an der Kreuzkirche.

Provisor: Ratsherr Anton Manfrost.

22. *Beneficium Potocianum*

· Fundator: Fürstbischof Theodor Potocki 1722.

Kapital: 1500 Gulden.

Provisor: Ratsherr Matthes Caspersohn.

Weitere Benefizien waren von dem Erzpriester Adam Teschner (1725), dem Heilsberger Bürgermeister Gaspar de Ninerolles (1728), der Vidua Anna Schröter (1733) und dem Guttstadter Domherrn Johann Heinigk (1736) gestiftet worden. Wie in anderen ermländischen Städten waren die Stifter der Benefizien sowohl Geistliche, darunter Bischöfe, als auch Ratsmitglieder und Bürger aus Heilsberg. Auch Burggrafen und Besitzer von Gütern im Umkreis der Stadt gehörten dazu. Wichtigste Nutznießer der ausgeliehenen Kapitalien waren neben den Heilsberger Handwerkern adlige Grundbesitzer und der Fürstbischof selbst.

Von Interesse sind Angaben über die Berufung katholischer Geistlicher nach Heilsberg¹³. Sie erfolgte auf Vorschlag des Fürstbischofs durch die Approbation seitens der preußischen Administration. Im Dezember 1774 befürwortete Bischof Ignacy Krasicki¹⁴ die Verleihung der Erzpriesterstelle in Heilsberg, die durch die Versetzung Michael Łączynskis nach Queetz vakant geworden war, an seinen Verwandten Graf Xavier Krasicki. Friedrich der Große entsprach diesem Vorschlag und sagte jenem die mit dem „Beneficio verbundenen Emolumente“ zu. Vor seinem Amtsantritt mußte Krasicki den Erbhuldigungseid nach dem für die katholische Geistlichkeit verbindlichen Wortlaut ablegen. Nach seinem Ende August 1779 in Warschau erfolgten Tod wurde sein Bruder, der Frauenburger Kanoniker Carl von Krasicki, zum Erzpriester in Heilsberg berufen. Des weiteren berichten die Akten von der Ernennung des Pfarrers Wolff zum Beneficiatus der Heilsberger Schloßkapelle, die durch die Versetzung des bisherigen Amtsinhabers Drostowski nach Kiwitten verwaist war, und von der Berufung des Rößeler Erzpriesters Graf Martin von Krasicki zum Erzpriester in Heilsberg (1788). Hier zeigt sich, wie eng dieses Amt in der bischöflichen Residenz mit der Familie des Fürstbischofs verbunden gewesen ist. Wegen des drohenden Verfalls der Erzpriesterwohnung waren rasche Reparaturen drin-

13 EM 31 h2, Nr. 9.

14 Ignacy Krasicki war von 1767–1795 ermländischer Bischof. Vgl. Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1803. Hrsg. v. E. GATZ unter Mitwirkung von St. JANKER. Berlin 1990, S. 241 f.

gend erforderlich. Der Heilsberger Magistrat lehnte die Übernahme der Kosten durch die Kämmereikasse ab und suchte sie der Bürgerschaft aufzubürden. Nach Ansicht der Ratsherren konnte sich die Kirche hier nicht auf frühere Verbindlichkeiten berufen, weil die Kämmerei jetzt eine andere Verfassung als vor 1772 habe. So sei die alte Verbindung der Stadtkasse mit der Feld-, Bau- und Akzisekasse gelöst worden und die Kämmerei außerdem mit 600 Talern Schulden belastet. Bei dem den Belangen der katholischen Kirche nicht gerade freundlich gegenüberstehenden Preußenkönig fand der Magistrat insofern Gehör, als nun der Erzpriester künftig gehalten sein sollte, seine Wohnung auf eigene Kosten „in baulichem Stande zu unterhalten“. Nur bei größeren Bauten sollte ihn die Gemeinde unterstützen, wozu auch Kollekten dienen konnten¹⁵.

Daß die Folgen der Französischen Revolution auch im weit entfernten Heilsberg zu spüren waren, zeigt sich am Beispiel des Domherrn de Bonnevie¹⁶, der seine Pfründe in Verdun verlassen und sich ins Ermland begeben hatte. Ihm wurde 1797 das vakante *Beneficium Sancti Georgii* mit jährlichen Einkünften von etwa 150 Talern in Heilsberg verliehen. Seinen Erbhuldigungseid legte er in lateinischer Sprache ab, weil er des Deutschen nicht mächtig war. Weitere Benefizien erhielten die Hofkapläne Peter Elsner und Michael Fox. Über die damaligen engen Beziehungen des höheren ermländischen Klerus zur Adelsrepublik unterrichtet uns der Antrag Carls von Krasicki auf Genehmigung eines dreimonatigen Aufenthalts in Polen, dem die preußischen Behörden entsprachen¹⁷. Anders als früher konnte nach 1772 ein ermländischer Geistlicher oder Adliger nicht mehr ohne weiteres nach Polen reisen, sondern benötigte dafür einen staatlichen Konsens.

Die katholische Pfarrschule in Heilsberg

1791 hatte Bischof Krasicki den Wuslacker Pfarrer Andres Ertmann zum Schulcommissarius in Heilsberg ernannt, weil in der General-Kirchen-Visitation die dortige Schule höchst vernachlässigt vorgefunden worden war. Der Bischof ordnete daher eine Besprechung Ertmanns mit dem Magistrat und der Bürgerschaft an, um über die Verbesserung des Schulwesens nachzudenken. Das Ergebnis dieser

¹⁵ EM 31 h2, Nr. 11.

¹⁶ EM 31 h2, Nr. 32.

¹⁷ EM 31 h2, Nr. 40.

Beratung liegt in der Abteilung *Ermland* vor¹⁸ und soll in ihren wichtigsten Punkten referiert werden.

Oberstes Ziel der Reformen soll sein, „der Heilsbergischen rohen Schuljugend eine bessere und gesittetere Bildung“ zu verschaffen. Um sie zu wahren Bekennern der katholischen Religion und nützlichen Staatsbürgern zu machen, muß man drei Klassen einrichten und diese mit geschickten Lehrern versehen.

Der Unterricht der ersten Klasse besteht im Buchstabieren, Lesen und Schreiben in lateinischer und deutscher Schrift sowie in den Elementen der christlichen Religion. Schüler, die die zweite und dritte Klasse besuchen wollen, müssen die Syntax soweit beherrschen, daß sie deklinieren und konjugieren können und die „*Genera Hominum et Verborum*“ verstehen.

Lehrgegenstände der zweiten Klasse sind die „*Construction sowohl in simplici als ornata Syntaxi, die prima Principia Arithmetices als Numeratio, Multiplicatio, Additio, Substractio und Divisio*“ ... und höhere Begriffe von unserer Religion, nicht weniger eine weitläufige Bekanntschaft mit Briefschreiben“.

In der dritten Klasse soll die Jugend „in *Versione Librorum Classicorum signanter Cornelii Nepotis de Vita Graecorum Imperatorum, Ciceronis de Officiis eiusdem Epistolarum*“ unterwiesen werden und fähig sein, aus der lateinischen Sprache in die deutsche und umgekehrt zu übersetzen. Außerdem erhält sie Lektionen in der Historie, Geographie, Arithmetik und Geometrie.

Die Kinder der untersten Klasse sollen nicht zum Kirchendienst herangezogen werden und in der Schule als „junge Pflanzen“ ungestört bleiben. Die der zweiten werden begrenzt bei der Früh- oder Begräbnismesse eingesetzt, wobei sie unter der Aufsicht des Schulmeisters und Kantors stehen. Die Schüler der dritten Klasse müssen bei den Prozessionen „zur Verherrlichung unserer Religion“ mitwirken, sollen aber von dem überflüssigen Singen befreit werden.

Genau geregelt wird die Besoldung der Lehrer. Sie richtet sich nach den einzelnen Klassenstufen. Der Professor der untersten erhält jährlich 133, der der mittleren 166 und der der obersten 200 Taler. Letzterem soll der Titel „*Director studii literarii humanioris Heilsbergensis*“ verliehen werden.

Zur Finanzierung der neuen Schule sollen die Benefizien mit jeweils 30 Groschen beitragen. Dafür müssen die Kinder für deren „*Fundatores*“ beten. Der Schulfonds wird aufgestockt durch die Er-

¹⁸ EM 31 h2, Nr. 14.

höhung der Gebühren beim Glockenläuten bei Begräbnissen von Katholiken um 1³/₄ und von Protestanten um 3 Groschen. Gleichfalls erhöht werden soll das von jedem Bürger und jedem Schulzen, Kölmer und Bauern zu zahlende „Schul Quartuale“. Die Kinder der ersten Klasse müssen wöchentlich einen, die der zweiten zwei und die der dritten Klasse drei Groschen Schulgeld bezahlen.

„Damit die Schul-Lehrer nicht einschläfern“ und die Jugend fleißig lernt, sollen jährlich „3 Experimenta privata“ und ein „Experimentum publicum“ in der Schule veranstaltet werden. Den ersteren wohnen die Geistlichen der Pfarr- und Kreuzkirche sowie die Provisores bei, die selbst als „Examinatores“ agieren. Das wichtigere „Experimentum publicum“ soll in Anwesenheit des fürstbischöflichen Hofes, des Magistrats und der Geistlichen stattfinden. Das Bestehen dieser Prüfung befähigt den Schüler zum Besuch der höheren Klasse.

Bei der Berufung der Lehrer haben der Erzpriester und der Magistrat das Vorschlagsrecht. Die endgültige Entscheidung über die Nominierung hat der Fürstbischof.

Ein Vater, der seinen Sohn in die Schule geben will, muß ihn dem Professor der dritten Klasse präsentieren. Dieser trägt das Kind in die Schulliste ein und ermahnt den Vater, es regelmäßig in die Schule zu schicken oder andernfalls einer Geldbuße gewärtig zu sein.

Bei der Schuljugend ist ein „Unterschied zwischen Verbrechen und Verbrechen zu machen“. Einfache „Schul Delicta“ verdienen einige Nachsicht. Delicta wider Gott und die Gesetze der Religion werden strenger geahndet.

Der hier vorgestellte Entwurf läßt die große Bedeutung der religiösen Unterweisung und der lateinischen Sprache im Schulbetrieb erkennen. Der Unterricht in deutscher Formenlehre und Syntax war an der lateinischen Grammatik orientiert. In der dritten Klasse wurden lateinische Klassiker wie Nepos und Cicero gelesen und das Übersetzen vom Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt geübt. Daneben hatten Arithmetik, Historie und Geographie nur eine untergeordnete Funktion. Alles war streng hierarchisch geregelt. Wie die Schüler den Lehrern, so waren diese der Aufsicht der Geistlichkeit, vor allem des Fürstbischofs, und des Magistrats unterworfen. Anders als heutzutage gehörte ein Schüler einer Klasse nicht ein Jahr an, sondern blieb solange in dieser, bis ihn das Bestehen des „Experimentum publicum“ für die nächsthöhere Stufe qualifizierte. Durch das weitgehende Festhalten am Charakter einer „Lateinschule“ waren die Grenzen zwischen der Trivialschule und dem Gymna-

sium fließend. Von einem systematisch gegliederten Unterricht konnte nur in eingeschränkter Weise gesprochen werden.

Die Heilsberger Hospitäler

Darüber liegen in der Abteilung *Ermland* mehrere Akten vor¹⁹. Sie geben Aufschluß über die Kapitalien, jährlichen Rechnungen und Bausachen der Hospitäler, ihre Verfassung, die Aufnahme von Armen und Anleihen aus Hospitalskassen.

Wie andere ermländische Städte hatte auch die Residenz Heilsberg ursprünglich ein St. Spiritus-Hospital. Diese 1384 erstmals erwähnte Einrichtung wurde am Ende des 15. Jahrhunderts von Bischof Nikolaus von Tüngen abgerissen, weil ihre Mauern angreifenden Feinden eine günstige Deckung boten. 1543 vereinigte Bischof Johannes Dantiscus offiziell dieses wieder mit Pfannen eingedeckte Haus mit dem Hospital St. Georgii. Über dieses fehlen ältere Nachrichten. Es lag an dem nach Markeim führenden Weg und wurde 1583 von Bischof Martin Kromer mit einem neuen Gründungsprivileg versehen. Es bestimmte die beiden Häuser getrennt für Männer und Frauen. Das Einkaufsgeld betrug zehn Mark, die auf zwei bis drei Jahre verteilt waren. 1749 wurden die baufälligen Häuser abgebrochen und ein größeres Haus errichtet, das neun Insassen aufnehmen konnte. Weil seit dieser Zeit nur Witwen aufgenommen wurden, wurde es nun als „Witwenhospital“ bezeichnet. Den alten Namen „St. Georg-Hospital“ beließ man bei dem Pesthaus am Markeimer Weg, wo alle an der Pest Gestorbenen auf dem Friedhof neben der Kapelle begraben wurden²⁰. Zu Beginn der preußischen Zeit (1772) verfügte das Hospital an liegenden Gründen über ein Haus in Heilsberg, wo arme Bürgerwitwen aufgenommen wurden, ein Krankenhaus vor der Stadt am Wege nach Markeim, das für ansteckende Kranke bestimmt war, ein weiteres vermietetes Haus, sechs Hufen in Markeim sowie Gärten, eine Kapelle und einen Friedhof. Das Kapital von 21 700 Gulden war zinsbringend an Heilsberger Bürger und andere Personen ausgeliehen. Die Aufnahme von Insassen erfolgte mit Zustimmung des Erzpriesters. Ihnen wurden monatlich zwei Gulden und das nötige Holz zu ihrer Subsistenz gewährt. Am Beispiel der Witwe Rosa Schwarz zeigt sich, daß bei der Aufnahme von Kranken

19 EM 31 h2, Nrn. 22–31.

20 Vgl. MATERN, Die Hospitäler im Ermland. In: ZGAE 16 (1910) S. 73–157, hier S. 130f.

in das Hospital die preußische Regierung das letzte Wort hatte. Obwohl der Erzpriester dafür die Genehmigung versagt und darauf verwiesen hatte, daß die Witwe Schwarz auf Amtsgrund wohne und vom Land-Lazarett aufgenommen werden müsse, hatte er sich dem Willen der Behörden zu beugen²¹. 1787 entzündete sich ein Streit zwischen der Kirche und dem Heilsberger Magistrat, der Holz für seine Mitglieder im Hospitalwald schlagen lassen wollte. Dieser bezog sich auf dessen Zugehörigkeit zur städtischen Kämmerei und die jährliche Zinszahlung von 80 Groschen an die königliche Domänenkasse. Der Rat sei auf die Nutzung dieses Waldes angewiesen, weil die anderen Stadtförsten weitgehend ausgeholzt seien. Der Erzpriester hielt den Hinweis auf den Domänenzins für unzutreffend, weil dieser in Anbetracht der Exemtion geistlicher Grundstücke von derartigen Abgaben nicht für den ganzen Wald bezahlt würde. Wegen der ungeklärten Rechtslage verwies das Etatsministerium die Sache an das Heilsberger Landvogteigericht, über deren Ergebnis allerdings nichts bekannt ist²².

Das in der Badergasse rechts am Kirchtor liegende Armen- oder Bürgerhospital geht nach Materns Ansicht auf städtischen Ursprung zurück²³ – die Akten sprechen von seiner Fundierung durch die Bischöfe²⁴ – und wurde 1527 von Bischof Mauritius Ferber neu gestiftet. Im Jahre 1570 schenkte ihm der Frauenburger Domherr und spätere Heilsberger Erzpriester Johannes Langhannigk ein Kapital von 3333 Mark und einige liegende Gründe. Um- und Neubauten des Hospitals erfolgten nach 1580 und 1733. Das Hospital war zur Aufnahme von Armen ohne Unterschied des Geschlechts und der Kondition (hier in der Bedeutung „Beschaffenheit“) bestimmt. 1772 beherbergte es sechs Männer und 19 Frauen, die für ihren Unterhalt wöchentlich sechs Groschen, Schuhgeld, vier Scheffel graue Erbsen und Holz, das auf dem Markt gekauft werden sollte, erhielten²⁵. Das Tafelbier wurde aus den Zinsen eines Stanislawskischen Legats finanziert. Dem Bericht des Provisors Wegner vom 23. November 1780 ist zu entnehmen, daß das Weiterbestehen des Armenhospitals wegen der Säumigkeit vieler Kapitalschuldner nicht gesichert war. Dazu gehörte auch die Stadt Heilsberg, die mit der Bezahlung von 143 Gulden

21 EM 31 h2, Nr. 31.

22 EM 31 h2, Nr. 28.

23 MATERN (wie Anm. 20), S. 134 f.

24 EM 31 h2, Nr. 8.

25 EM 31 h2, Nr. 7.

im Rückstand war. Um weitere Verluste zu vermeiden, beschloß die Regierung, die Kapitalien „anderweitig auf sichere Gründe zu 5 Prozent auszuthun“. Die darüber ausgestellten Obligationen sollten an den Heilsberger Magistrat zur Aufbewahrung übersandt werden²⁶.

Das Schloß- oder Priesterhospital wurde 1530 von Bischof Mauritius Ferber fundiert. Er erwarb 1522 eine wüste Hofstätte mit acht Ackerstücken und errichtete dort ein Haus für kranke Schloßdiener. Matern spricht von einer bischöflichen Dotation in Höhe von 450 Mark²⁷, während es in unserer Quelle 300 Gulden heißt²⁸. 1609 überreignete Bischof Simon Rudnicki dem Hospital 333 Gulden aus einer Erbschaft und verpflichtete das Hospital zur Aufnahme alter Priester, die nicht mehr der Seelsorge nachkommen konnten²⁹. Zu Beginn der preußischen Herrschaft besaß das Hospital außer dem genannten Haus mit den Ackerstücken ein Kapital von 3916 Gulden. Weil es leer stand, war es für jährlich 43 Gulden vermietet. Lange Zeit hatte es keine Insassen gehabt. Früher seien einige – so die Aussage der Akte³⁰ – unsinnig geworden und in Raserei verfallen. Ein Reskript an den Heilsberger Magistrat vom 17. Februar 1781 erhellt, daß inzwischen 1200 Taler zu fünf Prozent auf hiesigen Stadtgründen zum Vorteil des Hospitals sicher angelegt waren. Aber auch hier waren viele Schuldner wie die Witwe des Stadtkontrolleurs Jaeckel mit ihren Zahlungen im Verzug³¹.

Das Nonnenkloster in Heilsberg

Es war 1583 von Bischof Martin Kromer neu errichtet worden. In seinem Gründungsprivileg hieß es, er habe den alten baufälligen Konvent in der Nonnengasse abbrechen und auf seine Kosten „von Grund auf“ ein neues Gebäude zur Bequemlichkeit der Jungfrauen erstellen lassen. Dieses sei mit dem von hinten angrenzenden Häuslein mit Durchbrechung der Hinter- und Mittelwände zu einem Komplex vereinigt worden. Der Bischof sicherte dem Jungfrauenkonvent unter dem Titel und Namen der heiligen Jungfrau und Mar-

26 EM 31 h2, Nr. 22.

27 MATERN (wie Anm. 20), S. 136.

28 EM 31 h2, Nr. 8.

29 Nach MATERN (wie Anm. 20), S. 136 stiftete Bischof Rudnicki nicht selbst, sondern bestimmte das Vermächtnis des Pfarrers Bartholomäus Hecht (500 Mark) zur Vermehrung des Hospitalfonds.

30 EM 31 h2, Nr. 8.

31 EM 31 h2, Nr. 26.

tyrin Katharina die Befreiung von allem Zins, Schoß und Scharwerk zu und unterstellte ihn der geistlichen Jurisdiktion. Zur Regelung des klösterlichen Lebens erließ er folgende Ordnung³²:

1. In den Konvent sollen Jungfrauen aufgenommen werden, die mindestens zwölf Jahre alt sind und nicht ein zeitliches Wohlleben oder gute Unterhaltung, sondern Liebe und Andacht zu Gott, Armut, Keuschheit und Gehorsam suchen. Sie müssen ihr Leben mit Fasten, Beten, Wachen und anderen christlichen Übungen verbringen.
2. Die Jungfer Materin soll mit Rat und Bewilligung der Vorsteher des Konvents die Jungfrauen aufnehmen. Diese sollen ein Probejahr haben, in dem sie sich entscheiden können, zu bleiben oder sich wieder in die Welt zu begeben.
3. Zu Vorstehern werden der Braunsberger Pfarrer und zwei vom Rat benannte Bürger bestellt. Zu ihren Aufgaben gehören die bauliche Unterhaltung des Klosters und die Wahrnehmung der Interessen der Jungfrauen.
4. Wenn eine Schwester ein Jahr im Kloster gewesen ist, soll sie vom Bischof oder seinem Offizial eingekleidet werden.
5. Weil die Hoffart der Kleider zu vielen Sünden Anlaß gibt, sollen die Schwestern ihren sterblichen Leib nicht ausschmücken, sondern lange, schwarze, schlichte Röcke ohne Falten tragen. Vorgeschieden werden ihnen auch schwarze Schutztücher, schlechte Gürtel ohne Spangen und ein langer, schwarzer, gefalteter Mantel.
6. Die nicht kranken Schwestern sollen täglich um vier Uhr morgens aufstehen und um neun Uhr abends zu Bett gehen. Um zehn Uhr essen sie zu Mittag, und um sechs Uhr nehmen sie die Abendmahlzeit ein. An Fasttagen ist ihnen nur eine Mahlzeit gestattet.
7. Eine Viertelstunde vor dem Mittagessen sollen sie zu Tisch kommen und das Vaterunser und Ave Maria mit Andacht beten. Vor Beginn der Mahlzeit spricht ihnen die Jungfer Materin mit gefalteten Händen das „Benedicite“ und nach Tisch das „Gratia“ vor. Nach dem Essen mögen die Schwestern unter sich von göttlichen Dingen reden und danach wieder stillschweigen.
8. Zwischen acht und neun Uhr soll alle Tage die „Krone unserer Lieben Frau“ gesprochen werden. Dabei steht die Passion Jesu

32 EM 31 h2, Nr. 42.

Christi im Mittelpunkt. Wichtige Themen sind hier die Verspottung, Geißelung und Kreuzigung des Herrn. An den Sonntagen wird seiner Auferstehung von den Toten gedacht.

9. Abends nach acht soll jede Schwester ihr Gewissen examinieren und fünf Vaterunser beten.

Die Verfassung des Klosters wurde 1602 vom päpstlichen Nuntius Claudius Rangonius bestätigt. Der am 14. Dezember 1772 von der Mater Theresia Seewald an die preußische Administration erstattete Bericht gibt Aufschluß über die damalige äußere und innere Beschaffenheit des Konvents. Dieser verfügte über ein Kapital von 1000 Gulden, das zu sechs Prozent an Interessenten verliehen war. Daneben besaß er an liegenden Gründen Küchen- und Baumgärten sowie mehrere Ackerstücke. Dank besonderer Privilegien der ermländischen Bischöfe war das Kloster von allen Landeskontributionen und Onera befreit. Die Nonnen lebten zumeist von Almosen und ihrer Hände Arbeit wie Nähen, Spinnen und Zwirnmachen. An festen Deputaten erhielten sie aus den bischöflichen Vorwerken Getreide, Butter, Geflügel, ein gemästetes Schwein und Holz. Das Konventsgebäude lag unweit der Pfarrkirche am Fluß Alle und umfaßte ein Refektorium, zehn Zimmer, von denen fünf als Wohn- und Schlafräume der Jungfrauen, eines als Aufenthaltsort des Gesindes und die übrigen zur Reposition und Konservierung der Hausgerätschaften genutzt wurden, und eine Kapelle zum gemeinsamen Gebet der Schwestern. Dem Konvent gehörten folgende Jungfrauen an:

Namen	Geburtsort	Geburtsjahr	Eintritt
Theresia Seewald	Heilsberg	1714	1736
Elisabeth Steffen	Stegmannsdorf	1708	1727
Barbara Müller	Heilsberg	1716	1738
Elisabeth Gorchs	Heilsberg	1707	1741
Catharina Burigk	Wernegitten	1711	1745
Gertrudis Schultz	Dittersdorf	1723	1745
Susanna Philipps	Danzig	1729	1746
Anna Klein	Wusslack	1727	1746
Anna Gerigk	Heilsberg	1728	unbekannt
Catharina Lunau	Heilsberg	1728	unbekannt
Magdalena Müller	Heilsberg	1725	1749
Theresia Schacht	Heilsberg	1734	1752
Barbara Krause	Medien	1723	1753
Anna Hönigk	Knipstein	1733	1766

Namen	Geburtsort	Geburtsjahr	Eintritt
Barbara Bucholtz	Falkenhain	1728	1758
Mariana Capraun	Königsberg	1747	1772
Regina Prothmann	Gail	1727	1766
Elisabeth Gerigk	Glockstein	1738	1758
Catharina Krause	Medien	1733	1753

Insgesamt handelte es sich um 19 Schwestern, die zumeist aus der Stadt Heilsberg und den bischöflichen Ämtern Heilsberg und Braunsberg stammten. Die Mehrzahl war im Alter zwischen 20 und 30 Jahren in den Konvent eingetreten. Zwei Jungfrauen kamen aus Danzig und Königsberg, wo die Katholiken eine Minorität bildeten. 1774 befanden sich im Kloster 16, 1776 18 und 1783 17 Nonnen, was etwa mit dem Braunsberger Konvent vergleichbar ist. Hier wie dort hatte die preußische Herrschaftsübernahme zu keinem fühlbaren Rückgang des Personalbestands geführt³³. Auch das Heilsberger Kloster wurde Bedrückungen seitens der preußischen Administration ausgesetzt, weil es nicht mehr frei über seine Kapitalien verfügen konnte. Die vom Fürstbischof zurückgezahlten 411 Taler wurden dem Provisor Manfrost trotz seines Hinweises auf die Verwendung des Geldes für die Reparatur des Klostergebäudes und den Unterhalt der Ordenspersonen mit der Begründung vorenthalten, erst müßten ein Anschlag durch einen erfahrenen Bauherrn angefertigt und Informationen über das bischöfliche Kreditwesen eingeholt werden. Nachforschungen ergaben, daß dem Kloster gehörende Kapitalien von 3203 Talern als Hypotheken auf den Adelsgütern Schönau und Maraunen sowie auf Liegenschaften der Heilsberger Bürger Lukowski und Chales ruhten, die nicht so rasch flüssig gemacht werden konnten³⁴.

Wie andernorts im Ermland war auch beim Eintritt von Jungfrauen in das Heilsberger Nonnenkloster die staatliche Bevormundung groß. 1791 beantragte die dortige Mater die Aufnahme der Anna Austen aus Worlack und der Anna Steffen aus Altgarschen, Domänenamt Schmolainen, mit dem Hinweis, mehrere Schwestern könnten aus Altersgründen nicht mehr in der „hiesigen Mädchen Schule und der Zwirn Fabrique“ ihre Dienste leisten.

33 Vgl. ST. HARTMANN, Quellen zur Geschichte der Stadt Braunsberg im 16.–18. Jahrhundert. In: ZGAE 48 (1996), S. 66–98, hier S. 87.

34 EM 31 h2, Nr. 43.

Beide Aspirantinnen mußten ein Taufattest des Pfarrers, eine Bescheinigung des Chirurgus über ihren Gesundheitszustand und ein Zeugnis ihrer Eltern, daß sie ihrer Tochter nicht mehr als 100 Taler ins Kloster mitgeben konnten, vorweisen. Weil beiden medizinisch attestiert wurde, wegen starken Krämpfen im Unterleib bzw. einem Hang zur Melancholie nicht für die Ehe geeignet zu sein, und auch die anderen Voraussetzungen erfüllt wurden, konnten sie aufgenommen werden³⁵. Entsprechenden Prozeduren mußte sich Barbara Behlau aus Roggenhausen unterziehen. Ihr ärztliches Attest gibt darüber Aufschluß, daß sie wegen der Aussicht, nur mit Kaiserschnitt gebären zu können – darin sah man „eine äußerst gefährliche Operation, die nur sehr wenige Mütter überstehen“ –, die Erlaubnis zum Eintritt in das Kloster erhielt³⁶. Weitere Kriterien, die für die Aufnahme qualifizierten, waren eine schwache Brust, epileptische Anfälle, ein Hang zur Schwindsucht und Anzeichen von Nervenkrankheiten. Die Verweigerung der Aufnahme der Theresia Alshutt, weil sie noch nicht das 21. Lebensjahr vollendet habe, zeigt, daß man nun hinsichtlich des Alters der Novizinnen strengere Maßstäbe anlegte.

Welches Ausmaß die staatliche Bevormundung annehmen konnte, erhellt der Fall des Amtslandreiters Kamilla im Jahre 1798³⁷. In seinem an den preußischen König gerichteten Gesuch hieß es, er sei ein Ausländer katholischer Religion und habe viele Jahre in dem Regiment von Werther treu gedient. Wegen seiner Invalidität sei ihm der Posten des Amtslandreiters in Heilsberg übertragen worden. Er habe sich von seiner lutherischen Frau früh trennen müssen, weil diese wegen Blödsinnigkeit ins Königsberger Hospital gekommen sei. Seine einzige, 11 1/2 Jahre alte Tochter müsse er allein erziehen, wozu er wegen seiner häufigen Abwesenheit nicht in der Lage sei. Da der protestantische Schulunterricht vor allem für Mädchen in Heilsberg zweckwidrig eingerichtet sei, habe er seine Tochter ins Kloster unter die Aufsicht der Konventualinnen gegeben, wo sie im Nähen, Spinnen, Stricken und in der Lehre des Christentums unterwiesen werde. Er erbitte dafür einen Konsens, weil das Kloster nicht geneigt sei, sich deswegen mit dem protestantischen Rektor in einen Streit einzulassen. Daß diese Befürchtung nicht unbegründet war, zeigt die Eingabe des evangelischen Rektors Lenski – auf ihn wird

35 EM 31 h2, Nr. 44.

36 EM 31 h2, Nr. 45.

37 EM 31 h2, Nr. 57.

später noch zurückzukommen sein –, in der er die gute Qualität seiner Schule auch für die weibliche Jugend unterstrich und geltend machte, daß Kamilla seine Tochter früher in Königsberg der Regimentsschule zur Erziehung übergeben habe. Auch gebe es im Amt Heilsberg protestantische Frauen, denen man das Mädchen anvertrauen könne. Aufgrund dieses Berichtes erfolgte ein königliches Reskript, das Kamilla auferlegte, seine Tochter bis zum vollendeten 14. Lebensjahr in der Religion ihrer Mutter erziehen zu lassen und sie daher in die protestantische Schule zu schicken. Erforderlichenfalls sollte er durch das hiesige Domänenamt dazu angehalten werden. Dennoch kam Kamilla diesem Befehl nicht nach und beließ seine Tochter im Kloster. Lenski führte das darauf zurück, daß sie dort oft kleine Geschenke erhalte. Leider vermelden die Akten der Abteilung *Ermland* nicht, wie die Sache schließlich ausging.

Das evangelische Kirchen- und Schulwesen in Heilsberg

Wie in anderen ermländischen Städten entstand in Heilsberg erst nach der preußischen Annexion eine evangelische Gemeinde. Als erster protestantischer Schullehrer war Johann Theodor Fehrmann 1776 von Thorn – er hatte dort als Schulkollege am Gymnasium gewirkt – nach Heilsberg gekommen. Zu seinem Unterhalt hatten ihm die lutherischen Einwohner eine Beisteuer akkordiert, die sich jedoch als unzureichend erwies. In seiner Supplik an den König vom 26. Juli 1778 hieß es, er könne für 14 Preußische Gulden im Quartal nicht 20 Kinder täglich sieben Stunden unterrichten und bitte daher um die Aussetzung eines fixierten Gehalts³⁸. Eine ähnliche Klage ist von der evangelischen Gemeinde in Heilsberg überliefert. Sie bezog sich auf die Huld des Monarchen gegenüber allen Religionen und hob das Anwachsen der Lutheraner auf 200 Seelen – ohne die Garnison – hervor. „Wir leben ohne Kirche, ohne Prediger und unterhalten kaum einen Lehrer für unsere Kinder“. Eine ordentliche Bezahlung Fehrmanns sei dringend vonnöten, der aus bloßem Mitleid mit dem kläglichen Zustand der Gemeinde sein Amt verrichte. In dieser Situation regte die Ostpreußische Kriegs- und Domänenkammer an, die Dotationen vakanter katholischer Schulstellen für die Etablierung evangelischer Lehrer zu verwenden, weil die Zahl der protestantischen Familien im Ermland außerordentlich zunehme. Man könne die Mittel für Landschulen für städtische Bildungseinrichtun-

³⁸ EM 31 h2, Nr. 58.

gen verwenden, weil die Evangelischen in den den Städten benachbarten Dörfern davon profitierten. Das gelte auch für Heilsberg, wo Neu Vorwerk „sehr stark bebaut und mit Protestantischen Familien meliret wird“³⁹.

Eine weitere Supplik der Heilsberger Protestanten vom 4. Juni 1785 um Anstellung eines eigenen Predigers und den Bau einer Kirche – das für die Abhaltung des Gottesdienstes bestimmte Zimmer im Rathaus wurde als unzureichend empfunden – erhellt, daß sich die Verhältnisse der Gemeinde in der Zwischenzeit nicht gebessert hatten⁴⁰. Auch in der lutherischen Schule stand manches zum argen. Bemängelt wurde u. a., daß Eltern „vermischter Religion“, wo die Väter lutherisch und die Mütter katholisch waren, ihre Kinder vom dortigen Schulbesuch zurückhielten oder sie in die katholische Schule schickten. Ein solches Verhalten werde beispielsweise vom Kaufmann Blell, dem Knochendreher Grunau, dem Schlossermeister Vogt und dem Perückenmacher Rietzor praktiziert. Trotz Anwachsens der Evangelischen auf etwa 500 Seelen betrage die Zahl der Schüler nur 18 oder 19, wofür neben dem o. g. Grund der Wegzug verschiedener Familien an andere Orte, das wöchentliche Schulgeld von drei Groschen und der Unterricht der Kinder durch die Eltern verantwortlich seien. Der als Prediger und Katechet fungierende Theodor Lenski sei bereits 46 Jahre alt und müsse sich jährlich mit 120 bis 130 Talern begnügen⁴¹. Es war daher kaum verwunderlich, daß dieser wiederholt versuchte, auf eine ertragreichere Landpredigerstelle versetzt zu werden. Der für Heilsberg zuständige evangelische Pfarrer Settegast in Gallingen befürwortete die Anstellung eines ordinierten Predigers in dieser Stadt, weil die dortige Gemeinde eine der größten im Ermland sei. Der Steuerrat Thomson habe schon eine Wohnung für den künftigen neuen Prediger und Lehrer gemietet. Nachdrücklich setzte sich der Vorsteher der protestantischen Gemeinde, der Postcommissarius Falckenberg, für Lenskis Belange ein⁴². Dieser habe das Schulamt seit 20 Jahren „mit Beyfall“ versehen und dabei seine Gesundheit ruiniert. Falckenberg bat um die Konferierung einer Dorfpfarrstelle an den Katecheten, wofür er hinreichende Fähigkeiten habe. Lenski halte alle 14 Tage in einem Zimmer auf dem Rathaus Predigt. Er dürfe zwar Taufhandlungen,

39 Ebd., 16. 6. 1778.

40 EM 31 h2, Nr. 59.

41 EM 31 h2, Nr. 60.

42 EM 31 h2, Nr. 62, 30. 1. 1799.

aber keine Trauungen vollziehen. Die Bestellung eines ordinierten Pfarrers sei daher dringend erforderlich. Dieser könne die Jugend nicht nur in der Religion, sondern auch in den höheren Wissenschaften unterrichten, die den „zum Handwerker bestimmten Jüngling zum Weltbürger bilden“.

König Friedrich Wilhelm III. wies in einer Kabinettsordre das Ostpreußische Staatsministerium an, mit Zuziehung des Konsistoriums ein Gutachten über die Berufung eines „Subjects, welches das Officium eines Predigers für die Garnison und Bürgerschaft mit dem eines Schul-Lehrers in sich vereinigt“, zu erstellen⁴³. Dem Vorschlag des Kommandeurs des in Heilsberg garnisonierenden Füsilierbataillons, Oberstleutnant von Stutterheim, einen Feldprediger zu bestellen, um auf diesem Wege dem Bedürfnis der Heilsberger Protestanten abzuhelpfen, entsprach der Monarch jedoch nicht, weil nicht jedes Bataillon einen eigenen Prediger haben könne.

Im Frühjahr 1800 brachte die Absicht des Geistlichen Departements, ein protestantisches Kirchspiel Heilsberg zu errichten, Bewegung in die festgefahrene Schul- und Kirchensache⁴⁴. Für dessen Betreuung war ein fähiger Prediger erforderlich, der mindestens 200 Taler jährlich, freie Wohnung, Deputate und Akzidenzien erhalten müsse. Erst im August 1800 nahm das geplante Kirchspiel feste Gestalt an. Es umfaßte:

1. die Land-, Stadt- und Militärgemeinde in Heilsberg,
2. die Stadt- und Landgemeinde in Seeburg,
3. die Stadt- und Landgemeinde in Guttstadt.

Der Direktor des Heilsberger Landvogteigerichts, Schlichting, erhielt die Anweisung, nach Guttstadt und Seeburg zu fahren, um mit den dortigen Bürgern über die Regulierung der Kirchspielsgrenzen zu sprechen. In der Stadt Heilsberg nahmen folgende Personen die Interessen der Protestanten wahr⁴⁵:

Oberstleutnant von Stutterheim, Postkommissar Falckenberg, Ratherr Leyden, Polizeibürgermeister Fudaeus, Kreiskalkulator Krah, Akziseinspektor Maurack, Kreissteuereinnehmer Rausch, die Kaufleute Liederitz, Luttkowitz, Schultz, Klempnermeister Spies, Rotgerbermeister Larusch, Maurermeister Ademheit, Baumeister Kirschnik,

43 Ebd., 9. 11. 1799.

44 Ebd., 22. 4. 1800.

45 Ebd., 21. 8. 1800.

Schlossermeister Gromalski, Tischlermeister Wolff, Tischlermeister Biercke, Johann Lentz, Gottfried Zemmitat, Christoph Walter.

Hier zeigt sich, daß es sich bei den Protestanten hauptsächlich um staatliche Offizianten, Kaufleute und Handwerker gehandelt hat. Weil die Namen fast ausnahmslos nicht in der Bürger- und Einwohnerliste von 1772 erscheinen, müssen sie nach der preußischen Annexion zugezogen sein. Das dürfte ein Beleg für die von der preußischen Regierung geförderte Zuwanderung von Evangelischen ins ehemalige Fürstbistum sein, während andererseits große Teile des polonisierten ermländischen Adels damals abwanderten⁴⁶.

Eine wichtige Forderung der Heilsberger Protestanten war die Einräumung der in den städtischen Ringmauern gelegenen Polnischen Kirche für ihren Gottesdienst. Diese werde von den Katholiken nicht benötigt, die über die große Pfarrkirche, die auf der Amtsfreiheit befindliche Kreuzkirche und die Kapelle im bischöflichen Schloß verfügten. Düster sah es hinsichtlich des Baues eines Pfarrhauses aus. Weil dafür kein Fonds beim Provinzial-Departement vorhanden war, beabsichtigte die Administration, ein „convenables Quartier“ in Heilsberg zu mieten, das sowohl zur Wohnung des Pfarrers als auch zur Schulstube geeignet war. Diese Absicht stieß in Heilsberg auf negative Resonanz, weil die kleine Bischofsteiner evangelische Gemeinde 2400 Taler aus der königlichen Schatulle für den Bau einer Kirche erhalten habe. In Wirklichkeit handelte es sich dabei nur um den Bau eines Bethauses, der 1803 fertiggestellt wurde⁴⁷.

Nach Aussage einer in den Akten überlieferten Spezifikation vom 20. August 1800 zählte die lutherische Heilsberger Gemeinde ausschließlich der Garnison, aber unter Berücksichtigung der Vorstadt Großendorf 226 Seelen, darunter 53 Männer, 50 Frauen, 100 Kinder und 23 Domestiken. Die Aufstellung war indes nicht vollständig, weil sie nur die Kirchenzins zahlenden Bürger mit ihrem Haushalt berücksichtigte, ganz arme Leute aber außer Betracht ließ. Die meisten der darin erfaßten Familien hatten drei bis vier Kinder. Mit sieben Kindern lag der Mühlenmeister Bornkam an der Spitze. Außer den bereits erwähnten Repräsentanten der Gemeinde treten hier zu meist Namen auf, die vor 1772 nicht genannt werden. Beispiele dafür

46 Vgl. ST. HARTMANN, Zum Abzug von Ermländern nach Polen als Folge der Ereignisse von 1772. In: PREUSSENLAND 31 (1993) S. 16–25.

47 ST. HARTMANN, Quellen zur Geschichte der Stadt Bischofstein im 16.–18. Jahrhundert. In: ZGAE 46 (1991), S. 31–60, hier S. 54 ff.

sind u. a.: Rosskampf, Peters, Klepper, Decker, Rautenberg und Balscheit. Sieht man einmal von den über feste Bezüge verfügenden Offizianten ab, war die wirtschaftliche Lage der evangelischen Neubürger nicht sehr günstig. Nur neun von ihnen besaßen eigene Häuser. Am größten war die Kategorie der weniger als zehn Groschen Kirchenkzins zahlenden Personen. Beträchtlich war auch die Zahl derer, die zehn bis 20 Groschen zahlten. Lediglich zwei wurden mit 60 Groschen veranschlagt⁴⁸.

Trotz aller Bemühungen, die protestantische Gemeinde in Heilsberg zu etablieren, blieb nicht nur die Frage des Pfarrhaus- und Kirchenbaues ungeklärt, der ermländische Bischof Carl von Hohenzollern⁴⁹ verweigerte auch seine Zustimmung zur Übergabe der Polnischen Kirche an die Evangelischen. Zentrale Argumente waren hier das bei dieser Kirche bestehende *Beneficium Sancti Stanislai* und das damit verbundene sonntägliche Messelesen von Ostern bis Allerheiligen, die Verwahrung der Kirchengerschaften und die Unterrichtung der zur Konfirmation bestimmten Jugend in diesem Gebäude, dessen direkte Verbindung mit der Pfarrkirche, weshalb man Gesang, Predigt und Musik aus einer Kirche in die andere ganz verständlich hören kann, die Lage der Polnischen Kirche auf dem eigentlichen Kirchhof, der als geweihter Ort durch nichts verunreinigt werden darf, und ihre geringe Größe, so daß sie für die protestantische Gemeinde zu klein ist.

Anfang Januar 1801 nahm die Berufung eines Pfarramtskandidaten nach Heilsberg konkrete Gestalt an. Zunächst mußte dieser jedoch geprüft und dabei festgestellt werden, ob er die „nötige Geschicklichkeit zum Unterricht der Junker bey der v. Stutterheimschen Brigade auch in der Mathematik“ besaß. Nach Erbringung dieser Vorleistungen wurde Gottfried August Reimer in der Königsberger Schloßkirche ordiniert und eingesegnet⁵⁰. Am 5. Mai 1801 bestellte ihn der König zum Prediger in Heilsberg unter Gewährung der festgesetzten *Iura Stolae*, hob dabei aber den interimistischen Charakter der Vokation hervor. Sein Gehalt von jährlich 200 Gulden sollte aus dem Etat der Ostpreußischen Domänenkasse bestritten werden. Reimer ersuchte schon bald um die Auszahlung dieses Betrages, weil er bei einer neu errichteten Gemeinde wie in Heilsberg auf vie-

48 EM 31 h 2, Nr. 62, 20. 8. 1800.

49 Carl von Hohenzollern war von 1795–1803 Bischof von Ermland. Vgl. dazu Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches (wie Anm. 14), S. 190f.

50 EM 31 h 2, Nr. 62, 23. 2. 1801.

le, anderen Predigern gewährte Vorteile verzichten und darüber hinaus den größten Teil der Emolumente an den hiesigen Katecheten Lenski abtreten müsse.

Als Belastung empfand er auch die Verpflichtung, täglich mehrere Schulstunden zu geben, statt Privatunterricht gegen Bezahlung zu erteilen. Er konnte sich aber dieser Aufgabe nicht entziehen, weil der Katechet Lenski krankheitshalber schon längere Zeit nicht mehr unterrichtet hatte. Einem Bericht des Vorstehers Falckenberg ist zu entnehmen, wie nachteilig sich das langwierige Ausfallen des Lehrers auf den Schulbetrieb ausgewirkt hatte. „Es ist traurig, daß Eltern ihre Kinder dies ganze Jahr nicht haben in die Schule schicken können und daß sich die Kinder besonders ärmerer Leute herumtreiben müssen und dadurch am ersten Gelegenheit finden, lüderlich zu werden“⁵¹.

Das Heilsberger Landvogteigericht sah die Lage nicht als wirklich bedrohlich an. Nach seiner Auffassung war die Anstellung eines Katecheten entbehrlich, weil dessen Aufgaben der lutherische Zivil- und Garnisonprediger übernehmen müsse.

Nach den jetzigen Umständen benötigten vier Fünftel aller hiesigen lutherischen Kinder nur einen Unterricht in Lesen, Schreiben und Religion. Ein *Literatus* dürfte sich daher kaum rentieren. Wichtig sei aber der Bau eines neuen Schulhauses, weil das alte in einer ganz abgelegenen „und wegen der vielen ringsum befindlichen Misthaufen, Schweine-, Vieh- und Pferdeställe äußerst schmutzigen Straße“ liege. Man müsse die lutherische Religion gegen die hier herrschende römisch katholische im Gleichgewicht erhalten, um nicht bei den ungebildeten Volksteilen der Katholiken die irrige Meinung zu erwecken, die lutherische Religion sei ein Gegenstand minderer Achtung⁵².

Nicht nur das alte baufällige Schulhaus, auch die häufigen Klagen Reimers über seine unzureichenden Bezüge und Emolumente bereiteten der Heilsberger lutherischen Gemeinde Sorgen. Jener versuchte auf alle mögliche Weise, seine Einkünfte zu verbessern, und wies u. a. auf die unbenutzte katholische Dorfschule in Bevernik, der einzigen dieser Art im Ermland hin, weil dort nur Kirchenschulen bestünden. Für diese Schule zahle die Domänenkasse jährlich 60 Taler an einen Schulmeister, der dieses Gehalt einem Menschen zukommen lasse, der sich täglich in der Schenke aufhalte und den Bauern

51 Ebd., 16. 7. 1802.

52 Ebd., 30. 6. 1802.

zum Tanze aufspiele. Trotz der subjektiven Färbung dieses Berichts läßt er doch erkennen, daß die Schulverhältnisse auf dem platten Land alles andere als erfreulich gewesen sein müssen.

Trotz aller Eingaben der lutherischen Gemeinde änderte sich nichts an den traurigen Zuständen ihrer Schul- und Kirchenverhältnisse. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verfügte sie weder über ein brauchbares Schulhaus und eine Kirche, noch erhielt sie das Recht, einen Prediger zu wählen. Darüber hinaus erwies sich für sie der langwierige Streit des Predigers Reimer mit dem Katecheten Lenski wegen der zu beziehenden Emolumente als ein großes Ärgernis⁵³. Auch mit der katholischen Geistlichkeit hatte ersterer Differenzen, weil jene es ablehnte, zwei geschiedene Unteroffiziere des Stutterheimschen Füsilierbataillons zu trauen und Pressionen gegenüber Personen unterschiedlicher Konfession anwendeten, die sich evangelisch trauen lassen wollten.

Erwähnenswert ist auch eine in den Akten überlieferte Beschwerde des Oberstleutnants von Stutterheim über den Heilsberger Magistrat wegen Störung des lutherischen Gottesdienstes⁵⁴. Darin hieß es, er, Stutterheim, habe aus Rücksicht gegenüber den Katholiken die Exerzierübungen der Kompanien vor die Tore verlegt, nun aber sei durch die Erlaubnis für den Kunstspieler Vaneschi aus Potsdam, auf dem Vorflur des Rathauses Vorstellungen geben zu dürfen, der lutherische Weihnachtsgottesdienst im dortigen Andachtsraum nachhaltig gestört worden. Durch eine derartige Zurücksetzung leide das Ansehen der evangelischen Gemeinde, was das Hohngelächter mehrerer hiesiger Katholiken beweise. Der zur Stellungnahme aufgeforderte Magistrat rechtfertigte sein Verhalten mit dem Hinweis auf Wormditt, wo gleichfalls im Hausflur des Rathauses Theateraufführungen stattgefunden hätten, obwohl in dem dortigen Gebäude protestantischer Gottesdienst gehalten würde. Auf Veranlassung des Königsberger Etatsministeriums, wohin der Fall inzwischen gelangt war, mußte indes der Heilsberger Rat verbindlich erklären, zu ähnlichen Beschwerden keinen Anlaß mehr zu geben.

Die hier vorgestellten Akten der Abteilung Ermland beleuchten trotz ihres fragmentarischen Charakters die Wirtschafts-, Sozial- und Bevölkerungsgeschichte Heilsbergs in der Frühen Neuzeit. An vielen Stellen wird sichtbar, daß der Übergang der Stadt an Preußen nicht ohne Bruch erfolgt ist. 1795 verlor sie ihre Funktion als Resi-

53 EM 31 h2, Nr. 64.

54 EM 31 h2, Nr. 67.

denz der ermländischen Bischöfe, die zunächst in Oliva und dann bis 1945 in Frauenburg residierten, und mußte sich mit der bescheidenen Rolle als preußische Kreisstadt begnügen, die sie zeitweise sogar an Guttstadt abtreten mußte. Sie nahm zunächst wieder den Charakter einer Ackerbürgerstadt an und konnte erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bescheidenen wirtschaftlichen Aufschwung verzeichnen. So ist es kaum verwunderlich, daß mancher Heilsberger Bürger der milden Herrschaft der Fürstbischöfe nachtrauerte und sich mit der straffen Hand der preußischen Administration nur schwer abfinden konnte. Hinzu kamen die Spannungen mit den Protestanten, die als Eindringlinge empfunden wurden, waren diese doch erst nach 1772 in die Stadt gekommen. Das bekam auch die junge evangelische Gemeinde zu spüren, die nur schwer in der traditionsreichen ermländischen Bischofsstadt Fuß fassen konnte.

Źródła do dziejów miasta Lidzbarka Warmińskiego w XVI–XVIII wieku

Strzeszczenie

Artykuł opiera się w znakomitej części na nieznanych dotąd źródłach przechowywanych w *Geheimes Staatsarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz* w Berlinie (Oddział 31 *Ermland. Etatsministerium Königsberg*). Po krótkim zarysie historii Lidzbarka przedstawione zostały akta dotyczące wewnętrznych i zewnętrznych stosunków w warmińskiej siedzibie biskupiej przed jej wcieleniem do Prus. Na podstawie do tej pory nie opublikowanego spisu obywateli i mieszkańców miasta zaprezentowana została społeczna i narodowa struktura ludności około 1772 roku, w której wówczas dominowali Niemcy. Mieszkańcy z polskim nazwiskiem stanowili około 10% osób płacących podatki. Obszerna dokumentacja do dziejów Kościoła katolickiego w Lidzbarku Warmińskim informuje o obsadzaniu parafii, o dotacjach dla archiprezbiterów i kapelanów oraz o licznych beneficjach. Stosunki szkolne zostały oświetlone na przykładzie zaprojektowanego w 1791 roku regulaminu szkolnego. Informacje dotyczące trzech szpitali lidzbarskich wskazują, że opieka nad ubogimi oraz opieka społeczna miały w mieście biskupim długą tradycję. Sytuacja klasztoru żeńskiego w Lidzbarku, założonego przez biskupa Marcina Kromera w 1583 roku, wykazuje pewne paralele do położenia konwentów w innych miastach warmińskich (Orneta, Braniewo). I tu

odczuwano ingerencję władz pruskich w zakresie administracji i ustroju. Osobny rozdział został poświęcony sprawom Kościoła i szkolnictwa ewangelickiego, które zaczęło rozwijać się także i w Lidzbarku po aneksji Warmii przez Prusy. W wielu miejscach można zauważyć, że przejście pod panowanie Prus nie przebiegało bez radykalnych zmian. W 1795 roku miasto straciło swoją funkcję rezydencji biskupiej i musiało zadowolić się skromną rolą pruskiego miasta powiatowego.

Übersetzt von Eligiusz Janus

Sources on the History of the Town of Heilsberg in the 16th to 18th Centuries

Summary

The article is based on largely unknown sources in Section 31 „Warmia“ of the Königsberg State Ministry in the Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin. After a short sketch of the history of Heilsberg documents are presented which give information on the internal and external circumstances of the Warmian episcopal town before the annexation by Prussia. On the basis of a hitherto unpublished register of citizens and other inhabitants an insight is given into the social and national structure of the population there around 1772. At that time German culture was dominant. The bearers of Polish surnames made up about ten per cent of the taxable population. The extensive documentation on the history of the Catholic Church in Heilsberg informs on the filling of church livings, endowments of priests and chaplains and on the numerous benefices. The position of schools is illustrated by the example of school regulations drawn up in 1791. The exposition on the three hospitals show that the charity and social welfare systems have a long tradition in the episcopal town. The Heilsberg nunnery newly set up in 1583 by Bishop Martin Kromer shows in its circumstances many a parallel to the convents in other Warmian towns (Wormditt, Braunsberg). Here, too, the Prussian authorities interfered considerably in their administration and constitution. A special chapter is devoted to the Evangelical Church and education system, which began to develop in Heilsberg, too, after the Prussian annexation of Warmia. In many points it will be seen that, in this town, the change-over to Prussia did not run smoothly. In 1795 the town lost its function as bishop's residence and had to content itself with the modest role of a Prussian district town.

Übersetzt von Sylvia H. Parker

Die nationale und soziale Reaktion der Ermländer auf die gesellschaftliche Modernisierung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert

Von Robert Traba

Die hier vorgelegten Beobachtungen* gehen von der vielleicht banalen, jedoch grundlegenden Feststellung aus, daß man von der Situation der nationalen Minderheiten im 19. Jahrhundert nicht sprechen kann, ohne die Behördenpraxis und das Verhältnis von Staat und Kirche zu berücksichtigen. Dies bezieht sich sowohl auf die evangelische, als auch auf die katholische Kirche. Aus der Sicht der Forschung scheint es leichter zu sein, die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und dem Staat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu untersuchen, als die katholische Kirche unter dem Druck des nationalliberalen Staates stand. Die damalige Situation kann man anhand des reichlich vorhandenen Archivmaterials der preußischen Behörden nachvollziehen, das ein weites Forschungsfeld eröffnet. Ein zweites wichtiges Postulat ist, die katholische Kirche nicht nur durch das Prisma der Theologie und der kirchlichen Hierarchie zu betrachten, sondern das besondere Augenmerk auf ihre Bedeutung für die Nationalisierungsprozesse und die soziale Modernisierung zu legen. Zum Subjekt wird dann die gesamte Bewegung der katholischen Laien, die allein durch ihre Masse praktisch alle Gesellschaftsschichten und -gruppen umfaßte. Damit aber ein möglichst breites Spektrum der verschiedenen Milieus wahrgenommen werden kann, ist eine Beschränkung auf eine bestimmte Gegend von Vorteil. Auf diese Weise kann man anhand eines verhältnismäßig kleinen Gebiets, in dem verschiedene Nationalitäten und Kulturen nebeneinander existieren, die Konfrontation der universalen (katholischen) Glaubensgemeinschaft mit den modernen nationalen Entwicklungen aufzeigen.

Das Ermland ist ein interessantes Gebiet für die Untersuchung solcher Erscheinungen. Am Rande der Kulturzentren gelegen, hat es

* Überarbeitete Fassung des Beitrags, der unter dem Titel *Postawy narodowe na Warmii na przełomie XIX i XX w. w perspektywie procesu modernizacji* erschienen ist in: BORUSSIA 13 (1996) S. 196–202.

lange seinen ethnischen Charakter und seine Glaubensspezifik bewahrt. Vier ermländische Kreise (Allenstein, Braunsberg, Heilsberg und Rößel) wurden zu über 90 % von einer katholischen Bevölkerung bewohnt, die hier seit Jahrhunderten siedelte. Im Jahre 1900 hatte Ermland 238393 Einwohner, was ca. 12 % der gesamten Bevölkerungszahl der Provinz Ostpreußen ausmachte. In dieser überwiegend evangelischen Provinz war das Ermland die einzige geschlossene katholische Gegend, deren Charakter vor allem von den traditionell katholischen Dörfern geprägt war. Evangelische Enklaven fanden sich nur in den Städten; einzig in dem sich rasch entwickelnden Allenstein stieg der Anteil der Protestanten um die Jahrhundertwende auf bis zu 40 % der gesamten Stadtbevölkerung. Auf diese Weise bewahrte das Ermland spezifische, in der Zeit der sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen anachronistische Eigenschaften eines konfessionell geschlossenen Gebiets. Ethnisch und kulturell war es deutlich in zwei Teile gegliedert, in den nördlichen – deutschen – und den südlichen – polnischen und ethnisch gemischten – Teil. Die Zahl der polnischen Bevölkerung schätzt man in der polnischen und deutschen Literatur übereinstimmend auf ca. 60000. Nur die Hälfte davon hat sich nach den Schätzungen von Janusz Jasiński mit der polnischen Nation identifiziert, 20 % unterlagen Germanisierungsprozessen, 30 % besaßen keine bestimmte nationale Identität.

Die polnische Bevölkerung dominierte in den Dorfgemeinden des Kreises Allenstein. Im Gegensatz zu den benachbarten evangelischen Masuren und preußischen Litauern waren die polnischen und deutschen Ermländer Katholiken. Einerseits trug diese Tatsache zur Entwicklung einer bestimmten Verbundenheit zwischen den Deutschen und Polen bei, die sich aus der Gemeinsamkeit des Glaubens und dem Gefühl der Bedrohung durch die staatliche Kirchenpolitik ergab, andererseits förderte sie die Annäherung der polnischen Ermländer an die traditionellen katholischen Zentren der polnischen Nationalbewegung in Großpolen (Posen) und Westpreußen.

Trotz der neuen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Impulse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es im Ermland zu keinen wesentlichen Veränderungen der sozialen Struktur. Kennzeichnend für das ganze Ermland war die Dominanz großen bäuerlichen Besitzes. Eine größere Aufsplitterung dieses Besitzes war nur im Kreis Allenstein zu beobachten. So waren von sozialen Problemen automatisch vor allem (kleinere) Bauern, Landarbeiter, Handwerker, und in sehr geringem Maße Arbeiter aus den kleinen Industriebetrieben in den Städten betroffen. Eine gesellschaftlich führende Rol-

le behielt die katholische Geistlichkeit. Keine andere Gesellschaftsgruppe war imstande, bis 1914 ein starkes katholisches Zentrum weltlichen Charakters zu bilden, das die lokale Bevölkerung zu beeinflussen vermochte. Dafür gab es einige objektive Gründe: den Mangel an höheren weltlichen Schulen und das Fehlen einer organisierten Intelligenz- und einer bedeutenden Arbeiterschicht.

Der allgemeine Verlauf der gesellschaftlichen und nationalen Entwicklung im Ermland weist drei charakteristische Perioden auf:

1. 1871–1890 – der Kulturkampf und seine unmittelbaren Folgen;
2. 1890/91–1908 – die Entwicklung der sozialen und nationalen Bewegung;
3. 1908–1914 – die Liberalisierung des Vereinslebens und die Polarisierung der nationalen Gefühle.

Diese Periodisierung berücksichtigt nicht die Veränderungen innerhalb der polnischen Nationalbewegung, deren Entwicklung nur in geringem Maße dem Einfluß der sozialen Bedingungen des Ermlands unterlag und sowohl von ihrer eigenen Spezifik als auch von den Tendenzen in den polnischen nationalen Zentren in Posen und Westpreußen abhängig war. Diese wiederum hatten keine Bedeutung für die allgemeine Entwicklung des Vereinslebens im Ermland. Trotzdem wurden sie gemeinhin von der polnischen Historiographie aufgegriffen, ohne daß dabei deutlich gemacht wurde, daß sie sich nur auf die polnische nationale Minderheit bezogen, nicht auf das ganze Ermland oder die ganze Bevölkerung polnischer Abstammung. Gerade für ca. 50 % der letzten Gruppe, die keine bestimmte nationale Identität besaß, war das Jahr 1890, in dem sie erstmals versuchten, sich ein eigenes Programm zu schaffen, eine wichtige Zäsur.

I

Ähnlich wie in den anderen katholischen Teilen Deutschlands rief der Kulturkampf auch im Ermland eine heftige Reaktion unter der Bevölkerung hervor. Ihre Folgen waren jedoch erst Mitte der achtziger Jahre zu erkennen. Außer den Gemeinden und den Missions- oder Caritasvereinen existierte bis zu dieser Zeit keine Organisationsstruktur, um die herum sich das Vereinsleben der Ermländer hätte konzentrieren können. Der Kulturkampf war das erste Ereignis seit dem Völkerfrühling, das die ganze lokale Bevölkerung erfaßte und ihre Identitätsgrundlagen in Frage stellte, die sich von der Tradition her in der Omnipräsenz der Religion im Alltagsleben äu-

berten. Die spontane oder von Priestern geleitete Bewegung zur Verteidigung dieses für die lokale Identität so wichtigen Wertes war also eine natürliche Reaktion. Der gemeinsame Glaube bildete eine Zeitlang in den national gemischten Gegenden einen integrierenden Faktor. In zahlreichen Petitionen traten deutsche und polnische Ermländer gemeinsam für die Wiederherstellung der Rechte der katholischen Kirche ein. Zugleich wurden aber nicht nur Geistliche aktiv, sondern auch kleine Gruppen von Laienkatholiken.

Neben der Kirchenpolitik des preußischen Staates war die Einführung demokratischer Wahlen zum Reichstag ein zweiter Faktor, der zur gesellschaftlichen Belebung beitrug. Die Wahlbeteiligung nahm beständig zu, und zwar – was besonders interessant erscheint – zuerst sogar schneller in den national gemischten Gegenden als in den rein deutschen, wo neben der Zentrumsparterie Nationalliberale oder Konservative nur kurze Zeit einen gewissen Einfluß ausübten. Die Aktivität der Ermländer fand ihren Ausdruck auch schon am Anfang des Kulturkampfes in den noch verhaltenen Bürgerinitiativen: in der Petitionsbewegung und der Gründung verschiedener Volksvereine. Aus einer solchen Initiative entstand u. a. der Braunsberger Volksverein, der zur Gründung der ersten und eine Zeitlang größten katholischen Zeitung in Ost- und Westpreußen, nämlich der *Ermländischen Zeitung* (1872) beitrug. Neben den gemeinsamen deutsch-polnischen Initiativen pflegten die polnischen Ermländer immer häufigere Kontakte zu polnischen Kreisen in Posen und Thorn. Diese Haltung spiegelte sich jedoch in den lokalen Verhältnissen nicht wider und wurde von der deutschen Mehrheit der Ermländer nicht bemerkt. Als 1873 der ostpreußische Oberpräsident den Erlaß über die Begrenzung des Religionsunterrichts in polnischer Sprache in Kraft treten ließ, reagierten weder die katholische Kirche noch die polnischen Ermländer darauf. In der Vorstellung der deutschen Ermländer von der Rolle der nationalen Minderheit dominierte eine Auffassung, die auf zwei Voraussetzungen beruhte: auf dem historischen Recht und auf dem Naturrecht. Gemäß der ersten Voraussetzung konnten die Polen im Ermland nicht als Gleichberechtigte betrachtet werden, denn sie waren erst Ende des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert dorthin gekommen, als das Ermland von Prußen und Siedlern aus verschiedenen Teilen Deutschlands bewohnt war. Dieser historische Aspekt in der Beurteilung und Herleitung größerer und kleinerer Rechte auf ethnisch gemischte Gebiete war zu dieser Zeit nichts Besonderes und wurde auch von der polnischen Propaganda verwendet. Die Tatsache, daß das Ermland historisch

deutsch war, bedeutete in der Auffassung ihrer Repräsentanten aber nicht, daß den polnischen Ermländern das Recht auf Unterricht in ihrer Muttersprache, besonders im Religionsunterricht, vorenthalten werden durfte. Diese Haltung gegenüber den nationalen Minderheiten, die auf die Lehre der katholischen Kirche und das von ihr verbreitete Naturrecht zurückzuführen ist, setzte sich deutlich von der auf Germanisierung ausgerichteten national-liberalen Konzeption ab. Ihr Hauptziel war es jedoch nicht, die Tradition und die kulturelle Besonderheit der polnischen Bevölkerung zu bewahren, sondern die Moral aufrechtzuerhalten und den katholischen Glauben zu pflegen und zu verbreiten. Wegen des Mangels an ergiebigem Quellenmaterial läßt sich in der Zeit des Kulturkampfes schwerlich eine andere, ebenso eindeutige Haltung der ethnisch und national polnischen Minderheit gegenüber finden. Charakteristisch ist, daß diese Sichtweise damals nicht im Widerspruch zu den allgemeinen Leitlinien der Minderheitenpolitik der ostpreußischen Provinzbehörden stand.

Das Verhältnis zwischen ihnen und den Vertretern der katholischen Kirche der Diözese Ermland war in der Zeit des Kulturkampfes – trotz der bestehenden Kontroversen und Auseinandersetzungen – einwandfrei. Ein für das ganze Reich wichtiges Ereignis war die Inthronisationsrede des neuen ermländischen Bischofs im Jahre 1886. Zum ersten Mal seit dem Beginn des Kulturkampfes hielt ein hoher katholischer Geistlicher eine Dankesrede, in der er dem deutschen Vaterland patriotisch huldigte.

In einer solchen Situation wurden die erste selbständige Initiative der Polen zur Verteidigung der Sprachenrechte (1885) und die Gründung eines eigenen Presseorgans – der *Gazeta Olsztyńska* (1886) – als Verstoß gegen den bisherigen *status quo* gewertet. Seitens der Kreise, die am Anfang des Kulturkampfes mit der polnischen Nationalbewegung verbunden waren, war es eine Abwehrreaktion auf die wachsende Gefahr, die ihnen von Seiten des preußischen Staates durch die antipolnische Gesetzgebung drohte. Die Dynamik dieser Gruppe, die von Posen aus unterstützt wurde, war im Vergleich zu der gesellschaftlich noch wenig aktiven Bevölkerung des südlichen Ermlands eine wirklich neue Erscheinung, die man ohne Zweifel als gesellschaftliches und kulturelles Phänomen bezeichnen kann. Dieses gesellschaftliche und politische Faktum konnte dank der Verbindung der Idee der Nation mit der Idee der mystischen Mission der Polen so schnell entstehen. Ausdruck dieser Ideen waren für die polnischen Ermländer die von der katholischen Kirche geduldeten Er-

scheinungen der Mutter Gottes in Dietrichswalde (1877), die die Kinder auf polnisch ansprach. Die polnische nationale Ideologie und der Katholizismus waren also für diese Gruppe grundlegende Wertkategorien. Der Katholizismus wurde jedoch als ein untrennbarer Teil des Polentums verstanden, ohne daß dabei seine Bedeutung auch für die regionale ermländische Verbundenheit betont wurde. Gemäß dieser Voraussetzung schreckte man nicht davor zurück, die Geistlichkeit und auch den Bischof zu kritisieren, wenn sie das nationale Identitätsgefühl bedrohten. Auf diese Weise verstieß man gegen das unlösbar mit dem ermländischen Wesen verbundene Prinzip der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihren Seelsorgern. Deswegen geriet die polnische nationale Minderheit schnell in Konflikt mit den deutschen Katholiken und einem Teil der polnischen Bevölkerung. In vielen deutschen Kreisen verfestigte sich das Stereotyp der „Fremdheit“ der Polen im Ermland. Als „Landsleute“ wurden nur diejenigen angesehen, die sich durch eine regionale Identifizierung mit dem deutschen beziehungsweise preußischen Vaterland verbunden fühlten.

Nach früheren Schätzungen kann man annehmen, daß zu dieser Gruppe ca. 80–90% der Ermländer gehörten. In dieser Gruppe kann man drei charakteristische Einstellungen der Nation und dem Vaterland gegenüber feststellen:

1. die „traditionelle“ Einstellung, die sich auf die historische Unabhängigkeit des Ermlands und seine über 100jährigen Beziehungen zur preußischen Monarchie und über sie auch zum Kaiserreich stützte;
2. die „moderne“ Einstellung, die der deutschen katholischen Bewegung nahestand, in der die christliche Ethik, verbunden mit der Liebe zur Heimat – in diesem Falle zum Ermland – und mit Bestrebungen zu einem föderativen Staat, Grundlage des Patriotismus war;
3. die „staatliche“ Einstellung, für die die Grundpflicht der Bürger im Gehorsam dem Staat gegenüber bestand.

Ein gemeinsamer Nenner dieser drei Einstellungen waren der Katholizismus und die Loyalität gegenüber dem Staat. Allerdings näherte sich im ersten und dritten Fall der soziale und politische Katholizismus den späteren Integralismustendenzen an, im zweiten Fall hatte er einen liberaleren Charakter. Der Kulturkampf wurde keinesfalls als gegen den Staat und seine Traditionen gerichtet angesehen, sondern als Kampf mit der aktuellen Tendenz der national-liberalen Regierung. Eine solche Einstellung ergab sich aus dem

starken Einfluß kultureller Faktoren auf das nationale Bewußtsein, wobei sich diese Faktoren durch das kollektive Bewußtsein, das durch die Schulprogramme, die Einstellungen der Mehrheit der Geistlichen und die ganz neuen Erfahrungen aus dem deutsch-französischen Krieg geprägt war, auf die preußischen oder deutschen Traditionen beschränkten.

II

Um die Jahrhundertwende vollzogen sich im Ermland dynamische Umwälzungen im gesellschaftlichen Leben. Bewirkt wurden sie sowohl von inneren Faktoren als auch von den Auswirkungen der allgemeinen Entwicklung im sozialen Katholizismus. Die neunziger Jahre ließen die schon in den siebziger Jahren auftretenden negativen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Tendenzen überdeutlich zum Vorschein kommen, die sich nicht nur im Ermland als „Ostflucht“ wahrnehmen ließen. Ein niedriges ökonomisches Niveau und die daraus folgende Unzufriedenheit, schließlich die Flucht in die Industriebezirke Westdeutschlands ließen die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Selbstorganisation klar zutage treten. Als Muster dienten den Lokalinitiativen die Vereine der deutschen Katholiken im Rheinland und in Berlin. Innerhalb von knapp 20 Jahren wurde das Netzwerk der katholischen Vereine zu einer Massenerscheinung, die alle Pfarrgemeinden und alle Bereiche des Alltagslebens umfaßten: von den traditionellen, religiösen Organisationen, über die schon eingesessenen Gesellenvereine und Vereine anderer Berufskorporationen, bis hin zu den modernen bäuerlichen Genossenschaften und zur katholischen Arbeiterbewegung. Der Massencharakter des Vereinslebens im Ermland wäre unmöglich gewesen ohne das Engagement der einzelnen Ortsgeistlichen und die Unterstützung der organisatorischen Strukturen durch das Netzwerk der Pfarrgemeinden der katholischen Kirche. Dies wird sichtbar, wenn wir den Aufschwung des ermländischen Vereinslebens mit der Stagnation im benachbarten evangelischen Masuren vergleichen. Zugleich wurde allen Organisationen ein klarer ideologischer Rahmen vorgegeben, und zwar durch die führende Rolle der Priester im sozialen Katholizismus, durch die streng hierarchische Struktur der katholischen Kirche und nicht zuletzt durch die autoritären Bestrebungen des Bischofs Thiel (1886–1908). Dieser Rahmen war gekennzeichnet durch Integralismus, Tendenzen der Klerikalisierung der Gesellschaft und wachsenden nationalistischen Druck.

Der soziale Katholizismus entwickelte sich kräftiger im nördlichen (deutschen) Ermland, allerdings nicht aus nationalen Gründen, sondern infolge der Einflüsse der modernen Industriezentren in Elbing und Königsberg sowie der großen Wirksamkeit der Braunsberger Intelligenz. Polnische Ermländer trugen aktiv zur Gründung der neuen Vereine im südlichen Ermland bei. Hier sind jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – keine alternativen Formen des polnischen Vereinslebens entstanden.

Riefen die sozialen Reaktionen der Ermländer auf die wirtschaftlichen Umwälzungen auch entsprechende Erscheinungen in ihrer nationalen Einstellung und in ihrem nationalen Bewußtsein hervor? In Westdeutschland gaben seit 1877/78, besonders nach dem Jahre 1890, immer mehr Katholiken das Leben in der inneren Emigration auf und strebten die völlige Nationalisierung in der Gesellschaft des Kaiserreichs an. Die beiden Prozesse sind nachzuweisen in der Entstehung bzw. der stärkeren Betonung der bereits vorhandenen Einstellungen eines Teils des Episkopats und der Geistlichkeit, im verstärkten sozialen Ehrgeiz der Katholiken und in den Programmen und Aktivitäten der katholischen Vereine sowie in der Politik der Zentrumspartei.

Das Verhältnis Staat-Kirche-Nation kann man im Ermland am Beispiel der örtlichen gesellschaftlichen Elite der Geistlichkeit am besten beobachten. Eine *conditio sine qua non* der geistlichen Karriere war, neben den formalen Kriterien, das Einverständnis der staatlichen Behörden. Diese formulierten ihre Kriterien ohne Umschweife: Deutschtum und Loyalität den staatlichen Behörden gegenüber. Die Behörden richteten sich nach diesen Prioritäten, versuchten allerdings zugleich alle Vorschläge des Bischofs zu berücksichtigen. Der Bischof wiederum sprach den Kandidaten der Regierung gegenüber niemals sein Mißtrauen aus. Die Loyalität oder geradezu der Übereifer in der Realisierung des Prinzips der *concordia sacerdotii et imperii* und die Bemühungen der Katholiken, das Brandmal der „Reichsfeinde“ auszulöschen, hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Einstellung der Geistlichkeit und der meisten an die deutsche (preußische) Tradition gebundenen Gläubigen. Im besprochenen Zeitraum nahm man von der Einstellung, die von den Behörden als ultramontan bzw. als gegen die nationalen Werte des neuen deutschen Reiches gerichtet bezeichnet wurde, häufig Abstand. In der Öffentlichkeit fand dies seinen Ausdruck in der wachsenden Bedeutung der nationalen Symbolik im Forum der katholischen Vereine, in der Stabilisierung und in der Marginalisierung der polnischen nationa-

len Minderheit im Vereinsleben sowie in den internen Diskussionen vor allem in den Kreisen der Anhänger der „traditionellen“ Einstellung dem Staat und der Nation gegenüber.

Seit den neunziger Jahren wurde es zum ständigen Ritual der Versammlungen der katholischen Vereine, nicht nur den Papst, sondern auch Kaiser Wilhelm II. als Fürsprecher der Arbeiter und Landesvater zu verehren. Die Versammlungen endeten meistens mit dem Singen des Deutschlandliedes. Traditionell wurden der Jahrestag der Reichsgründung und der Geburtstag des Kaisers gefeiert. Eine patriotische Stimmung herrschte besonders in den sehr populären katholischen Arbeiter- und Volksvereinen. Obwohl im südlichen Ermland die meisten Mitglieder der Vereine polnische Ermländer waren, spielte die polnische Sprache dort eine untergeordnete Rolle. Aus einem von einem polnischen Priester gegründeten Allensteiner Gesellenverein wurden aus nationalen Gründen die Führer der polnischen Minderheit ausgeschlossen. Die polnische Sprache besaß sehr oft nur eine Hilfsfunktion bei den Vereinsversammlungen. Sie wurde im Wahlkampf gebraucht, wenn die Arbeitervereine die Plattform für die Propaganda der Zentrumspartei bildeten. Abgesehen von vereinzelten Protesten und kritischen Artikeln des polnischen nationalen Organs traten polnische Ermländer niemals im Forum der katholischen Vereine gegen die Diskriminierung der polnischen Sprache auf. Die meisten von ihnen, auch diejenigen, die stark in der Nationalbewegung engagiert waren, fügten sich in den lebendigen Strom der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen deutschen Vereine ein.

Charakteristisch ist: Bevor im südlichen Ermland irgendeine gesellschaftliche Initiative der deutschen Katholiken entstand, vermochte eine kleine Gruppe von Aktivisten der polnischen Nationalbewegung ein eigenes Presseorgan zu gründen. In den Jahren 1890–1893 wurden dann die Grundlagen der Nationalbewegung gelegt. So entstanden sechs Vereine, und ein Pole wurde in den Reichstag gewählt. Wegen innerer Streitigkeiten, wegen der fehlenden Unterstützung seitens der Geistlichen und nach dem Ausbleiben einer umfassenden Entwicklung von katholischen Arbeitervereinen trat eine Stagnation ein. Die polnische Nationalbewegung beschränkte sich hauptsächlich auf die Pflege der nationalen Kultur und Tradition. Außer den Theatervorstellungen war ihre Tätigkeit eher eine Randerscheinung im öffentlichen Leben, verborgen unter dem Hauptstrom des wirtschaftlichen Aufschwungs der deutschen Vereine. Diesem Strom schlossen sich passiv oder auch aktiv die meisten polnischen Ermländer an, unabhängig vom Grad ihrer Identifikation

mit der eigenen Nation. Die erste Motivation zu einer solchen Verhaltensweise war materieller und ökonomischer Natur. Die aktive katholische Bewegung bot den in einer Zeit wirtschaftlicher Umwälzungen wichtigen und unentbehrlichen sozialen Schutz und stabilisierte das Alltagsleben. Auf diese Weise integrierten sich polnische Ermländer durch die ökonomische Konjunktur nicht nur in die modernen gesellschaftlichen Strukturen, sondern unterlagen auch der allmählichen Assimilation. Diese Tendenz wurde durch den oft von den Aktivisten der polnischen Nationalbewegung betonten kulturellen Komplex gegenüber den Deutschen und durch Vermeiden des öffentlichen Gebrauchs der Muttersprache verstärkt. Es war dies die Folge der Assimilationsbestrebungen des modernen Staates und der katholischen Kirche. In der Praxis bestand der Unterschied zwischen Staat und Kirche in einer repressiven oder einer sanften Ausprägung der Assimilationspolitik. Deren Erscheinungsform bestätigte mittelbar das Prinzip der gesellschaftlichen Hierarchie und die Aufteilung nach von oben bestimmten Kriterien in vollberechtigte und nicht vollberechtigte Bürger, in eine bessere (fortschrittliche) und eine schlechtere (rückständige) Gesellschaft. Zum Symbol der modernen Veränderungen in ermländischen Mikrokosmos wurden der deutsche Priester, Beamte, Lehrer, schließlich der sich dynamisch entwickelnde Staat und seine Kultur. Die Modernisierung brachte als natürliche Folge Veränderungen im Nationalbewußtsein zugunsten der dominierenden Gruppe mit sich. Diese Erscheinung bestätigt die theoretischen Feststellungen Ernest Gellners, obwohl sie zugleich die These von dem eigenartigen Phänomen des Überlebens des polnischen Nationalbewußtseins der Ermländer unter so ungünstigen Bedingungen unterstützt. Dem natürlichen und repressiven Druck des Staates und der Kirche ausgesetzt, einer eigenen Elite und starker Unterstützung von außen beraubt, waren die polnischen Ermländer gezwungen, ihre nationale Identität nicht in Konkurrenz zur deutschen Mehrheit, sondern in einem spezifischen kulturellen Ghetto, am Rande der gesellschaftlichen Veränderungen zu verteidigen.

Die Versuche, eine alternative Form der polnischen Bewegung auf der Grundlage regionaler ermländischer Werte – Ermländertum und Katholizismus – zu schaffen, führten zu einer bis dahin nicht gekannten Eskalation der nationalen Spannungen. Fürsprecher dieser Idee versammelten sich um die polnischsprachigen Zeitungen *Nowiny Warmińskie* (1890–1891) und *Warmiak* (1893–1905). Zu dieser Gruppe gehörten polnische Ermländer ohne ein ausgebildetes Na-

tionalbewußtsein sowie Polen (z. B. der Priester Walenty Barczewski) und Deutsche (z. B. Eugen Buchholz), die bemüht waren, den deutsch-polnischen Konflikt im Ermland zu mildern. In der Praxis rief das Erscheinen dieser neuen nationalen und politischen Richtung eine bis dahin nicht gekannte Verschärfung der deutsch-polnischen Kontroversen hervor. Die damaligen scharfen Polemiken lasen den Eindruck entstehen, daß sowohl Polen als auch Deutsche diese Richtung als Gefahr für ihren nationalen Besitzstand empfanden. Im Falle der Polen traf dieses Dilemma ins Innerste der Existenz der polnischen Nationalbewegung. Die Zunahme der Spannungen ist nur scheinbar paradox. In Wirklichkeit war das eine für ein nationales Grenzgebiet in der Zeit der Entstehung der Nationalstaaten typische Erscheinung. Zum Hauptobjekt der Konfrontation wurden diejenigen Bewohner, deren Nationalbewußtsein noch nicht voll ausgebildet war. Die überwiegend in der Minderheit sich befindenden Polen wandten sich nicht gegen die deutsche Bevölkerung, sondern gegen diejenigen Landsleute, die ihre bisherige Verbundenheit mit der einheimischen Tradition, ihrer Muttersprache und ihren Bräuchen aufgaben. Sie wandten sich gegen diejenigen Deutschen, die diese Verhaltensweisen aus religiösen und historischen Gründen unterstützten. Sie waren meistens Vertreter der „traditionellen“ nationalen Einstellung, die auch von breiten gesellschaftlichen Kreisen, darunter der geistlichen Hierarchie, akzeptiert wurde. Die Aggression der nationalistisch gesinnten Kreise der deutschen Katholiken im Ermland konzentrierte sich auf die polnische Nationalbewegung, die allein schon durch ihre Existenz und ihre Einstellung der Assimilation entgegenwirkten. Zu den beiden Prozessen parallel verlief die Entstehung und propagandistische Verbreitung des irrationalen Stereotyps des Feindes. Für die polnische Minderheit, deren Identität von Assimilationsprozessen gefährdet wurde, war die deutsche Mehrheit der Feind. Alle von der deutschen Mehrheit unternommenen Versuche, die nationalen Konflikte durch den Hinweis auf die gemeinsamen ermländischen Wurzeln und die Einheit im Bekenntnis zu mildern, mußten als Gefahr für die polnischen Existenzgrundlagen angesehen werden. Im Bewußtsein der deutschen Bevölkerung, die seit einigen Generationen im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben dominierte, wurde die nationale Gruppe der Polen zum Feind. Durch ihre innere Dynamik und ihren wachsenden gesellschaftlichen Ehrgeiz zerstörte sie die herrschende Stellung der Deutschen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens und ihre bisherige, in der Tradition verankerte Ordnung. Wesentlich dabei war,

daß der Mythos des Feindes keine kritischen Ansätze zuließ, Lüge und Wahrheit zu unterscheiden, und daß der Grad der „Wahrheit“ des Mythos denen gleichgültig war, die ihn geschaffen hatten. Er wurde anders verstanden, nämlich – wie es Józef Chalasiński formulierte – als der ewige und absolute Antagonismus, der unabhängig von den sich veränderten Bedingungen und Umständen war.

III

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, während der Stabilisierung und der wachsenden Polarisierung der nationalen Verhaltensweisen wurde es irreal, einen Konsens zu suchen, der sich auf regionale ermländische Werte stützte. Als eine symbolische Kapitulation dieser Denkweise kann man das Ende der Zeitung *Warmiak* im Jahre 1905 werten. Einige Jahre später, nach dem Wechsel auf dem Bischofsstuhl (1908) trat eine Liberalisierung des Vereinslebens ein. Das wird vor allem daran sichtbar, daß die künstlich aufrechterhaltene Einheit der Ermländer in der Frage des katholischen Charakters der gesellschaftlichen und politischen Bewegung zerbrach. Der neue Bischof duldete nicht nur, sondern unterstützte auch offen Bestrebungen zu modernen Veränderungen, die in Deutschland von den beiden Zentren in Köln und in Mönchengladbach vertreten wurden. Auch in den nationalen Beziehungen kam es zu Veränderungen in Richtung auf das „moderne“ und „staatliche“ Bewußtsein und auf eine größere Identifikation mit den nationalen Tendenzen der Katholiken in Westdeutschland. Einen Einfluß auf solche Verhaltensweisen übte die wachsende Atmosphäre des allgemeinen Patriotismus und Nationalismus aus, besonders in den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des „Großen Krieges“. Diese Bestrebungen gaben den Katholiken die Möglichkeit, ihre Hingabe an das Vaterland zu beweisen.

In dieser Zeit bestand, ähnlich wie in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, weiterhin ein kleiner werdender ideologischer Unterschied zwischen der katholischen Kirche und dem Staat, was ihre Beziehung zu den nationalen Problemen anbetrifft. Die Zustimmung zur Assimilation von Seiten der Kirche war weit entfernt von der Akzeptanz der Methoden der Germanisierungspolitik des Staates. Es scheint auch, daß damals der Identifikationsprozeß der deutschen Ermländer mit dem neuen Reich beendet wurde. Immer stärker tauchten sogar nationalistische Tendenzen auf. Der Konflikt mit der Staatsmacht hatte nur einen instrumentalen Charakter in der politischen Auseinandersetzung. Die Angriffe der Nationalliberalen (*Kö-*

nigsberger *Allgemeine Zeitung*) und der Konservativen (*Gustav-Adolf-Verein*) dienten der Diskreditierung der Katholiken als politischer Gegner. Dazu wurden die ungezwungenen Beziehungen mancher Priester mit polnischen Kreisen ausgenutzt. Die Kuriosität dieser Situation zeigt der Fall des Redakteurs der *Ermländischer Zeitung*, des Priesters Georg Matern. Sein Auftritt auf der Generalversammlung der ermländischen Katholiken wurde von nationalistischen Kreisen als propolnisch aufgenommen, während die *Gazeta Olsztyńska* meinte, daß der Autor alle Interessen der polnischen Gläubigen mißachtete. Derselbe Autor wurde nach dem Ersten Weltkrieg Anhänger der Deutsch-Nationalen Volkspartei. Die zu der Zeit des Kulturkampfes so populäre „traditionelle“ nationale Einstellung war aus dem damaligen öffentlichen Leben völlig verschwunden.

Trotz des Anwachsens der patriotischen Gefühle sind im Ermland keine Anzeichen von nationaler Euphorie oder gar von Chauvinismus zu finden, der mit dem Verhalten der liberalen oder katholischen Kreise in Westdeutschland (*Kölnische Volkszeitung*) zu vergleichen wäre. In der Einstellung zur polnischen Minderheit herrschte die Akzeptanz der nationalen Assimilation vor. Gleichzeitig wurden die Germanisierungsmethoden der preußischen Regierung, die gegen das geltende Recht verstießen, abgelehnt.

Literatur:

Z. BAUMANN, *Modernity and Ambivalence*. London 1991. J. N. ELIAS, J. N. SCOTSON, *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt/M. 1990. J. JASIŃSKI, *Świadomość narodowa na Warmii w XIX wieku. Narodziny i rozwój (ROZPRAWY I MATERIAŁY OŚRODKA BADAŃ NAUKOWYCH IM. WOJCIECHA KĘTRZYŃSKIEGO, Nr. 88)*. Olsztyn 1983. F. HECKMANN, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992. H.-J. KARP, *Bischof Andreas Thiel (1886–1908) und die Sprachenfrage im südlichen Ermland*. In: *ZGAE* 37 (1974) S. 57–106. A. KŁOSKOWSKA, *Kultury narodowe u korzeni*. Warszawa 1996. W. THIMM, *Die katholische Arbeiterbewegung in den Bistümern Ermland, Kulm und Danzig*. In: *ZGAE* 40 (1980) S. 20–63. R. TRABA, *Niemcy – Warmiacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach (ROZPRAWY I MATERIAŁY OŚRODKA BADAŃ NAUKOWYCH IM. WOJCIECHA KĘTRZYŃSKIEGO, Nr. 142)*. Olsztyn 1994.

Narodowe i socjalne reakcje Warmiaków w perspektywie procesu modernizacji na przełomie XIX i XX wieku

Strzeszczenie

Ogólna specyfika rozwoju społecznego i narodowego na Warmii pozwala wyraźnie wyodrębnić trzy charakterystyczne okresy: 1. 1871–1890 – Kulturkampf i jego bezpośrednie skutki, 2. 1890/91–1908 – rozwój ruchu społecznego i narodowego, 3. 1908–1914 – liberalizacja życia społecznego i polaryzacja nastrojów narodowych. Po kulturkampfie polska mniejszość narodowa szybko podpadła w konflikt ze społecznością niemiecką i częścią społeczności polskiej na tle wyznaniowym. Na przełomie wieków nastąpiły największe przeobrażenia życia społecznego. Socjalne reakcje Warmiaków na przemiany gospodarze wywoływały również paralelne zjawiska w sferze postaw i świadomości narodowej. Próby stworzenia alternatywnej formy ruchu polskiego na podstawie wartości regionalnych – warmińskość i katolicyzm – przyniosły niespotykaną dotąd eskalację napięć narodowych. Mimo zdecydowanego wzrostu uczuć patriotycznych trudno poszukiwać na Warmii znamion narodowej euforii czy wręcz szowinizmu porównywalnego z postawami kręgów liberalnych czy chociażby katolickich w zachodnich Niemczech. W stosunku do mniejszości polskiej dominowała akceptacja asymilacji narodowej przy jednoczesnym odruczeniu represyjnych metod rządu pruskiego, które naruszały obowiązujące prawo.

The National and Social Reactions of the Warmians to the Modernization of Society at the End of the Nineteenth and Beginning of the Twentieth Centuries

Summary

The general course of social and national development in Warmia has three characteristic periods: 1. 1871–1890 – the kulturkampf and its immediate consequences, 2. 1890/91–1908 – the development of the social and national movement, 3. 1908–1914 – the liberalization of society and club life and the polarization of national feelings. After the kulturkampf the Polish national minority quickly came into conflict with the German Catholics and a section of the Polish population. At the turn of the century dynamic upheavals took place in social life. The Warmians' social reactions to the upheavals evoked corresponding manifestations in their national outlook and their

national consciousness. Attempts to create an alternative form of the Polish movement on the basis of regional values – Warmian consciousness and Catholicism – led to a hitherto unknown escalation of national tension. In spite of the growth of patriotic feelings there are no signs to be found in Warmia which might be compared with the standpoint of the liberal or even only Catholic circles in West Germany. In the attitude towards the Polish minority the acceptance of national assimilation prevailed. At the same time the Germanization methods of the Prussian Government, which infringed on the law in force, were rejected.

Übersetzt von Sylvia H. Parker



Bischof Maximilian Kaller und die polnischsprachige Seelsorge in der Diözese Ermland

Von Marian Borzyszkowski

Maximilian Josef Johannes Kaller wurde am 10. Oktober 1880 in Beuthen in Oberschlesien geboren¹. 1899 beendete er das Gymnasium in Beuthen, danach studierte er in Breslau Theologie. Am 10. Juni 1903 wurde er dort zum Priester geweiht. Als Vikar arbeitete er zwei Jahre in Groß-Strehlitz. 1905 wurde er zum Administrator der Missionsstation in Bergen auf der Insel Rügen ernannt. Als Seelsorger betreute er hier die hiesigen Katholiken, die polnischen Saisonarbeiter sowie die Feriengäste. Durch Kallers Bemühungen wurde die Kirche in Bergen vergrößert, und es wurden noch zwei neue Kirchen in Bad Sellin und in Garz gebaut.

Als Maximilian Kaller nach zwölf Jahren die Bereitschaft zur Übernahme der Kirchengemeinde in Stralsund äußerte, erhielt er die Pfarrgemeinde von St. Michael in Berlin. Diese Pfarrgemeinde zählte 17000 Katholiken und 150000 Gläubige anderer Konfessionen. Kaller entfaltete hier karitative Tätigkeiten, um die tiefe Not, die nach dem Ersten Weltkrieg herrschte, zu bekämpfen. Aus den Erfahrungen in Rügen entwickelte er die pastorale Mitarbeit von Laien.

Am 6. August 1926 wurde Maximilian Kaller zum Leiter der Apostolischen Administratur Schneidemühl in Tütz nominiert, für die Gläubigen derjenigen Teile des Erzbistums Posen-Gnesen und des Bistums Kulm, die nach 1920 dem polnischen Staat nicht mehr angehörten (ungefähr 133000 Katholiken und 100 Priester). Nach langwierigen Verhandlungen ist es Kaller gelungen, den Sitz der Apostolischen Administratur aus Tütz in die Zentrale Schneidemühl zu verlegen, wo er die Seelsorgearbeit der größten Kirchengemeinde übernahm.

Als Apostolischer Administrator hat Maximilian Kaller drei Kirchen, zwei Schülerheime, eine landwirtschaftliche Haushaltungsschule und eine Landvolkshochschule, zahlreiche Caritashäuser und

1 M. BORZYSZKOWSKI, Art. Kaller, in: Słownik biograficzny katolickiego duchowieństwa śląskiego XIX i XX wieku. Hrsg. von M. PATER. Katowice 1996, S. 158–160.

Schwesternstationen gebaut. Er förderte Volksmissionen und das Laienapostolat. 1929 wurde die Apostolische Administratur in Schneidemühl in den Rang einer Freien Prälatur erhoben.

Am 23. August 1930 wurde Maximilian Kaller vom Heiligen Stuhl zum Bischof von Ermland providiert und mit knapper Stimmenmehrheit durch das Ermländische Domkapitel gewählt. Die päpstliche Bestätigung der Wahl erfolgte am 2. September 1930, und am 28. Oktober wurde Kaller in Schneidemühl von Nuntius Cesare Orsenigo zum Bischof konsekriert. Die Einführung Bischof Kallers in den Dom zu Frauenburg fand am 10. November 1930 statt.

Das Wappen von Bischof Maximilian Kaller füllt vier Felder. Das Feld oben links enthält die Christus-Initialen in der Form der griechischen Buchstaben Ch und R, die den lateinischen Buchstaben X und P ähnlich sind, und den ersten und letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, ein Alpha und in ein Omega, das Zeichen für Jesus Christus. Die anderen Felder enthalten die Wappen der Bistümer Ermland, Pomesanien und Samland, die seit der Reformation zur Diözese Ermland gehörten. Unten befindet sich der Wahlspruch des Bischofs: *Caritas Christi urget me* und die Abbildung des Palliums. Das Recht, es zu tragen, wurde Bischof Kaller am 16. März 1933 bestätigt.

Die Diözese Ermland, die damals 375 000 Katholiken in 175 Kirchspielen zählte, empfing Bischof Kaller kühl. Anerkennung gewann er erst in späteren Jahren.

Nach der *Relatio status*² bewohnten die Diözese Ermland im Jahre 1943 2564447 Menschen, von denen 383000 katholisch waren. In der Seelsorge waren 341 Priester tätig.

Die Diözese Ermland bestand nicht nur aus deutschsprechenden Katholiken, sondern im südlichen Ermland und in Westpreußen sprachen viele auch polnisch, und darüber hinaus im nördlichen Samland litauisch. Die polnische Sprache wurde ebenfalls gerne von den Katholiken in der masurischen Diaspora benutzt. Wieviele polnischsprechende Diözesanen es gab, ist schwer zu bestimmen. Man kann sich dabei nicht auf Volkszählungen stützen, weil diese anderen Zwecken dienten. Nach den Berechnungen des Konsuls der Republik Polen in Marienwerder waren es im Jahre 1932 ca. 74 000, was von der Gesamtzahl der Katholiken etwa 20% ausmachte. Davon lebten ca. 43 000 im Ermland, 18 000 in Westpreußen, der Rest, ca.

2 *Relatio status Dioecesis Warmiensis mense Octobris 1943 conscriptus. Archiwum Archidiecezji Warmińskiej, Olsztyn [AAWO]. AB H 333.*

13000 in Masuren einschließlich der Saisonarbeiter aus Polen (ca. 6500 im Jahre 1938). Das sind Schätzungen mit der Tendenz nach oben³.

Die meisten polnischsprechenden Katholiken gab es somit im südlichen Ermland in den Dekanaten Allenstein, Wartenburg und Bischofsburg. Sie bewohnten ein verhältnismäßig geschlossenes Territorium, was den Nachbarschaftskontakt ermöglichte, insbesondere während der Kirchweihfeste. In Westpreußen wohnten die Polen im Dekanat Stuhm, zum Teil in Christburg. In Masuren waren die polnischsprechenden Katholiken zerstreut. Die meisten lebten in den Grenzdekanaten Masuren I und Masuren II.

Maximilian Kaller war als ermländischer Bischof bestrebt, mit seiner Seelsorge alle Katholiken zu erfassen, sowohl die deutschsprechenden als auch die polnischsprechenden. Man darf nicht vergessen, daß die Diözese Ermland in Deutschland lag und die überwiegende Mehrheit der Diözesanen deutsch sprach. Es ist selbstverständlich, daß eben diese Sprache in der Seelsorge als Mittel der Evangelisierung an erster Stelle stand.

Kaller sprach deutsch, kannte aber auch die polnische Sprache. Er stammte aus Beuthen, wo er ganz gewiß durch Kontakte mit Gleichaltrigen und seiner Umgebung mit der polnischen Sprache in Berührung kam. Später, sicherlich durch die seelsorgliche Praxis, insbesondere bei den polnischen Saisonarbeitern auf der Insel Rügen, hat er seine Kenntnisse der polnischen Sprache erweitert. Er kannte die polnische Sprache soweit, daß er auf polnisch predigte, z.B. in Stuhm, Rehhof, Dietrichswalde. Während der Visitationen in den polnischen Schulen im Jahre 1932 – in Allenstein, Schönfelde, Gilgau, Skaibotten, Plautzig, Leschnau, Sternsee, Braunsvalde – fragte er die Kinder auf polnisch ab⁴. Aus den erhaltenen Notizen von Anfang August 1945 aus Allenstein geht hervor, daß er auch versuchte, polnisch zu schreiben⁵.

Die Sorge um die Pastoral war ein Schwerpunkt in der Tätigkeit Bischof Kallers. Das kam sowohl auf der Insel Rügen als auch in Ber-

3 K. BIELAWNY, *Katolicy polscy w Diecezji Warmińskiej w latach 1918–1939*. Lublin [1992], S. 21f. [Magisterarbeit an der Katholischen Universität Lublin]

4 J. CHŁOSTA, *Wizytacje biskupa Kallera w szkołach polskich na Warmii*. In: *WARMIA I MAZURY* Nr. 8, 16. – 30. 4. 1989, S. 9. DERS., *Biskupa Kallera duszpasterzowanie na Warmii*. In: *GAZETA OLSZTYŃSKA* Nr. 121, 24. 6. 1993.

5 MAXIMILIAN [KALLER], *Mein Aufbauplan für die Diözese*. AAWO. AB IV K 9, S. 3.

lin zum Ausdruck. Es war eine aktive Seelsorge, darum bemüht, jeden Menschen anzusprechen, gleichgültig wer er war, ob Deutscher oder Pole. Darüber hinaus hat Kaller als einer der ersten eine praktische Theologie des Laienapostolats erarbeitet und in einem Buch vorgestellt. Es hat zwei Auflagen erreicht, nämlich 1926 und 1927⁶.

In die Anfangsjahre des bischöflichen Dienstes Maximilian Kallers fallen einige wichtige Ereignisse. Am 23. August 1932 wurde das neugebaute Priesterseminar in Braunsberg eingeweiht. Im selben Jahr begann als Wochenblatt der Diözese das *Ermländische Kirchenblatt* zu erscheinen. Vom 11. bis 13. Oktober 1932 tagte die Diözesansynode, durch die Kaller sich bemühte, die Katholische Aktion in der Diözese Ermland einzuführen. In der Seelsorge wollte Maximilian Kaller die erstarrten Strukturen gestützt auf die Grundsätze der Katholischen Aktion und besonders durch die Entwicklung des eucharistischen Lebens und die Sorge um die Gläubigen in der Diaspora beleben⁷. Deshalb beabsichtigte er, die Standesseelsorge umzugestalten und sie von den Vereinen auf die Ebene der Pfarreien zu übertragen. Er bemühte sich, den Anteil der Laien bei der katechetischen Arbeit zu vergrößern. Mit besonderer Fürsorge widmete er sich der die Jugend, indem er in Braunsberg und Heilsberg spezielle Seelsorgezentren einrichtete. In der Diözese entwickelten sich die Einkehrtage, besonders die Exerziten, die Abstinenzbewegung. 1937 hielt Kaller auf dem Abstinenzkongreß in Warschau einen Vortrag.

Bischof Kaller kümmerte sich auch darum, daß Priester und Gläubige seelsorgliche Hilfsmittel wie die wichtigsten liturgischen Bücher, aber auch Gebet- und Gesangbücher erhielten.

Durch die Bemühungen von Bischof Kaller wurden im Jahre 1937 der *Exsequiarum Ordo Dioecesis Warmiensis*, und 1939 das *Cantionale Warmiense* sowie die *Collectio rituum in usum cleri Dioecesis Warmiensis* herausgegeben. Die Kirchensprache war zwar Latein, aber die Sakramente, die Sakramentalien, Andachten und religiösen Übungen wie Prozessionen und Segnungen enthielten Gebets- und

6 M. KALLER, *Unser Laienapostolat in St. Michael Berlin. Was es ist und wie es sein soll*. Unveränd. Nachdr. der Erstausg. Leutesdorf am Rhein 1926. Eingel. und neu hrsg. von H. J. BRANDT. Mit einem Geleitw. von G. Sterzinski (DOCUMENTA MAXIMILIANI EPISCOPI WARMIENSIS, Bd. 1). Paderborn 1997.

7 Vgl. auch G. REIFFERSCHIED, *Das Bistum Ermland und das Dritte Reich* (ZGAE. Beiheft 1 = BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7). Köln—Wien 1975.

Liedertexte in der Muttersprache. Die auf Veranlassung von Bischof Kaller herausgegebenen liturgischen Bücher beinhalten Texte nicht nur in lateinischer Sprache, sondern auch in Deutsch und Polnisch. Daraus kann man schließen, daß der Bischof jedem Katholiken den Zugang zu einer Grundseelsorge in seiner Muttersprache und den Sakramentenempfang in einer für ihn verständlichen Weise ermöglichen wollte. Er ging noch weiter, indem er durch die Muttersprachen auch für einen breiten Zugang zur Teilnahme am außersakramentalen Leben der Kirche sorgte.

Eine wichtige Rolle im Bereich der seelsorglichen Kommunikation spielten bei Bischof Kaller die Hirtenbriefe. Sie erschienen zwar auf Deutsch, doch die Mehrzahl von ihnen wurde übersetzt und in Polnisch gedruckt. Elf Briefe und Hirtenschreiben von Bischof Kaller in polnischer Sprache sind erhalten geblieben⁸.

Als Hitler an die Macht gekommen war, nahm Kaller Anfangs eine abwartende Haltung ein, in der Hoffnung, daß die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Dritten Reich sich positiv entwickeln werden, was in dem am 20. Juli 1933 abgeschlossenen Konkordat Aus-

8 1. Frauenburg, 25. 1. 1931. KIRCHLICHES AMTSBLATT [KABE] 1931, Nr. 2, S. 11–16. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1931. Biblioteka Seminarium Duchownego Metropolii Warmińskiej „Hosianum“, Olsztyn [BSDMWHO]. IV N 44.

2. Frauenburg, 23. 10. 1931. KABE 1931, Nr. 11, S. 85–88. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1931. BDSMWHO. IV N 41.

3. Frauenburg, 1932. KABE 1932, Nr. 2, S. 115–118. Braunsberg: Ermländische Druckerei [1932]. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei [1932].

4. Frauenburg, 28. 4. 1932. KABE 1932, Nr. 5, S. 143–145. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1932. BSDMWHO. IV N 42.

5. Frauenburg, Februar 1933. KABE 1933, Nr. 2, S. 17–21. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1933. BSDMWHO. IV N 47.

6. Frauenburg, 25. 1. 1934. KABE 1934, Nr. 2, S. 137–141. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1934. BSDMWHO. IV N 49.

7. Frauenburg, 3. 6. 1934. KABE 1934, Nr. 6, S. 183–185. – Poln.: Allenstein: Volksblatt-Druckerei 1934. BSDMWHO. IV N 46.

8. Frauenburg, 20. 9. 1934. KABE 1934, Nr. 10, S. 215–216. – Poln.: BSDMWHO. IV N 70.

9. Frauenburg, 16. 2. 1935. KABE 1935, Nr. 2, S. 27–29. – Poln.: BSDMWHO. IV N 54.

10. Frauenburg, Februar 1936. KABE 1936, Nr. 3, S. 155–157. – Poln.: Allenstein: S. Pieniężny 1936. BSDMWHO. IV N 43.

11. Frauenburg, Februar 1937. KABE 1937, Nr. 2, S. 17–20. – Poln.: Allenstein: S. Pieniężny 1937.

druck finden sollte. Als sich kurz danach herausstellte, daß das Konkordat nur ein taktischer Schachzug war und die Repressionen gegen die Kirche nicht aufhörten, protestierte Bischof Kaller mehrmals gegen die Beschränkungen der Rechte der Kirche und trat für die Verfolgten ein. Er unternahm eine Reihe von seelsorglichen Maßnahmen, die zur Stärkung des durch Hitler bedrohten Christentums führen und die Menschen vor dem Atheismus, Rassismus und Nationalismus der Hitlerpropaganda bewahren sollten. Zu diesem Zweck berief Bischof Kaller jedes Jahr Bezirkspriesterkonferenzen ein. Er gründete die sogenannte Wandernde Kirche und organisierte zahlreiche Diözesanwallfahrten nach Dietrichswalde, Heiligelinde, Crossen, Springborn, Glottau und Rehhof (in den Jahren 1934, 1936, 1938). Sie sollten „Glaubenskundgebungen des treu katholischen ermländischen Volkes“ und „Bußwallfahrten“ sein⁹.

Im Seelsorgeprogramm nahmen die Wallfahrtsstätten der Diözese einen wichtigen Platz ein. Hier ist nur kurz die Aufmerksamkeit auf die polnischen Seelsorgsaspekte der heiligen Stätten in Heiligelinde und Dietrichswalde zu lenken. Nach dem ersten Weltkrieg wurde Heiligelinde durch die deutsche Ostgrenze vom polnischen Masowien abgeschnitten. Der Strom polnischer Pilger aus dem Süden versiegte. Es kamen jedoch weiterhin die Pilger aus dem Ermland, darunter auch polnischsprachige. Einige Pilgergruppen hatten in ihrem Programm auch weiterhin Gottesdienste in polnischer Sprache, aber die polnische Sprache wurde in Heiligelinde bei den Pilgergottesdiensten immer weniger benutzt¹⁰. Mit Bedauern stellte deshalb Maria Zientara 1938 fest: „Heute gibt es leider sehr wenige polnische Gottesdienste. Es bricht das Herz, wenn es sieht, daß in der Kirche (...) nur hin und wieder – wenn es beliebt – an manchen Kirchweihfesten Gottesdienste mit polnischem Gesang gefeiert und polnische Predigten gehalten werden.“¹¹

Einen neuen Impuls brachten die allgemeinen Diözesanwallfahrten nach Heiligelinde in den Jahren 1933 -1938. Sie waren im Seelsorgeprogramm von Bischof Kaller für die Diözese enthalten. Die aus der Vorkriegszeit – von 1932 bis in die vierziger Jahre – erhaltenen Bücher mit den Bekanntmachungen der Pfarreien sowie das Kloster-

9 ERLÄNDISCHES KIRCHENBLATT [EK] Nr. 22 vom 3. 6. 1934, S. 273.

10 M. BORZYSZKOWSKI, Święta Lipka w latach 1920–1940. In: STUDIA WARMIŃSKIE 32 (1995) S. 103–117.

11 M. ZIENTARÓWNA, Świętolipka. In: GAZETA OLSZTYŃSKA Nr. 220 vom 26. 5. 1938.

tagebuch in Heiligelinde erlauben die Feststellung, daß die seelsorgliche Tätigkeit der Jesuiten an dem Marienheiligtum in Heiligelinde in einige prinzipielle Richtungen wirkte. Es war dies die Seelsorge an Pfarrgemeindemitgliedern, Pilgern, Gläubigen aus der masurischen Diaspora und darüber hinaus die Seelsorge an den Landarbeitern und den polnischen und französischen Gefangenen, die Zwangsarbeit in Ostpreußen verrichteten. Aus diesem Grunde wurden die Jesuiten in Heiligelinde, insbesondere Pater Alfons Wolf, Verhören unterworfen, eingesperrt und zahlreichen Schikanen von Seiten der Nazibehörden ausgesetzt.

Die Erscheinungen der Muttergottes in Dietrichswalde stießen auf großes Interesse im Ermland, insbesondere im südlichen Teil, aber auch im südlichen Westpreußen und in Großpolen¹². Die in polnisch gesprochenen Worte der Muttergottes begünstigten einerseits die Wallfahrten der polnischen Bevölkerung, andererseits riefen sie bei den Deutschen Zweifel und in der Folge eine weitgehende Reserve hervor. Gegenüber den Erscheinungen der Muttergottes in Dietrichswalde war auch die deutsche Presse negativ eingestellt. Die ermländischen Bischöfe Philipp Krementz, Andreas Thiel und Augustinus Bludau verhielten sich gegenüber den Erscheinungen in Dietrichswalde wie auch gegenüber dem Heiligtum selbst vorsichtig. Diese Bischöfe nahmen weder an den Feierlichkeiten noch an den Wallfahrten nach Dietrichswalde teil. Noch zurückhaltender waren die ermländischen Priester und die kirchlichen Behörden¹³. Nach der Abstimmung im Jahre 1920 nahmen die Wallfahrten, insbesondere aus Polen, in bedeutendem Maß ab. Trotzdem stellte Dietrichswalde in der Zwischenkriegszeit weiterhin ein wichtiges Zentrum des polnischen Lebens im Ermland dar.

Eine andere Position gegenüber Dietrichswalde nahm Bischof Kaller ein. Er war der erste ermländische Bischof, der nicht nur Dietrichswalde als Wallfahrtsort anerkannte, sondern ihm durch die Diözesansynode und infolge der organisierten Wallfahrten den Rang eines Diözesanheiligtums verlieh. Am 9. September 1934 hielt in Dietrichswalde Bischof Kaller die Kirchweihpredigt auf deutsch, nach der Messe auf polnisch. Ähnlich war es im November desselben Jahres, als Bischof Kaller zur Visitation nach Dietrichswalde

12 J. OBLĄK, Gietrzwałd. In: TYGODNIK POWSZECHNY Nr. 36 vom 7. 9. 1975, S. 3.

13 Wallfahrt nach Dietrichswalde. In: EK Nr. 37 vom 11. 9. 1938, S. 530. M. BORZYSZKOWSKI, Sanktuarium maryjne w Gietrzwałdzie w okresie międzywojennym (1921–1938). In: STUDIA WARMIŃSKIE 14 (1977) [1979] S. 330.

kam. Er predigte damals in polnischer Sprache. Die Predigt begann mit den Worten: „Geliebtes polnisches Volk!“ In der Predigt erinnerte er an die jahrhundertealten Bindungen des polnischen Volkes an die Kirche und an den katholischen Glauben. Gestützt auf seine Erfahrungen in der Seelsorge an den Polen auf der Insel Rügen bestätigte der Bischof „die ungewöhnliche Frömmigkeit des polnischen Volkes“. Hinsichtlich der Lage der katholischen Kirche in Masuren sagte er: „Diese Bindung des polnischen Volkes an die Sprache und den Glauben macht seine unverwüstliche Kraft in der Diaspora aus“. Er ermunterte zur Unterstützung der Katholischen Aktion in der Diaspora, denn – so sagte er – „die Mehrheit dieser in Vergessenheit lebenden Katholiken sind Menschen polnischer Herkunft und Sprache.“¹⁴

Auf deutscher Seite rief die Predigt von Bischof Kaller Entrüstung und Angriffe von Seiten nationalsozialistischer Kreise und der von ihnen gelenkten Tagespresse hervor. Gauleiter Erich Koch legte sogar gegen den Bischof eine Beschwerde in Berlin ein.

Mit dem Auftritt Bischof Kallers in Dietrichswalde war auch die Leitung der polnischen Bewegung im früheren Ostpreußen unzufrieden, weil der Bischof während der gleichen Visitation noch eine andere Predigt, die sich an die Jugend richtete, in deutscher Sprache hielt¹⁵.

Die Pfarreien im südlichen Ermland waren von jenem Teil der Gläubigen bewohnt, der gerne die polnische Sprache benutzte. Das erforderte von Bischof Kaller die Besetzung dieser Pfarreien mit Seelsorgern, die die polnische Sprache kannten. Dieses Erfordernis war grundsätzlich erfüllt. In der Regel waren dies zweisprachige Seelsorger, sie leisteten den seelsorglichen Dienst somit für die gesamte Gemeinschaft der Pfarrei. Zu Mißhelligkeiten kam es dann, wenn sich die Priester dieser Pfarreien in die politische Tätigkeit auf deutscher oder auf polnischer Seite einschalteten.

Mit der Vorbereitung der polnischen Seelsorger befaßte sich das Priesterseminar in Braunsberg. Nachdem im Jahre 1927 der Lektor für die polnische Sprache Switalski gestorben war, wurde Kunibert Krix neuer Lektor. Im Jahre 1933 übernahm Anton Schwanitz das

14 W. WRZESIŃSKI, *Polityka kleru katolickiego wobec ludności etnicznie polskiej na Warmii i Powiślu w latach 1920–1939*. In: *STUDIA Z DZIEJÓW KOŚCIOŁA KATOLICKIEGO* 2 (1967) S. 111.

15 DERS., *Ruch polski na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1920–1939*. 2. Aufl. Olsztyn 1973, S. 270.

Lektorat. 1937 wurde Alfons Triller Lektor für die polnische Sprache¹⁶.

Polnische Gottesdienste wurden in den polnischsprachigen Gemeinden im Ermland, in Westpreußen und in der masurischen Diaspora gefeiert. Ihre Anzahl veränderte sich in Abhängigkeit vom Bedarf. Der Gottesdienstplan rief Unzufriedenheit einmal auf polnischer, das andere Mal auf deutscher Seite hervor. Dies spiegelte sich 1932 in den Spalten der *Gazeta Olsztynska* in einem Artikel *Über die Seelsorge in polnischer Sprache* wider. Der Autor forderte, „daß mit der Abschaffung der [polnischen] Gottesdienste Schluß sein sollte und die bereits abgeschafften wieder eingeführt werden, daß der Religionsunterricht für polnische Kinder ausschließlich in polnischer Sprache gehalten werde, daß die Zentrums-Priester den Kampf mit der polnischen Bewegung einstellen und daß die Stellen in den Pfarreien mit polnischer Bevölkerung mit polnischen Priestern zu besetzen seien“¹⁷.

Die Zahl der polnischen Gottesdienste verringerte sich in den Jahren 1926–1934 systematisch. Das geschah nicht nur in der Diözese Ermland, sondern auch in anderen Diözesen Deutschlands, wo polnische Gottesdienste stattfanden, z. B. in der Diözese Breslau¹⁸.

Was fehlte der polnischsprachigen Seelsorge? Es fehlte an polnischen seelsorglichen Hilfsmitteln, die sie am stärksten festigen würde, also Gebet- und Gesangbücher, Handbücher für den Religionsunterricht. Sie kamen zwar ins Ermland aus Polen, sie wurden aber nicht in großer Zahl eingeführt. Die Grenze stellte ein wirksames Hindernis dar.

Welches sind die Quellen der ausschließlich negativen Beurteilung der polnischsprachigen Seelsorge von Bischof Kaller? Aus welchen Kreisen stammen diese?

Noch im 19. Jahrhundert sprachen im Ermland viele Menschen polnisch. In der Mehrzahl der Pfarreien im südlichen Ermland füll-

16 J. OBLĄK, *Życie religijne polskiej ludności katolickiej w Olsztynie na przełomie wieków XIX i XX*. In: *STUDIA WARMIŃSKIE* 18 (1981) [1983] S. 272f.

17 *GAZETA OLSZTYŃSKA* Nr. 92 vom 21. 4. 1932.

18 A. SOŁOMA, *Za każdą cenę. Niemiecki kler katolicki wobec ludności polskiej na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1919–1939*. Warszawa 1976, S. 133–136. Bericht des Konsulats der Republik Polen in Königsberg. Archiwum Akt Nowych [AAN], Warszawa. 3, Konsulat RP w Kwidzynie. Schreiben des Bundes der Polen in Deutschland vom 25. 8. 1932. AAN. 2161, Amb. RP w Berlinie.

ten im 19. Jahrhundert Gottesdienste in polnischer Sprache das Sonntagsprogramm. Die Situation änderte sich jedoch deutlich an der Jahrhundertwende, und noch mehr nach 1920. Die Ursachen sind hauptsächlich in der Politik der preußischen Behörden gegenüber der polnischen Bevölkerung und in den Germanisierungsmaßnahmen zu suchen. Sie nahmen mit jedem Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts an Intensität zu.

Die polnische Bewegung im Ermland bemühte sich auf unterschiedliche Weise, das Polentum hochzuhalten. Dabei rechnete sie in hohem Maße mit der katholischen Kirche, ihrer Geistlichkeit, und stellte an sie sehr hohe Forderungen hinsichtlich der Erhaltung des polnischen nationalen Bewußtseins bei den Ermländern und Masuren. Sie selbst verfügte über verhältnismäßig geringe Mittel: die *Gazeta Olsztyńska* in einer Auflage bis zu eintausend Exemplaren, ein unbedeutendes polnisches Schulwesen, 15 kleine Schulen im Ermland, neun in Westpreußen. Man stellte somit Anforderungen an die Kirche und machte sie gleichzeitig für die eigenen Mißerfolge verantwortlich.

Gegen die polnische Bewegung könnte man ebenfalls Vorbehalte haben. Sie wurde überwiegend von Menschen geleitet, die nicht aus dem Ermland stammten. Sie erfüllten selbst nicht immer die kirchlichen Pflichten. Sie brauchten die katholische Kirche, aber nur als Träger der polnischen Sprache. Man behandelte sie ausschließlich unter dem nationalen und politischen Aspekt, seltener unter dem religiösen. Das ließ Zweifel aufkommen.

An die Traditionen der polnischen Bewegung knüpfte man im Ermland nach 1945 gerne an. Man bemühte sich, den Menschen einzureden, Volkspolen sei die Erfüllung der Träume vieler Ermländer und Masuren, die für Polen optierten. Einige der früheren Funktionäre der polnischen Bewegung, die höhere Ambitionen hatten, nahmen von den Kommunisten gerne exponierte Stellungen in der staatlichen Verwaltung an und waren sich vielleicht gar nicht darüber klar, daß sie Marionetten in der Hand der Partei waren und sich dabei nicht selten vom Glauben und von der katholischen Kirche abwandten. Hier bestätigte sich die These, daß die polnische Bewegung an der Kirche nur im Sinne eines Instrumentes interessiert war. Ein Teil der polnischen Bewegung fand sich in der kulturellen Arbeit wieder, die die Vereinigung PAX und ihr Presseorgan *Słowo na Warmii i Mazurach* anbot. Hier hatten sie die Möglichkeit, ihre religiösen Gefühle und ermländisch-masurischen Traditionen zum Ausdruck zu bringen, wobei sie in gewissem Maß das Modell

einer bestimmten politischen Wirklichkeit akzeptierten, mit dem die Vereinigung PAX eng verbunden war. In der Mehrzahl waren dies Menschen der älteren Generation, deshalb währte ihre Tätigkeit nicht lange. Ein Teil von ihnen siedelte nach Deutschland um, als sich Möglichkeiten auftaten, das Ermland zu verlassen.

Das ideelle Programm der polnischen Bewegung in Ermland und in Masuren, ihre Niederlagen und Erfolge, waren zweifellos ein interessantes Thema für wissenschaftliche Forschungen nach 1945, bemühte man sich doch, die Wurzeln für die neue nationale und politische Wirklichkeit im Ermland und in Masuren zu entdecken. Dieses Thema wurde unter verschiedenen Aspekten aufgegriffen, wobei der Anteil der polnischsprechenden Bevölkerung in Ermland, Masuren und Westpreußen sowie ihre ständige Abwanderung nach Deutschland sorgfältig verschwiegen wurden.

Da die katholische Kirche einer besonderen Überwachung durch den Sicherheitsdienst, die Partei und die Behörden des kommunistischen Polen sowie der Kritik von Seiten einiger Vertreter der polnischen Bewegung unterlag, wurde dieses Thema in einigen Publikationen begierig aufgenommen. Das fiel in eine Zeit besonders heftiger Verfolgungen und Angriffe gegen die katholische Kirche in Polen und kam vor allem in den Publikationen von Wojciech Wrzesiński und Antoni Soloma zum Ausdruck¹⁹. Wojciech Wrzesiński veröffentlichte seine Ansichten zuerst 1962²⁰. Der Autor beschuldigt die ermländische Geistlichkeit und insbesondere Bischof Kaller, bei den ermländischen Diözesanen Germanisierungsmaßnahmen durchgeführt zu haben. Die Thesen Wrzesińskis wiederholte Antoni Soloma und politisierte sie noch mehr²¹. Er stellte besonders die unterstützende Rolle der katholischen Kirche bei der Germanisierungspolitik

19 Beide gingen aus der Landwirtschaftlich-Technischen Akademie in Allenstein hervor.

20 In der antikirchlichen Zeitschrift *STUDIEN ZUR GESCHICHTE DER KATHOLISCHEN KIRCHE* (vgl. Anm. 14). Einen Teil des Materials übernahm er dann in sein Buch über die polnische Bewegung in Ermland, Masuren und Westpreußen (vgl. Anm. 15), dessen erste Auflage 1963 vom Posener West-Institut (vgl. ebd. S. 144–146 und 350–357) und dessen zweite Auflage im Auftrag des Präsidiums des Wojewodschaftsnationalrates in Allenstein von der dortigen Zweigstelle der Polnischen Historischen Gesellschaft herausgegeben wurde (vgl. ebd. S. 108–110 und 269–274).

21 SOŁOMA, *Za każdą cenę* (siehe Anm. 18). Das Buch erschien in der durch ihre antikirchlichen Veröffentlichungen bekannten Warschauer Verlags-genossenschaft *Ludowa Spółdzielnia Wydawnicza*.

der staatlichen Behörden sowie den Antikommunismus der Kirche heraus.

In beiden Arbeiten wird die parteiliche, unwissenschaftliche marxistische Methode angewandt, die von vorneherein von der Annahme einer rückständigen Rolle der Kirche ausgeht. Die Autoren bemühten sich, die katholische Kirche, insbesondere während der Regierungszeit der Bischöfe Bludau und Kaller, als Instrument der Germanisierung der Ermländer und Masuren darzustellen²². Sie versuchten um jeden Preis, die Haltung von Bischof Kaller in der Nationalitätenfrage ausschließlich negativ darzustellen. Sie warfen ihm vor, daß er nicht in polnischer Sprache predigte, und wenn er es tat, bewerteten sie dies als „Taktik“. Sie verschwiegen dabei die Rolle der nationalsozialistischen Behörden bei der Bekämpfung und Verfolgung des Polentums, und sie versuchten, für die Gesamtheit der polnischen Fragen im Ermland ausschließlich die katholische Kirche verantwortlich zu machen.

Die Publikationen dieser Autoren sind die Hauptquelle für die negative Beurteilung der katholischen Kirche im Ermland sowie des Bischofs Kaller. Eine andere Quelle für die kritische Bewertung der seelsorglichen Tätigkeit im polnischsprachigen Bereich sind zwei kleine Publikationen von Jan Chłosta²³. In maßvoller Art wirft der Autor Bischof Kaller in der Hauptsache das Verbot der Verwendung der polnischen Sprache in der Seelsorge – vor allem an den polnischen Gefangenen und Zwangsarbeitern – vor.

Es lohnt sich also, diese Verordnungen etwas näher anzuschauen. Sie wurden im *Kirchlichen Amtsblatt für das Bistum Ermland* veröffentlicht. Dieses amtliche Periodikum des Bistums Ermland, in erster Linie für die Geistlichkeit bestimmt, veröffentlichte gewissenhaft alle Briefe und Verlautbarungen, Pastoral Schreiben sowie alle Verord-

22 Die Auswertung der Berichte der Polnischen Konsulate in Allenstein und Marienwerder erweckte nur den Anschein von Wissenschaftlichkeit. Anzumerken ist jedoch, daß die angegebenen Signaturen des Archivs Neuer Akten in Warschau in vielen Fällen nicht stimmen. Günstig für die Autoren waren die damaligen Publikationsbedingungen sowie das propagandistische Bedürfnis, die Kirche in ausschließlich negativem Licht erscheinen zu lassen.

23 J. CHŁOSTA, Biskupa Kallera duszpasterzowanie na Warmii. In: GAZETA OLSZTYŃSKA Nr. 121 vom 24. 6. 1993. DERS., Jeszcze o biskupie Maksymilianie Kallerze. In: WARMIŃSKIE WIADOMOŚCI ARCHIDIECEZJALNE 49 (1994) Nr. 10, S. 126–133.

nungen Bischof Kallers²⁴. Es kann mit Bestimmtheit festgestellt werden, daß darin keine Verordnung von Bischof Kaller veröffentlicht ist, wonach ab dem 20. August 1939 aufgehört werden sollte, die polnische Sprache zu benutzen, wie dies Wrzesiński und Chłosta angeben²⁵. Dies ist eine ihrer vielen unbewiesenen Behauptungen.

Tatsächlich veröffentlichte das *Kirchliche Amtsblatt für das Bistum Ermland* Verordnungen betreffend die polnischsprachige Seelsorge, der Autor war aber weder Bischof Kaller noch das Ordinariat in Frauenburg. Es handelte sich vielmehr um Verordnungen des Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung²⁶, des Reichsministers für die kirchlichen Angelegenheiten²⁷, des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei²⁸, des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen²⁹ und des Katholischen Feldbischofs der Wehrmacht³⁰. Diese Verordnungen betrafen polnische Kriegsgefangene, Saisonarbeiter und Zwangsarbeiter³¹.

24 Aus der Zeit des Bischofs Kaller ist das *Amtsblatt* komplett erhalten. Es ist dies im Prinzip die einzige offizielle Quelle zur Geschichte der Diözese Ermland in der Zeit von 1920–1945, denn das Ordinariatsgebäude in Frauenburg wurde einschließlich der Archivalien im Jahre 1945 durch Brand vernichtet.

25 WRZESIŃSKI (wie Anm. 14), S. 121. CHŁOSTA in: GAZETA OLSZTYŃSKA. Vgl. dazu U. FOX, in diesem Band, S. 168f.

26 Seelsorgerliche Betreuung ausländischer Landarbeiter. In: KABE 1938, Nr. 6, S. 175, Nr. 273.

27 Betr. Kriegsgefangenenseelsorge. In: KABE 1940, Nr. 5, S. 139, Nr. 231. – Betr. Seelsorgliche Behandlung der im Reich eingesetzten Zivilarbeiter und -Arbeiterinnen polnischen Volkstums. In: KABE 1940, Nr. 7, S. 159f., Nr. 272. – Betr. Gottesdienst für die im Reich eingesetzten Zivilarbeiter polnischen Volkstums. In: KABE 1941, Nr. 8, S. 63, Nr. 121. – Betr. Gottesdienste für polnische Zivilarbeiter. In: KABE 1942, Nr. 4, S. 127, Nr. 228. – Betr. Seelsorge für polnische Zivilarbeiter. In: KABE 1942, Nr. 10, S. 180f., Nr. 293.

28 Betr. Seelsorgliche Betreuung der im Reich eingesetzten Zivilarbeiter und Zivilarbeiterinnen polnischen Volkstums. In: KABE 1943, Nr. 12, S. 100–102, Nr. 132.

29 Polizeiverordnung betreffend die Behandlung der im Reich eingesetzten Zivilarbeiter und -arbeiterinnen polnischen Volkstums. In: KABE 1940, Nr. 5, S. 139f., Nr. 232. – Polizeiverordnung betreffend die Behandlung der im Reich eingesetzten Zivilarbeiter und Zivilarbeiterinnen polnischen Volkstums. In: KABE 1941, Nr. 1, S. 3, Nr. 8.

30 Gebetbuch für polnische Kriegsgefangene. In: KABE 1940, Nr. 6, S. 253, Nr. 253. – Betr. Kriegsgefangenenseelsorge. In: KABE 1940, Nr. 6, S. 159, Nr. 271.

31 Vgl. dazu H.-M. KÖRNER, Katholische Kirche und polnische Zwangsarbeiter 1939–1945. In: HISTORISCHES JAHRBUCH 112 (1992) S. 128–142.

Darin wurde beispielsweise den polnischen Zwangsarbeitern und -arbeiterinnen verboten, deutsche Gottesdienste oder kirchliche Veranstaltungen mit kulturellem, kirchlichem oder Vergnügungscharakter aufzusuchen. Anfangs war es erlaubt, an Sonn- und Feiertagen an der heiligen Messe teilzunehmen. Es sollte ein gesonderter Gottesdienst sein, wenn dies nicht möglich war, sollten die Polen in einem abgesonderten Teil der Kirche ihre Plätze einnehmen. Später wurde diese Möglichkeit auf einen Sonntag im Monat reduziert und galt ausschließlich für Messen ohne Beteiligung deutscher Bevölkerung. Anfangs durften sie aus dem polnischen Gebetbuch *Weg zum Himmel* beten und singen. Später verbot man nicht nur den polnischen Gesang, sondern auch die polnischen Predigten und die Beichte.

Der Feldbischof empfahl für die polnischen Gefangenen das Gebetbuch *Weg zum Himmel*, herausgegeben in Ratibor in Schlesien. Er gab die Namen von Militärgeistlichen an, die berechtigt waren, sich mit der Seelsorge an den polnischen Gefangenen zu befassen. Dies waren die Priester Georg Wedig aus Bischofsburg, Hans Westpfahl aus Heiligenbeil, Paul Wolff aus Angerapp, Josef Bonk aus Stablack und Paul Kewitsch aus Allenstein.

Die obigen Verordnungen, die im *Kirchlichen Amtsblatt für das Bistum Ermland* veröffentlicht wurden, erschienen ohne Unterschrift des genehmigenden Bischofs Kaller. Sie wurden überwiegend ohne Kommentar abgedruckt. In einigen Fällen sind jedoch die kurzen Zusätze sehr bezeichnend. In dem Schreiben des Reichsministers für die kirchlichen Angelegenheiten vom 13. 6. 1940 betreffend die seelsorgliche Behandlung der im Reich eingesetzten Zivilarbeiter und -arbeiterinnen polnischen Volkstums hieß es u. a. : *4. Verboten ist es, die Beichte in polnischer Sprache abzunehmen. Es steht jedoch nichts im Wege, von der Generalabsolution Gebrauch zu machen. Und weiter: Im übrigen mache ich darauf aufmerksam, daß der Reichsführer der SS und Chef der deutschen Polizei für den Fall eines zu beanstandenden Verhaltens der Geistlichkeit staatspolitische Maßnahmen angeordnet hat. Ich ersuche Sie, die in Betracht kommenden Geistlichen entsprechend zu unterrichten*³².

Unter diesem Text erschien ein nicht unterzeichneter, vom 26. 6. 1940 datierter Kommentar: *Von der im vorstehenden Erlaß, Ziffer 4, erwähnten Generalabsolution kann zunächst kein Gebrauch gemacht werden, da hierzu noch die Erlaubnis des Apostolischen*

32 In: KABE 1940, Nr. 7, S. 160, Nr. 272.

Stuhls fehlt. Diese wird unverzüglich eingeholt werden. Polnische Predigt und polnisches Beichtehören sind zunächst zu unterlassen, bis hierzu weitere Weisung gegeben wird.

Diesen Kommentar kann man unterschiedlich beurteilen. Er kann nicht Bischof Kaller zugeschrieben werden. Man hat den Eindruck, daß dies ein Versuch ist, der am Ende des Schreibens aufgestellten Forderung, die Geistlichkeit entsprechend zu belehren, formal Genüge zu tun.

Wurden diese Anordnungen ausgeführt? In gewisser Weise ja. Das betraf mit Sicherheit die Predigten in polnischer Sprache. Manchmal gaben sich die ermländischen Priester nach Meinung der Behörden indes zu eifrig mit den polnischen Katholiken ab. Die Verordnung, die polnischen Arbeiter in der Kirche getrennt sitzen zu lassen, verstanden sie anders. Der Reichsminister beschwerte sich 1941: *So sind u. a. dem polnischen Zivilarbeiter in den Gottesdiensten nicht nur besonders zur Verfügung gehaltene, sondern sogar bevorzugte Plätze zugewiesen und die Polen den deutschen Kirchenbesuchern als Vorbild hingestellt worden. Auch sind die Arbeitgeber von der Geistlichkeit aufgefordert worden, den Polen Fahrräder für den Weg von der Unterkunft zur Kirche zu überlassen u. a. m.*³³

Es scheint jedoch, daß die ermländischen Priester ihre seelsorglichen Pflichten auch dann eifrig erfüllten, als sie vom Verbot der Benutzung der polnischen Sprache erfuhren. Sie ließen sich von der seelsorglichen Klugheit und der Notwendigkeit leiten, die polnische Sprache bei den Kontakten mit den Gemeindegliedern zu benutzen. Der Umfang ihrer Pflichten erweiterte sich nach 1939 hinsichtlich der polnischen Zwangsarbeiter. Sie waren dafür empfindlichen Repressionen ausgesetzt. Darauf macht auch der Statusbericht der Diözese von 1943 aufmerksam, der für den Apostolischen Stuhl bestimmt war³⁴. Eine Reihe von ermländischen Priestern wurde mit KZ-Haft, überwiegend in Dachau, Stutthof, Ravensbrück und Oranienburg bestraft³⁵. Auch die Liste der Priester, die mit Gefängnis-

33 In: KABE 1941, Nr. 8, S. 63, Nr. 121.

34 Wie Anm. 2.

35 Hubert Czechowski (Schellen), Heinrich Dresbach (Allenstein), Ernst Karbaum (Bärwalde), Karl Kunkel (Königsberg), Leo Olschewski (Tilsit), Wenceslaus Osinski (Wuttrienen), Robert Pruszkowski (Wengoyen), Bronislaus Sochaczewski (Schönwiese), Anastasius Szudzinski (Thurau), Stanislaus Zuske (Marienwerder), P. Emil Schumann (Raschung), vgl. L. PLOETZ, *Fato profugi. Vom Schicksal ermländischer Priester 1939 – 1945 – 1965*. Neumünster 1965, S. 118, 58, 63. Priester unter Hitlers Terror. Eine

haft bestraft wurden, ist beachtlich³⁶. Strafversetzt in andere Diözesen wurden die Priester: Konrad Dauter, Johannes Evers, Arthur Kather, Adolf Steinhauer, Otto Wein. Andere Priester wurden von der Gestapo verhört, durchsucht und verwarnet. Man bestrafte sie durch Amtsentzug, Unterrichts- und Predigtverbot, man konfiszierte ihre Seelsorgeunterlagen, man belegte sie mit Geldstrafen, griff sie in der lokalen Presse an, zwang sie, ihr Amt aufzugeben. Ein häufiger Grund war die Seelsorge für die polnischen Zwangsarbeiter³⁷.

Wenn das Verbot der polnischen Sprache befolgt worden wäre, hätte es keine Deportation in die Konzentrationslager, keine Gefängnishaft und andere Befragungen von Priestern, keine Überwachung, Verhöre und Verwarnungen durch die Gestapo gegeben. Leidensopfer wurden von einer ganzen Reihe ermländischer Priester erbracht. Sie gaben Zeugnis für ihre Berufung und bestätigten die Wahrheit, daß durch die Kirche allen Menschen Erlösung zuteil wird³⁸.

biographische und statistische Erhebung. Bearb. von U. v. HEHL, CH. KÖSTERS, P. SENZ-MAUR und E. ZIMMERMANN (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE. Reihe A: Quellen, Bd. 37). 4., durchgesehene und ergänzte Aufl. Paderborn—München—Wien—Zürich 1998. Bd. I, S. 573f., 583, 586f., 592f., 598. Bd. II, S. 1092 (Schumann), S. 1703 (Karbaum).

- 36 Sicher war nicht immer die Seelsorge in polnischer Sprache der Grund wie bei Josef Przeperski aus Liebenberg; trotzdem sollen ihre Namen genannt werden: Bruno Angrik, Andreas Boenigk, Alfons Buchholz, Leo Dobberstein, Paul Dziendzielewski, Franz Friedrich, Martin Goerke, Hubert Groß, Georg Heide, Franz Herrmann, Walter Hippel, Siegfried Hoppe, Johannes Jordan, Leo Kaminski, Ernst Laws, Paul Mattern, Aloys Mohn, Richard Nadolski, Erich Neumann, Bruno Pietsch, Franz Pingel, Franz Rosch, Josef Sauermann, August Scharnowski, Otto Schlüsener, Aloys Schulz, Josef Steinki, Hugo Szinczetzki, Bruno Weichsel, Viktor Zmijewski (PLOETZ, S. 119). Priester unter Hitlers Terror. Bd. I, S. 578–596.
- 37 Erinnern wir hier an die Namen dieser Priester: Alfons Brocki, Franz Bullitta, Andreas Czezcka, Eberhard Grawe, Franz Grimm, Franz Gurski, Bruno Hannemann, Bruno Heinrich, Johannes Kanters, Anton Kuhn, Paul Korzeniewki, Bruno Kutschki, Ernst Laws, Aloys Mohn, Albert Ohl, Oskar Petersdorf, Paulinus Pienski, Anton Poschmann, Bruno Postulat, Gerhard Rost, Franz Schabram, Franz Schacht, Leopold Schottkowski, Bruno Schwark, Paul Schwartz, Anton Sikorski, Max Tarnowski, Hubert Teschner, Johannes Trebbau, Georg Wedig, Albin Wenskowski, Erwin Wobbe, Aegidius Wolf, Paul Wolff, vgl. PLOETZ, S. 121f. Priester unter Hitlers Terror. Bd. I, S. 573–596, 478 (Kanters), 501 (Hannemann). Zu den Ausgewiesenen vgl. PLOETZ, S. 120. Priester unter Hitlers Terror. Bd. I, S. 574f., 581, 592, 595.

- 38 REIFFERSCHIED (wie Anm. 7), S. 234–243.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, in welcher Weise Bischof Kaller um die polnische Bevölkerung in der benachbarten Diözese Kulm besorgt war, die infolge der Ausrottung der einheimischen Priester weitgehend der Seelsorge beraubt war. Er schickte vier ermländische Priester nach Pommerellen: Franz Bulitta, Paul Dziendzielewski, Leo Kaminski und Adalbert Zink, die der polnischen Sprache mächtig waren³⁹.

Am 7. Februar 1945, als die Rote Armee sich Frauenburg näherte, wurde Bischof Kaller von der Gestapo nach Danzig verschleppt. Von dort fuhr er nach Stendal und Halle, wo er das Kriegsende erlebte. Binnen drei Wochen, teilweise zu Fuß, ist Bischof Kaller Anfang August nach Allenstein zurückgekehrt. Hier versuchte er, die Diözese neu zu organisieren, u. a. beabsichtigte er, die Jakobikirche in den Rang der Kathedrale des Bistums zu erheben, das Bischöfliche Ordinariat und das Priesterseminar nach Allenstein zu verlegen sowie die wichtigeren kirchlichen Ämter unter polnischen und deutschen Priestern aufzuteilen⁴⁰.

Biskup Maximilian Kaller i polskojęzyczne duszpasterstwo w diecezji warmińskiej

Strzeszczenie

Maksymilian Kaller jako biskup warmiński starał się ich objąć swoją opieką duszpasterską wszystkich katolików, mówiących po niemiecku, jak i po polsku. Trzeba pamiętać, iż diecezja warmińska leżała na terenie Niemiec i przeważająca większość diecezjan mówiła po niemiecku. Jest rzeczą oczywistą, iż ten właśnie język jako środek przekazu ewangelicznego zajmował w duszpasterstwie pierwsze miejsce. *Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Ermland* skrupulatnie drukowało wszystkie orędzia i wszelkie rozporządzenia biskupa Kallera. Analiza *Amtsblatt* pozwala stwierdzić z całą stanowczością, iż nie

39 S. SAMERSKI, Priester im annektierten Polen. Die Seelsorge deutscher Geistlicher in den an das Deutsche Reich angeschlossenen polnischen Gebieten 1939–1945. Bonn 1997, S. 110.

40 Wie Anm. 5. Vgl. J. PIETRZAK, Działalność kard. Augusta Hlonda jako wysłannika papieskiego na Ziemiach Odzyskanych w 1945 r. In: *NASZA PRZESZŁOŚĆ* 42 (1974) S. 223 f. – G. REIFFERSCHIED, Die Jurisdiktionsträger im Bistum Ermland im Sommer 1945. In: Festgabe für Bernhard Stasiewski zum 75. Geburtstag. Hrsg. von G. ADRIÁNYI. Leverkusen—Opladen—Bonn 1980, S. 154–158. Siehe auch D. KALINOWSKI, in diesem Band, S. 182 f.

ma na jego łamach żadnego zarządzenia biskupa Kallera, jakoby od 20 sierpnia 1939 r. należało zaprzestać używać języka polskiego, jak to podają niektórzy autorzy. Owszem *Amtsblatt* drukował zarządzenia w sprawie duszpasterstwa polskojęzycznego, ale ich autorem nie był ani biskup Kaller, ani Kuria Biskupia we Fromborku, lecz władze państwowe. Te zarządzenia obejmowały polskich jeńców, robotników sezonowych i przymusowych. Pojawiały się oni bez podpisu aprobującego biskupa Kallera. Przeważnie były drukowane bez komentarzy. W kilku jednak wypadkach drobne dodatki są bardzo znamienne. Ten komentarz robi wrażenie, iż jest to próba formalnego zadośćuczynienia postawionego na końcu pisma polecenia, aby odpowiednio pouczyć duchowieństwo. Wydaje się jednak, iż księża warmińscy gorliwie wypełniali swoje obowiązki duszpasterskie, również wówczas, gdy dowiadawali się o zakazie używania języka polskiego. Kierowała nimi roztropność duszpasterstwa i potrzeba używania języka polskiego w kontaktach z parafianami.

Bishop Maximilian Kaller and Pastoral Care in the Polish Language in the Diocese of Warmia

Summary

As a Warmian bishop Maximilian Kaller endeavoured to include all Catholics, German-speakers as well as Polish-speakers in his pastoral care. One must not forget that the diocese of Warmia lay in Germany and the majority of diocesans spoke German. It is self-evident that this language came first in pastoral care as a means of evangelization. The *Kirchliches Amtsblatt für das Bistum Ermland* published all Bishop Kaller's announcements and ordinances conscientiously. It can be stated with certainty that no ordinance from Bishop Kaller was published in the *Amtsblatt* ordering Polish no longer to be used as from 20th August 1939, as some authors claim. The *Amtsblatt* did indeed publish ordinances concerning pastoral duties in the Polish language, but the author was neither Bishop Kaller nor the diocesan authorities in Frauenburg. In fact they were ordinances from the state authorities. They concerned Polish prisoners-of-war, seasonal workers and forced labourers. They appeared without the signature of the authorizing Bishop Kaller and mostly without commentary. In some cases, however, the short addenda are very significant. One has the impression that this is an attempt to comply formally with the order expressed at the end of the text, namely to instruct the clergy

accordingly. It seems, however, that the Warmian clergy fulfilled their pastoral duties assiduously, when they learned that the use of the Polish language was prohibited. They let themselves be led by pastoral wisdom und necessity by making use of the Polish language in contacts with Polish-speaking parishioners.

Übersetzt von Sylvia H. Parker



Bischof Maximilian Kaller und die Seelsorge für die polnischsprechenden Diözesanen

Von Ulrich Fox

I

Die Seelsorge für die polnischsprechenden Diözesanen in den preußischen Ostprovinzen nach dem Ersten Weltkrieg ist bisher von deutschen Historikern nur sporadisch behandelt und nicht eigentlich erforscht worden¹. Auf polnischer Seite hat 1993 Jan Chłosta die Seelsorge und das Wirken von Bischof Maximilian Kaller in einem Zeitungsartikel charakterisiert². Einerseits würdigt er dessen außerordentliche und vielseitige seelsorgliche Tätigkeit in einer schwierigen Zeit, andererseits beurteilt er seine Einstellung zur polnischen Bevölkerung seiner Diözese sehr kritisch. Der Verfasser gibt zunächst die Einschätzung Kallers durch einige seiner Zeitgenossen wieder. Demnach sahen die polnischen Bischöfe Hlond und Okoniewski Kaller als den für das Ermland am besten geeigneten Bischof an. Eine andere Meinung vertrat der polnische Konsul in Schneidemühl, Kazimierz Szwarcenberg-Czerny, der am 4. Oktober 1930 schrieb: „Das Verhältnis des Prälaten Kaller zu den Polen im Grenzland ist schlecht. Alle Verordnungen, die sich gegen die Polen richteten – u. a. das Verbot über die Benutzung der polnischen Nationalflagge in den Gottesdiensten –, sind während seiner Amtszeit in Schneidemühl erlassen worden.“ Chłosta selbst bescheinigt Kaller „ein ambivalentes Verhältnis zu seinen polnischen Diözesanen, die im südlichen Ermland und in Westpreußen wohnten. Bei den Visita-

1 Vgl. die Übersicht von E. GATZ, Polen in Schlesien und in den preußischen Ostprovinzen. In: Kirche und Muttersprache. Auslandsseelsorge. Nichtdeutschsprachige Volksgruppen. Hrsg. von E. GATZ (GESCHICHTE DES KIRCHLICHEN LEBENS IN DEN DEUTSCHSPRACHIGEN LÄNDERN SEIT DEM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS. DIE KATHOLISCHE KIRCHE, Bd. 2). Freiburg–Basel–Wien 1992, S. 148–150. – Methodische Probleme im deutsch-polnischen Vergleich behandelt H.-J. KARP, Metodologiczne problemy badań nad duszpasterstwem w okresie Narodowego Socjalizmu. In: SAECULUM CHRISTIANUM 2 (Warszawa 1995) S. 77–87.

2 J. CHŁOSTA, Biskupa Kallera duszpasterzowanie na Warmii. In: GAZETA OLSZTYŃSKA [GO] Nr. 121 vom 24. 6. 1993.

tionen sprach er polnisch zu ihnen, und zugleich reduzierte er die polnischen Andachten und den polnischen Gesang, er schickte Petitionen zurück, wenn sie in Polnisch abgefaßt waren, er visitierte polnische Schulen und ließ polnische Inschriften in Gotteshäusern entfernen, bis zum endgültigen Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache in den Kirchen vom 20. August 1939.³

Der Artikel von Chłosta löste eine scharfe Polemik aus. Diakon Adam Ornatek antwortete im November 1993 im Amtsblatt der Erzbischöflichen Kurie in Allenstein mit einem Beitrag, in dem er zunächst sehr ausführlich die einzelnen Lebensstationen Kallers beschrieb und dann ausdrücklich feststellte: „Er [Kaller] sah auch die Bedürfnisse seiner polnischsprechenden Diözesanen; in Dietrichswalde predigte er in polnischer Sprache.“⁴ Der Verfasser nimmt auf die Anordnungen Kallers Bezug und würdigt die äußeren Umstände, die zu der einen oder anderen Maßnahme geführt haben. Er kommt zu dem Schluß, daß der Bischof in dieser Zeit einfach nicht mehr für die polnischsprechende Bevölkerung habe tun können. Er sei seiner priesterlichen Berufung stets treu geblieben. Bischof Glemp habe seinen Vorgänger im Amt aus Anlaß von dessen 100. Geburtstag im Jahre 1980 einen „Mann des Glaubens“ genannt.

In seiner Erwiderung an gleicher Stelle zählt Chłosta zunächst die Verdienste Kallers auf und würdigt seine ungewöhnliche Art der Seelsorge, u. a. das von ihm entwickelte Konzept der Wandernden Kirche, das Laienapostolat, sein Wirken auf Rügen und in St. Michael in Berlin, wobei auch die Bereitstellung von mehreren Priestern für die Seelsorge an der polnischen Bevölkerung in der Diözese Kulm im Zweiten Weltkrieg erwähnt wird. Das Verhältnis des Bischofs zur polnischsprechenden Bevölkerung im Ermland hält der Autor jedoch für ein Thema, das in der deutschen Literatur völlig vernachlässigt werde und das gründlich analysiert werden müsse. Den deutschen Historikern, einschließlich Gerhard Reifferscheid, wirft er vor, daß sie die Quellen des Archivs Neuer Akten in Warschau nicht ausgewertet hätten. Die Entfernung der Inschrift *Ratuj duszę twoją* [*Rette deine Seele*] auf dem Missionskreuz am Seiteneingang auf der Nordseite der St. Jakobikirche in Allenstein wird erwähnt, ebenso aber auch, daß trotz der Anordnungen Kallers erm-

3 Ebd.

4 A. ORNATEK, Biskup Maksymilian Kaller. Wierność pasterskiemu powołaniu. In: WARMIŃSKIE WIADOMOŚCI ARCHIDIECEZJALNE [WWA] 48 (1993) Nr. 8, S. 87–96, Zitat S. 90.

ländische Priester auch nach 1939 weiterhin polnische Predigten gehalten haben, wie z. B. Pfarrer Robert Pruszkowski, der 1940 in das KZ Dachau gebracht wurde⁵.

In der gleichen Ausgabe des Amtsblatts der Erzdiözese Ermland wirft Ornatek Chłosta vor, er berichte über Kaller, ohne die Verhältnisse der damaligen Zeit zu berücksichtigen, was zu ungerechtfertigten negativen Urteilen über den Bischof führe. Daß die ermländischen Priester die Entfernung der polnischen Inschriften veranlaßt haben, sei viel komplexer zu sehen. Zwischen den Diözesen Kulm und Ermland habe es ganz gravierende Unterschiede gegeben. In der Diözese Kulm hätten die Nationalsozialisten sehr viele Wegkapellen und Wegkreuze vernichtet, im Ermland dagegen seien die Heiligenhäuschen und Kreuze nicht entfernt worden. Allerdings sei versucht worden, alle polnischen Inschriften zu beseitigen. Weiter führt Ornatek aus, die Kurie sei in der Angelegenheit der polnischsprachigen Gottesdienste von den Nationalsozialisten permanent bedrängt worden, und der massive Druck habe Kaller schließlich zum Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache in den Gottesdiensten bewogen. Zahlreiche Priester hätten das Verbot jedoch nicht befolgt⁶.

Bereits 1962 hat Wojciech Wrzesiński in einem längeren Aufsatz darauf hingewiesen, daß „Kaller von der polnischen diplomatischen Vertretung im Vatikan als der beste Kandidat für den ermländischen Bischofsstuhl anerkannt“⁷ worden sei. Im Jahre 1930 fertigte das polnische Konsulat in Allenstein ein Verzeichnis aller in diesem Gebiet tätigen „polnischen“ Priester an und teilte sie in drei Gruppen ein: a) Polen, die sich offen zu ihrer polnischen Herkunft bekannten, b) Priester polnischer Herkunft, die an der Polenbewegung nicht teilnahmen, ihr gegenüber aber wohlwollend eingestellt waren, und c) stark germanisierte Polen, die der polnischen Sprache mächtig waren, aber unter dem Einfluß des Zentrums standen⁸.

Wrzesiński erwähnt dann eine Predigt, die Bischof Kaller am 27. Oktober 1935 in der St. Jakobikirche in Allenstein in deutscher

5 J. CHŁOSTA, Jeszcze o biskupie Maksymilianie Kallerze. In: WWA 49 (1994) Nr. 10, S. 126–133.

6 A. ORNATEK, W poszukiwaniu prawdy o biskupie Maksymilianie Kallerze. In: WWA 49 (1994) Nr. 10, S. 133–137.

7 W. WRZESIŃSKI, Polityka kleru katolickiego wobec ludności etnicznie polskiej na Warmii i Powiślu w latach 1920–1939. In: STUDIA Z DZIEJÓW KOŚCIOŁA KATOLICKIEGO 2 (1962) S. 67–122, hier S. 92.

8 Ebd. S. 97f.

Sprache gehalten habe, obwohl beim Gottesdienst die polnische Bevölkerung zahlreich anwesend gewesen sei. In einem Gespräch, das Kaller mit dem polnischen Konsul in Allenstein führte, stellte der Bischof klar, „daß er gerne polnisch predigen würde, aber jeder Auftritt dieser Art ruft ein unangenehmes und kritisches Echo sowie zahlreiche Angriffe in der ganzen ostpreußischen Presse hervor.“⁹ Der Autor nennt ausdrücklich den Fastenhirtenbrief von 1937, der Akzente gegen das nationalsozialistische System enthielt und auch ins Polnische übersetzt wurde. Nach Wrzesiński gibt es aber Unterschiede zwischen der deutschen Fassung und der polnischen Übersetzung. Eine von Bischof Kaller in polnischer Sprache in der St. Jakobikirche in Allenstein am 11. November 1934 gehaltene Predigt, in der Kaller Rechte für die polnische Minderheit einforderte, erwähnt der Autor indessen nicht. Weiter berichtet er: „Die Regierung Allenstein, die eine Aktion zur Beseitigung der polnischen Inschriften durchführte, wandte sich Ende 1936 an Bischof Kaller und bat ihn zu veranlassen, daß die auf dem Missionskreuz an der St. Jakobikirche angebrachte Inschrift *Ratuj duszę twoją* entfernt wird. (...) Bischof Kaller hat sich negativ dazu geäußert.“¹⁰

In der Übergangszeit des Jahres 1937, die von einer politischen Annäherung zwischen Deutschland und Polen gekennzeichnet war, ist Kaller nach der Meinung Wrzesińskis nicht in dem Maße, wie es die Nationalsozialisten von ihm verlangten, bereit gewesen, die polnische Sprache aus den Kirchen zu entfernen. „Der Bischof, der davon überzeugt war, daß es notwendig sei, das Vertrauen der polnischen Bevölkerung zu gewinnen, bemühte sich, den Schein zu erwecken, als ob die Germanisierung innerhalb der katholischen Kirche nicht zugelassen werden dürfe und die durch die deutschen Regierungsstellen gewaltsam durchgeführte Aktion nicht unterstützt werde. Andererseits, eben im Verhältnis zur polnischen Bevölkerung, konnte Bischof Kaller eine gewisse Unabhängigkeit von den nationalsozialistischen Behörden zeigen.“¹¹

Zu Beginn des Jahres 1939 ist nach Wrzesiński eine starke Intensivierung antipolnischer Aktionen in Ostpreußen zu beobachten. Die polnischen Gottesdienste wurden nicht nur eingeschränkt, sondern gänzlich abgeschafft. In der ersten Hälfte des Jahres 1939 wurden polnische Gottesdienste in Bischofsburg, Diwitten, Braunsvalde,

9 Ebd. S. 113.

10 Ebd. S. 117.

11 Ebd. S. 119.

Göttkendorf und Wengoyen aufgehoben. In Wengoyen erklärte Pfarrer Pruszkowski dazu, daß er dies nicht aus eigenem Willen tue. Die Verdrängung der polnischen Sprache in der katholischen Kirche ist nach Wrzesiński durch die von Bischof Kaller herausgegebene Anordnung zum Abschluß gekommen, vom 20. August 1939 an die polnischen Gottesdienste in allen katholischen Kirchen der Diözese einzustellen¹².

II

Bevor im Folgenden der Versuch unternommen wird, die Verhältnisse in der Sprachenfrage im Ermland der dreißiger Jahre aufgrund neuer Quellen ausführlicher darzustellen, erscheint es sinnvoll und nützlich, zum Vergleich die Situation in den schlesischen Diözesen zu beleuchten.

In der 1925 errichteten polnischen Diözese Kattowitz waren von insgesamt 1 195 395 Katholiken 148 153 deutschsprachige Diözesanen. In 69 Gemeinden – diese Anzahl hat sich im Jahre 1937 auf etwa 55 Pfarreien verringert – konnten sie Gottesdienste mit Predigt und Gesang in deutscher Sprache besuchen¹³. Die Angelegenheit deutscher Gottesdienste in Schlesien war durch die Genfer Konvention in Art. 87 für die Zeit von 1922–1937 geregelt worden. Nachdem die Nationalsozialisten im Jahre 1933 die Macht in Deutschland übernommen hatten, insbesondere in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, änderte sich die Situation in Schlesien erheblich. Die Spannungen und Auseinandersetzungen, die zwischen Deutschen und Polen immer größer geworden waren, wurden auch in den Gemeinden während der Gottesdienste, bei Beerdigungen und Andachten ausgetragen. „Die Aktionen bestanden u.a. darin, daß Mitglieder polnischer Organisationen an Gottesdiensten in deutscher Sprache teilnahmen und verschiedene polnische Lieder sangen.“¹⁴ Auf der anderen Seite wurde z. B. ein Pole von einem Deutschen gehohlet, weil er während des deutschen Gottesdienstes das Lied *Boże coś Polskę* sang. Polnische Organisationen verlangten deshalb

12 Ebd. S. 121.

13 J. MYSZOR, *Stosunki Kościół – państwo okupacyjne w diecezji katowickiej 1939–1945*. Katowice 1992, S. 183.

14 J. MACAŁA, *Zawieszenie nabożeństw niemieckich w diecezji śląskiej w czerwcu 1939 r.* In: *ŚLĄSKI KWARTALNIK HISTORYCZNY SOBÓTKA* 48 (1993) S. 377–385, hier S. 380.

das generelle Verbot der deutschen Sprache in den Gottesdiensten und bedrängten in diesem Sinne den Kattowitzer Ordinarius.

Noch am 27. Mai 1939 schrieb Bischof Adamski an den Klerus: „Die ständig zurückgehende Anzahl der katholischen Deutschen im Verhältnis zu den Polen und die tatsächlichen seelsorglichen Belange begründen nicht die Notwendigkeit und die Anzahl eigener deutscher Gottesdienste.“¹⁵ Dabei betonte er auch, daß die Anzahl der deutschen Gottesdienste den wirklichen Verhältnissen anzupassen sei und die Kirche das Recht habe, nicht notwendige Gottesdienste zu reduzieren, dort aber, wo die Seelsorge dies verlange, sei der Gebrauch einer fremden Sprache eine Pflicht. Die Verfolgung polnischer Katholiken in anderen Ländern rechtfertige nicht die Übertragung ähnlicher Methoden auf die Kirche seiner Diözese. Unter dem Druck polnischer nationalistischer Kräfte gab Adamski im Juni 1939 den Dekanen seiner Diözese schließlich aber doch die mündliche Anordnung – die am 29. Juni 1939 dem Klerus schriftlich mitgeteilt wurde –, daß sie sich künftig bei allen religiösen Funktionen nicht mehr der deutschen Sprache bedienen sollten.

Im oberschlesischen Teil der Erzdiözese Breslau hatte Kardinal Bertram, als der bischöfliche Kommissar in Oppeln, Kubis, um die Vermehrung deutschsprachiger Gottesdienste bat, bereits in einer Anordnung vom 15. Dezember 1922 verfügt, daß bei der Regelung der Sprachenfrage in den Gottesdiensten nachstehende Vorgaben zu beachten seien:

„1. Ausschlaggebend ist das seelsorgliche Interesse, also die Rücksicht darauf, in welcher Sprache Verständnis und Herz für die religiöse Belehrung, Anleitung, Ermahnung und Erbauung am besten zu gewinnen ist.

2. Zu berücksichtigen ist das numerische Verhältnis, in dem in den einzelnen Gemeinden die durchweg deutschen zu den durchweg polnischen Parochianen stehen. (...)

3. Wünschenswert ist eine friedliche Einführung, wo immer neue Anordnungen zu treffen sind, wobei, soweit tunlich, der Besitzstand der bisherigen Praxis zu schonen ist.“¹⁶

Zu Beginn des Jahres 1939 sah sich der oberschlesische Klerus veranlaßt, in seinem Memorandum vom 13. Februar 1939 „zur Frage des Gebrauchs der polnischen Muttersprache in der Ausübung der

¹⁵ Ebd. S. 381.

¹⁶ Kardynał Bertram a polskość Śląska Opolskiego. Hrsg. von W. SOBAŃSKI (ŚWIADECTWA NIEMIECKIE, 5.). Poznań 1959, S. 14.

Seelsorge“ Stellung zu beziehen. Eingangs wird die Entwicklung in der Sprachenfrage in den letzten Jahren gewürdigt und festgestellt, daß der oberschlesische Klerus verständnisvoll und gewissenhaft in der Sprachenfrage gehandelt habe. „In den letzten Monaten aber wurde dieser günstige Kurs jäh unterbrochen. Das Tempo zur Erreichung ihres Zieles ist gewissen politischen Kreisen zu langsam, und man glaubt, zur Unterdrückung der polnischen Muttersprache bis zu ihrer gänzlichen Ausmerzung übergehen zu müssen. Auch der oberschlesische Klerus soll ungeachtet seiner seelsorglichen Verpflichtungen und Rücksichten diesen Bestrebungen dienstbar gemacht werden.“¹⁷ „Zu den beklagenswerten Auswirkungen der Unterdrückung der polnischen Muttersprache gehört auch die unhaltbare Lage, in welche die Lehrer geraten, die das Organistenamt in gemischtsprachigen Gemeinden ausüben. Sie müssen sich fürchten, bei den in polnischer Sprache abgehaltenen Gottesdiensten Lieder in dieser Sprache zu begleiten, und kommen dadurch in schwere dienstliche Differenzen mit dem Pfarrer, der in Erfüllung seiner seelsorglichen Pflichten auch Gottesdienste in polnischer Sprache anordnet.“¹⁸

Das Ringen um die Erhaltung der polnischen Sprache in den Gottesdiensten in Oberschlesien läßt sich sehr eindeutig in der Korrespondenz zwischen Gauleiter Wagner und Kardinal Bertram ablesen. Im April 1939 antwortete der Kardinal dem Gauleiter auf dessen Ersuchen, die polnischsprachigen Gottesdienste in Oberschlesien zu beseitigen: „Die Sprache des bürgerlichen Verkehrs gestattet keinen Rückschluß auf die Sprache der religiösen Übung solcher Volkskreise. Es ist durch jahrhundertelange Erfahrung bestätigt, daß pastorale Belehrung über religiöse Wahrheiten, pastorale Anleitung zu religiös-sittlichem Leben und die auf Vertiefung religiösen Innenlebens zielenden Anregungen nur dann Anklang in Herz, Gemüt und Willen finden, wenn sie nach Sprache und Ausdrucksweise und Gestaltung der im praktischen religiösen Leben der Einzelnen herrschenden Übung sich anschließen. (...) Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, in den besonders für die Erwachsenen bestimmten bischöflichen Hirtenworten auf die Anwendung der polnischen

17 Memorandum des Oberschlesischen Klerus zur Frage des Gebrauchs der polnischen Muttersprache in der Ausübung der Seelsorge. Ebd. Anhang, S. 3–6, Zitat S. 3 (Abschrift des deutschen Originals aus: Archiwum Archidiecezjalne Wroclaw [AAW]. I A 25 d 40)

18 Ebd. S. 4.

Sprache nicht zu verzichten.“¹⁹ Mit Schreiben vom 4. Juni 1939 bat Bertram die Regierung, „dahin wirken zu wollen, daß die Anwendung von Zwangsmaßnahmen und Drohungen unterbleibe, die darauf gerichtet sind, jedweden Gebrauch der polnischen (oberschlesisch-polnischen) Sprache im Gottesdienste zu unterdrücken.“²⁰

In einem „Bericht über das Vorgehen gegen den Gebrauch der polnischen Sprache in der Kirche und Stellungnahme der Geistlichen zu dieser Frage“ stellte das Dekanat Ratibor fest: „Das verständnis- und rücksichtslose Aufzwingen der deutschen Sprache gegenüber Menschen, denen die polnische Sprache in ihrer religiösen Betätigung die Herzenssprache ist, kann nicht Freude an der deutschen Sprache wecken, sondern sie leicht gegen dieselbe einnehmen.“²¹

Auf weiteren Druck kam der Breslauer Erzbischof den Wünschen der Behörden indirekt entgegen. Am 27. Juni 1939 teilte er aufgrund von Nachrichten über ernsthafte Störungen der Gottesdienste in einem Rundschreiben an die oberschlesischen Pfarrer mit: „In Rücksicht auf die Würde des Gottesdienstes, den Frieden der Gemeinden und die Lage der polnischsprechenden Parochianen selbst gestatte ich, daß für die Dauer dieser Umstände die seitherige Übung der polnischen Sprache beim Gottesdienst zeitweilig suspendiert werde, und daß anstelle der mit polnischem Gesang begleitenden [sic!] Vormittagsgottesdienste eine stille heilige Messe ohne Gesang trete.“²² In einer Erläuterung überließ es Bertram dem einzelnen Pfarrer, aufgrund seiner eigenen Einstellung den Gemeindegliedern zu erklären, daß die Möglichkeit der Rückkehr zu den bisherigen Praktiken in ruhigeren Zeiten gegeben sein werde²³. Der Oberpräsident und Gauleiter sprach dem Kardinal wegen dessen Rundschreiben sein „allergrößtes Befremden“ aus²⁴. Dem Ersuchen Wagners an Bertram, die beanstandeten Punkte des Rundschreibens zu „berich-

19 Bertram an Wagner vom 14. 4. 1939. Ebd. S. 6f., Zitat S. 6. (AAW. I A 25 d 40).

20 Bertram an Regierung in Oppeln und Wagner vom 4. 6. 1939. Ebd. S. 7–9, Zitat S. 7f. (AAW. I A 25 t 60).

21 Ebd. S. 11–13, Zitat S. 12. (AAW. I A 25 t 60).

22 Zitiert nach dem Schreiben Wagners an Bertram vom 11. 8. 1939. AAW. I A 25 b 113. Der Oberpräsident beschwerte sich darin, daß er keine Abschrift des Rundschreibens erhalten habe und dieses ihm „vollinhaltlich von anderer Seite zugänglich gemacht worden“ sei.

23 Kardynal Bertram (wie Anm. 16), S. 17.

24 Wie Anm. 22.

tigen“, glaubte der Erzbischof insofern zu entsprechen, als er den Pfarrern in einem weiteren Rundschreiben gestattete, nach ihrem Ermessen bei der stillen Messe auch deutschen Gesang anzuordnen²⁵.

In einem Schreiben an Wagner hatte Bertram am 5. Juli 1939 erklärt, „das von dem Herrn Bischof in Kattowitz gegenüber dem deutschen Gottesdienst dem Vernehmen nach erlassene Verbot“ sei ihm „als zu weitgehend und als nicht nachahmenswert“ erschienen²⁶. In der Diözese Kattowitz hob wenige Tage nach der militärischen Besetzung Ostoberschlesiens durch die deutschen Wehrmachtstruppen im September 1939 Bischof Adamski die Anordnung vom Juni 1939 auf und stellte bezüglich der deutschen Gottesdienste den Status quo ante wieder her. Im weiteren Verlauf mußte die Kattowitzer Kirche unter dem Druck der deutschen Behörden bis zum Herbst 1941 die polnische Sprache aus der Seelsorge verbannen²⁷.

III

Wie sahen nun die Verhältnisse im Ermland zu Beginn der dreißiger Jahre und zur Zeit des Nationalsozialismus aus?

Einige Tage bevor Maximilian Kaller in Schneidemühl zum Bischof von Ermland geweiht wurde, nahm der ermländische Dompropst Franz Xaver Sander Kontakte zum polnischen Generalkonsulat in Königsberg auf, um die Formalitäten für die Überbringung der liturgischen Gewänder von Frauenburg nach Schneidemühl abzuklären. Dem Generalkonsul Kazimierz Papee versicherte Sander, daß das Domkapitel und der Bischof an normalen Beziehungen zu den Konsulaten interessiert seien. Diese Beziehungen²⁸ waren im Jahre 1923 durch Bischof Augustinus Bludau infolge einer Beschwerde der polnischen Minderheit an den Apostolischen Stuhl in Rom, in der die Reduzierung der polnischen Gottesdienste beklagt wurde, abgebrochen worden.

In den folgenden Jahren weiteten sich die Kontakte zwischen Bischof Kaller und den Konsulaten immer mehr aus, so daß man von einer Normalisierung der Beziehungen sprechen konnte. Zu Kazi-

25 Bertram an Wagner vom 16. 8. 1939. AAW. I A 25 b 113.

26 Wie Anm. 22.

27 MYSZOR (wie Anm. 13), S. 185–194.

28 Papee an polnisches Außenministerium vom 3. 12. 1930. Archiwum Akt Nowych [AAN] Warszawa. Ambasada Rzeczpospolitej Polski [Amb. RP] Berlin 2099, S. 280–282.

mierz Papée in Königsberg waren diese nicht nur amtlicher Natur, sondern erstreckten sich auch auf den gesellschaftlichen Bereich²⁹. Bei einem Besuch des Generalkonsuls in Frauenburg vertraute Kaller diesem an, daß er bei seinen inoffiziellen Visitationen im Dezember 1930 vielen polnischen Diözesanen begegnet sei und zu ihnen polnisch gesprochen habe. Die polnische Sprache habe er während seines Aufenthaltes auf der Insel Rügen vervollkommnet. Die tiefe Religiosität des polnischen Volkes habe er immer bewundert³⁰. Während eines Essens im März 1931 im polnischen Generalkonsulat in Königsberg, an dem auch der Allensteiner Konsul Józef Gieburowski und der Vizekonsul von Marienwerder, Władysław Mierzyński, teilnahmen, erklärte Bischof Kaller, „daß wir uns als Katholiken beiderseits bemühen müssen, die nationalen Gegensätze, wie sie in diesem Gebiet auftreten, zu lindern.“³¹ Er werde sich in seiner Arbeit an diesen Grundsatz halten. Bei einem Gespräch im Mai 1931 in Frauenburg mit Konsul Gieburowski wurde auch die seelsorgliche Betreuung der katholischen polnischen Saisonarbeiter in der Diözese angesprochen. Kaller bat um Zahlenangaben, worauf das Konsulat in Allenstein dem Bischof eine Aufstellung von 1968 Personen lieferte, die in den Kreisen Osterode, Neidenburg, Ortelsburg, Sensburg, Johannsburg, Lyck, Treuburg und Lötzen beschäftigt waren. Auf die Frage nach der Einstellung polnischer Missionare in diesen Kreisen antwortete der Bischof: „Die Einführung von Geistlichen aus Polen wird mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Die Anmerkung, daß Kardinal Hlond sich in dieser Sache an ihn wenden würde, überging der Bischof mit Schweigen.“³²

Kallers entschiedene Haltung in den Spannungen zwischen den Nationalitäten zeigt auch ein kleiner Vorfall in Stuhm. Bei einer Visitation richtete der Bischof nach der Begrüßung auch einige Worte in Polnisch an die Anwesenden, worauf die Deutschen lärmend die Kirche verließen. Kaller ermahnte sie mit den Worten: „Für ein paar Minuten könnten Sie durchaus Ruhe bewahren.“³³ Daraufhin trat eine Beruhigung ein.

29 M. SZOSTAKOWSKA, *Konsulaty polskie w Prusach Wschodnich w latach 1920–1939*. Olsztyn 1990, S. 34.

30 Papée an polnisches Außenministerium vom 9. 1. 1931. AAN. Amb. RP Berlin 2100, S. 1.

31 Bericht Papées vom 13. 3. 1931. Ebd. S. 39f.

32 Bericht Gieburowskis vom 21. 5. 1931. Ebd. S. 79.

33 Kosima an polnische Botschaft in Berlin vom 8. 10. 1931. Ebd. S. 195f.

Auf das Gesuch des polnischen Volksvereins vom 18. Oktober 1931 antwortete Kaller, „daß einer Verkündigung der Versammlungen des polnischen Volksvereins von der Kanzel nichts im Wege steht.“³⁴ Diese Praxis konnte über eine längere Zeit aufrechterhalten werden. Im Jahre 1937 forderte der Regierungspräsident von Allenstein, Dr. Karl Schmidt, Erzpriester Hanowski auf, derartige Bekanntmachungen künftig zu unterlassen: „Da der polnische Volksverein kein kirchlicher Verein ist, besteht m. E. kein Anlaß, seine Veranstaltungen in der Kirche bekanntzugeben.“³⁵

Die Durchführung der Gottesdienste in den gemischtsprachigen Gemeinden gestaltete sich indessen immer komplizierter, zumal die Kinder und Jugendlichen keine ausreichenden polnischen Sprachkenntnisse besaßen. Der Polenbund in Deutschland, Abteilung IV in Allenstein, richtete im August 1932 eine Denkschrift³⁶ an den päpstlichen Nuntius Cesare Orsenigo in Berlin, in der der Rückgang der Gottesdienste in polnischer Sprache in den folgenden 18 Gemeinden des südlichen Ermlands beklagt wurde: Alt-Schöneberg, Braunsvalde, Dietrichswalde, Göttkendorf, Diwitten, Grieslienen, Groß Bertung, Jonkendorf, Nußtal, Schönbrück, Wuttrienen, Bischofsburg, Alt-Wartenburg, Gillau, Groß Bartelsdorf, Lemkendorf, Groß Purden und Ramsau. Wenn die Anzahl der polnischen Gottesdienste im Jahre 1919 noch bei etwa 75 % gelegen habe, so sei sie im Jahre 1932 auf 30 bis 65 % zurückgegangen. In der letzten Spalte dieser Zusammenstellung wurden die Anordnungen erwähnt, die zur Reduzierung der polnischsprachigen Gottesdienste geführt hatten. Die Antragsteller waren Gemeindeglieder, Lehrer, Organisten und die Ortspfarrer selbst. Nachdem die sprachlichen Verhältnisse in den Gemeinden immer größeren Veränderungen unterworfen waren, mußte auch der Bischof bzw. das Generalvikariat auf bestimmte Eingaben der Gemeindeglieder entsprechend reagieren.

IV

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland verschärfte sich die Situation durch verschiedene Maßnahmen der Staatsorgane in erheblichem Maß.

34 Kaller an polnischen Volksverein vom 27. 10. 1931. Ebd. S. 191.

35 Schmidt an Hanowski vom 13. 1. 1937. AAN. Amb. RP Berlin 2911, S. 13.

36 Polenbund Allenstein an Orsenigo vom 24. 8. 1932. AAN. Amb. RP Berlin 2101, S. 172–176.

Der ermländische Bischof wurde bereits zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft von den „Katholischen Nationalsozialisten Ostpreußens“ beim Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung diffamiert. In ihrem Schreiben hieß es u. a.: „Diese deutsche Eigenart ist doppelt bedroht in unserem gefährdeten Osten, seitdem an der Spitze des Bistums Ermland ein Mann steht, der nicht nur der Geburt und dem Blute nach oberschlesischer Pole ist, sondern der auch durch seine Maßnahmen eine Polonisierung auf friedlichem Wege ermöglicht. So wurde an Stelle des langjährigen deutschen Leiters des Priesterseminars in Braunsberg der Tscheche Dr. Dubowy berufen, zum Sekretär der katholischen Aktion ein Pole Scharnowski ernannt und zum Domherrn Dr. Switalski.“³⁷ Dieses Schreiben, das ohne Unterschrift abgesandt wurde, stammt allem Anschein nach von einem höheren Geistlichen, wie der Allensteiner Regierungspräsident vermutete. In einem Gespräch mit ihm bemerkte Kaller bezüglich des Caritassekretärs Scharnowski, er könne „die klare Versicherung geben, daß nicht die geringste Veranlassung vorliegt, ihn als Polen auch nur im entferntesten zu verdächtigen. Er spricht gut Polnisch, das ist aber ein Vorzug, da wir nur sehr wenige Priester haben, die das Polnische beherrschen.“³⁸

Über den Stand der „nationalpolnischen Bewegung“ in Ostpreußen im Jahre 1933 verfaßte der Regierungspräsident von Allenstein für das Ministerium des Innern einen vertraulichen Bericht³⁹. Darin beschrieb er die Stärke und Struktur der polnischen Minderheit, die Presse, das Vereinswesen, das Wirtschaftsleben und die Verbindungen zum Ausland. Zusammenfassend heißt es dort: „Es wäre falsch, bei der nationalpolitischen Betrachtung und Arbeit davon auszugehen, daß die polnische Minderheit nur 10 000 Personen beträgt, eine Zahl, die gegenüber einer Zahl von der Gesamtbevölkerung von über 500 000 kaum ins Gewicht fällt. Es geht um etwas anderes.“⁴⁰ „Um das polnische Ziel zu erkennen, muß man davon ausgehen, daß Polen die Annexion Ostpreußens fordert. (...) Polen spekuliert dar-

37 Katholische Nationalsozialisten Ostpreußens an Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 8. 4. 1933. Bundesarchiv Berlin [BAB]. R 5101/22220, S. 68f.

38 Handschriftliche Aufzeichnung von Schmidt vom 28. 6. 1933. Ebd. S. 70a.

39 Grauert, Preußisches Innenministerium, vom 2. 6. 1933. Politisches Archiv des Auswärtigen Amts [PAAA]. Bonn. Polenbewegung in Deutschland, IV Po, S. 166–175.

40 Ebd. S. 173.

auf durch Agitation und Seelenfang (...), daß die große Zwischenschicht im gemischtsprachigen Ermland, die zwar polnischen Stammes ist, sich auch noch heute im häuslichen Verkehr der polnischen Sprache bedient, sich im Laufe der Jahre zwar dem deutschen Kulturkreis angeschlossen hat, in ihm aber noch nicht voll und ganz aufgegangen ist, vielmehr durch Sprache und Religion immer wieder Berührungspunkte mit der nationalpolnischen Bewegung findet.“ Daraus leitete der Bericht die Empfehlung ab: „Angespannte Beobachtung ist dringend erforderlich, so still und ruhig die Arbeit der Polen auch erscheinen mag. Die große Gefahr darf man niemals verkennen.“⁴¹

Die Kontakte des ermländischen Bischofs zu den polnischen Konsulaten wurden auch in dieser Zeit weiter fortgeführt. Bei einem Mittagessen im Dezember 1933 mit dem Generalkonsul von Königsberg, Konstanty Jeleński, an dem auch die Schwägerin des Bischofs von Danzig teilnahm, gewann der Generalkonsul den Eindruck, daß das Verhältnis des Bischofs zur gegenwärtigen Regierung eher unterkühlt sei und daß ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und dem Vatikan nicht ausbleiben würden. „Sowohl der Bischof als auch Kanonikus Sander (...) äußerten ihre Genugtuung über die entspannte Lage in den polnisch-deutschen Beziehungen und versicherten, daß sie niemals Germanisatoren der polnischen Bevölkerung waren und sind. Ihrer Meinung nach beruhe der Rückgang der Predigten in polnischer Sprache im Ermland nicht auf angeblichen germanisatorischen Tendenzen, sondern entspreche allein der seelsorglichen Pflicht, die dadurch gegeben sei, daß die katholische Jugend Ermlands, im Gegensatz zur älteren Generation, heute ausschließlich die deutsche Sprache benutze und von daher deutsche Predigten einfordere. Wenn die Kirche die Jugend nicht verlieren wolle, müsse sie deren Forderungen in diesem Bereich erfüllen.“⁴² Auf ein von der Gemeinde Schönfelde an das ermländische Generalvikariat gerichtetes und mit 82 Unterschriften versehenes Bittgesuch um die Veränderung der polnischen Gottesdienste von 1 zu 1 auf den ursprünglichen Zustand von 2 zu 1 antwortete Generalvikar Marquardt: „Die polnischsprechenden Pfarrangehörigen der Gemeinde Schönbrück mögen überzeugt sein, daß es dem Hochw. Herrn Bischof völlig fern liegt, sie im Gebrauch ihrer Muttersprache

41 Ebd. S. 173f.

42 Jeleński an polnisches Außenministerium vom 18. 12. 1933. AAN. Amb. RP Berlin 2104, S. 13–15, Zitat S. 14.

beim Gottesdienst ohne Grund zu beschränken. (...) Es soll gewiß, namentlich den älteren Personen, die nach wie vor an der altgewohnten polnischen Sprache hängen, das Recht auf die Muttersprache nicht verkürzt werden, andererseits aber kann um ihretwillen die Seelsorge der übrigen großen Mehrheit der Jugend nicht leiden.“⁴³

In einem Bericht an den Preußischen Minister des Innern vom 21. April 1934 wird folgender Vorgang geschildert. „Wegen der weiteren Ausführungen betreffend Alt-Wartenburg ist folgendes festgestellt: In der kath. Pfarrkirche zu Alt-Wartenburg wird das Hochamt (Messe und Predigt) bisher an den Sonntagen abwechselnd deutsch und polnisch abgehalten. Der Stützpunktleiter der NSDAP, Bauer Barczewski aus Alt-Wartenburg, ein Bruder des kath. Pfarrers aus Gillau, hat nun im Kirchspiel Alt-Wartenburg Unterschriften von Gemeindemitgliedern gesammelt und beim Bischof von Ermland eine Vermehrung der deutschen Gottesdienste beantragt. Er hat für diesen Zweck 1225 Unterschriften zusammenbekommen. Von den im ganzen 1297 stimmberechtigten Personen aus dem Kirchspiel Alt-Wartenburg haben bei der letzten Landtagswahl für Polen nur 50 Personen gestimmt.“⁴⁴

Ein anderer Vorgang, aus dem eine gewisse Einschränkung der polnischen Gottesdienste abzulesen ist, hat sich in Westpreußen abgespielt. In einem Schreiben Kallers an den Dekan Poschmann in Christburg heißt es: „Ew. Hochwürden haben mir berichtet, daß das starre Einhalten der Gottesdienstordnung in den gemischtsprachigen Gemeinden an den nationalen Feiertagen des öfteren zu Unzuverlässigkeiten geführt habe, und sie haben mich gebeten, anzuordnen, daß der Hauptgottesdienst an den genannten Tagen stets in deutscher Sprache gehalten werde. Indem ich hierdurch dem Wunsche Ew. Hochwürden entspreche, bitte ich Sie ergebenst, den Hochwürdigsten Herren Pfarrern von dieser Verfügung auf dem nächsten Konveniat des Dekanats Kenntnis zu geben.“ Kaller fügte aber hinzu: „Die Frühandacht möge dafür an den nationalen Feiertagen in polnischer Sprache gehalten werden.“⁴⁵ Bei einer in polnischer Sprache in Rehhof, Kr. Stuhm, gehaltenen Predigt hatte der Bischof

43 Marquardt an August Hohmann vom 16. 2. 1934. Ebd. S. 25.

44 Ministerialsekretär an Göring vom 21. 4. 1934. PAAA Bonn. IV Polen. Bd. 37, S. 374.

45 Kaller an Poschmann und Hanowski vom 14. 12. 1934. Archiwum Archidiecezji Warmińskiej Olsztyn [AAWO] Nr. 141.

zum Ausdruck gebracht, „daß das polnisch-katholische Volk seiner Diözese den katholischen Glauben in besonderer Weise bewahre.“⁴⁶

Bischof Maximilian Kaller hat nicht nur im Wallfahrtsort Dietrichswalde, wo an hohen Festtagen bis zu 50000 Pilger zusammenkamen, in polnischer Sprache gepredigt, sondern auch in zahlreichen anderen Orten und wiederholt in der St. Jakobikirche in Allenstein. Auf eine Predigt, die in polnischen Veröffentlichungen bisher nicht erwähnt worden ist, sei besonders hingewiesen. Am 11. November 1934, dem polnischen Unabhängigkeitstag, sagte Kaller in der St. Jakobikirche in Allenstein, er „kenne und schätze das polnische Volk wegen seiner tiefen Frömmigkeit und seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben. (...) Die Polen seien auch über Sachsen, Thüringen, Hannover, Mecklenburg und Niederschlesien verstreut. Überall würden ihre religiösen Bedürfnisse nur in geringem Maße befriedigt.“⁴⁷ Die *Gazeta Olsztyńska* griff einen Tag später in einem Artikel auf der ersten Seite⁴⁸ dieses Thema auf und schrieb: „Mögen unsere Kinder den Religionsunterricht in polnischer Sprache erhalten. Mögen die Geistlichen nach dem Beispiel des Bischofs zu den gläubigen Polen in ihrer Sprache reden (...). Wir möchten, daß diese hohe Achtung vor dem polnischen Volke, deren uns der Bischof von der Kanzel herab versicherte, alle Geistlichen in den polnischen Pfarreien erfülle.“⁴⁹ Diese Predigt löste nicht nur beim Regierungspräsidenten in Allenstein und beim Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen in Königsberg, sondern auch im Auswärtigen Amt Reaktionen aus. Der Allensteiner Regierungspräsident verfaßte einen Bericht an das Innenministerium und stellte darin fest: „Das Verhalten des Bischofs Kaller hat außerordentliches Befremden hervorgerufen. Der Eindruck wird dadurch verstärkt, daß der Bischof in der Predigt sich nicht auf rein religiöse Ausführungen beschränkt hat, sondern sich mit der polnischen Minderheit befaßt und sich für sie, wenn auch nur in seelsorglicher Hinsicht, eingesetzt hat.(...). Ich halte es aus nationalpolitischen Gründen für unerläßlich, daß Predigten hochgestellter Persönlichkeiten in polnischer Sprache künftighin unterbleiben.“⁵⁰ In einem Gespräch beim Regierungspräsidenten muß-

46 Rogalski an polnische Botschaft in Berlin vom 8. 8. 1934. AAN. Amb. RP Berlin 2104, S. 100.

47 Gesamtüberblick über die polnische Presse Nr. 85 vom 21. 11. 1934. BAB. R 5101/22220, S. 78a.

48 GO Nr. 261 vom 12. 11. 1934. AAN. Amb. RP Berlin 2104, S. 117.

49 Wie Anm. 47, S. 78 b.

50 Schmidt an Frick vom 12. 12. 1934. Ebd. S. 93.

te Kaller zu den überschwenglichen Ausführungen in der polnischen Presse Stellung nehmen. Schmidt notierte darüber: „Er [Kaller] hat sich mir gegenüber oft vertraulich darüber ausgesprochen. Er ist tief davon überzeugt, daß die polnische Minderheit in unzulässiger Weise Religion und polnisches Volkstum miteinander vermischt und daß sie vielfach unter dem Deckmantel der Religion Politik betreibt.“⁵¹ Der Bericht des Regierungspräsidenten scheint die Gemüter im Auswärtigen Amt einigermaßen beruhigt zu haben, so daß man von weiteren Recherchen Abstand nahm.

Bei der Einführung von Pfarrer Albert Maier in St. Johannes d. T. in Königsberg im März 1935 beklagte Bischof Kaller in seiner Predigt den neuen Mythos von Blut und Rasse, der dem Glauben und der Lehre der katholischen Kirche widerspreche. Ein Pfarrer, der sich nicht entschieden gegen diesen Mythos stelle, müsse als ein Angsthase angesehen werden. Beim Frühstück betonte der Bischof jedoch, daß der neue Pfarrer und die Gemeindemitglieder sich dem Staat und dem Papst gegenüber loyal zu verhalten hätten. Der Königsberger Generalkonsul Mieczyslaw Marchlewski berichtete ferner, daß das Verhältnis zwischen dem Oberpräsidenten und dem Bischof angespannt sei und „daß Herr Erich Koch den Bischof Kaller wegen seiner oppositionellen Haltung zur Weltanschauung des Rassismus und wegen seiner Unterwürfigkeit gegenüber den polnischen Katholiken in der Frauenburger Diözese als Volksverräter bezeichnet“ habe⁵².

Zu Beginn des Jahres 1935 empfahl Bischof Kaller allen Klerikern, die das Braunsberger Priesterseminar besuchten – 16 Ermländer und 16 Kleriker aus der Grenzmark –, den Polnischkurs zu belegen⁵³. Der Lektor für die polnische Sprache, Schwanitz, erhöhte die Wochenstunden von vier auf sechs und teilte die Teilnehmer in drei Gruppen ein.

Bei einem Besuch des Allensteiner Konsuls Antoni Zalewski und des Vizekonsuls Władysław Marcinkowski im Oktober 1935 in Frauenburg wurde auch das Problem der Organisten angesprochen, weil diese von den Schulbehörden abhängig waren und häufig den Pfarrern den Gehorsam verweigerten. Generalvikar Aloys Marquardt

51 Handschriftliche Notiz von Schmidt. Ebd. S. 84 a.

52 Marchlewski an polnische Botschaft in Berlin vom 25. 3. 1935. AAN. Ministerstwo Spraw Zagranicznych [MSZ] 2910, S. 30–33.

53 Zalewski an polnische Botschaft in Berlin vom 9. 4. 1935. AAN. Amb. RP Berlin 2106, S. 32.

gab den Gästen zu verstehen, „daß der Kampf mit dem polnischen Gesang in den Kirchen Ermlands und der Grenzmark nicht von den Geistlichen, sondern von den von der NSDAP und den Staatsorganen inspirierten Organisten geführt werde. (...) Der Bischof wolle dieser Entwicklung durch die Ausbildung von zahlreichen Handwerkern in einer Organistenschule in Heiligelinde entgegenwirken, wobei diese das Organistenamt als eine Nebenbeschäftigung betrachten und im übrigen von ihrem Handwerk leben sollten.“⁵⁴ Die Beschäftigung von Organisten in den gemischtsprachigen Gemeinden im südlichen Ermland, deren Tätigkeit nicht mit dem Lehrerberuf gekoppelt war, stieß daher im Generalvikariat in Frauenburg auf immer größeres Interesse. In der Frage der Einstellung des Organisten Franz Popihn in Dietrichswalde, der sich nach Überzeugung des Allensteiner Landrats „in Sternsee für die polnischen Bestrebungen stark eingesetzt“ habe und daher für das Kirchspiel Dietrichswalde untragbar sei⁵⁵, setzte sich das Generalvikariat über die Einwände des Landrats und des *Bundes Deutscher Osten* hinweg und bestellte Popihn, der zweisprachig und Absolvent des Staatlichen Konservatoriums in Posen war, dennoch zum Organisten in Dietrichswalde⁵⁶.

V

Was die Einstellung und das Wirken Bischof Kallers in der Sprachenfrage zur Zeit des Nationalsozialismus betrifft, so haben sich polnische Autoren insbesondere mit drei Themen beschäftigt: mit der Entfernung der polnischen Inschrift *Ratuj duszę twoją* auf dem Missionskreuz an der St. Jakobikirche in Allenstein, mit dem angeblichen Verbot der polnischen Sprache in den Gottesdiensten vom August 1939 und mit dem Hirtenbrief vom 3. September 1939, auf den hier nicht einzugehen ist.

Am 4. Dezember 1936 wurde Kaller – vermutlich erstmalig – vom Regierungspräsidenten aufgefordert, die polnische Inschrift auf dem Missionskreuz vor der Jakobikirche in Allenstein zu entfernen. In seinem Antwortschreiben vom 22. Dezember 1936, von dem auch Erzpriester Hanowski, der die meisten Hirtenbriefe seines Bischofs ins Polnische übersetzte und bei dem sich Kaller in diesen Angele-

54 Zalewski an Lipski vom 10. 10. 1935. Ebd. S. 48.

55 Landrat an Pfarrer Klink vom 25. 1. 1936. Unterlagen der Familie Popihn.

56 Ermländisches Generalvikariat an Pfarrer Klink vom 4. 2. 1936. Ebd.

genheiten immer wieder Rat holte, eine Abschrift erhalten hat, reagierte der Bischof mit deutlichen Worten: „Die Annahme, das Zahlenverhältnis der Polen zu den Deutschen betrage 160:43000, bezieht sich offenbar auf die national polnische Minderheit. Tatsache ist, daß der polnische Gottesdienst in St. Jakobi an jedem Sonntage von 1000 Katholiken besucht wird. Tatsache ist, daß die Zahl der in polnischer Sprache Beichtenden noch höher ist. Tatsache ist ferner, daß die zweisprachige Inschrift seit unvordenklichen Zeiten vorhanden ist. Die Entfernung würde den kirchlichen Stellen die aller schwersten Vorwürfe einbringen, sämtliche polnischen Zeitungen würden darin einen Anlaß finden, gegen Deutschland und gegen die kirchliche Führung zu hetzen und Vergeltungsmaßregeln herbeizuführen. Die Entfernung der Figur des kreuztragenden Heilands vom Remontemarkt, die ohne unser Zutun geschehen ist, hat schon genug Staub aufgewirbelt. Deshalb spreche ich die Bitte aus, von uns die Entfernung der polnischen Inschrift nicht zu verlangen.“⁵⁷ Allenstein zählte im Jahre 1936/37 etwa 33000 Katholiken und die Zahl der Kirchenbesucher betrug 17500 bzw. 53 %.

Im seiner Antwort vom 15. Januar 1937 bedauerte der Regierungspräsident, „daß deutsche Katholiken so wenig Verantwortungsbeußtsein besitzen und den polnischen Gottesdienst besuchen, obwohl hier allgemein bekannt ist, daß die Polen die Besucherzahl feststellen und diese Feststellung zu Propagandazwecken für das Polentum benutzen. (...) Ich darf deshalb meine Bitte, für die Entfernung der polnischen Inschrift Sorge tragen zu wollen, wiederholen.“⁵⁸ Die gleiche Bitte sprach Schmidt bezüglich der polnischen Inschrift auf dem Missionskreuz in Nußtal, Kreis Allenstein, aus. Anläßlich der Mission im Herbst 1936 war die polnische Inschrift auf Veranlassung des Orts Pfarrers erneuert worden. „Die Ansicht des Pfarrers Krämer, der in einer Kirchenvorstandssitzung erklärt hat, die polnische Inschrift sei vom Standpunkte der Seelsorge aus notwendig, vermag ich nicht anzuerkennen“⁵⁹, schrieb der Regierungspräsident.

Aus dem Schreiben Kallers an Hanowski vom 14. Juni 1937⁶⁰ ist zu entnehmen, daß der Schriftwechsel zwischen Kaller und dem Regie-

57 Kaller an Schmidt vom 22. 12. 1936. AAWO 141. Nr. 7829. – WRZESIŃSKI (wie Anm. 7), S. 117, hat übrigens den letzten Satz beim Zitieren weggelassen.

58 Schmidt an Kaller vom 15. 1. 1937. AAN. MSZ 2911, S. 14.

59 Ebd. S. 15.

60 Kaller an Hanowski vom 14. 6. 1937. AAWO 141. Nr. 3045.

rungspräsidenten zur Kenntnis der polnischen Minderheit gelangte, worüber der Regierungspräsident Aufklärung verlangte. Der Reichsminister des Innern teilte daraufhin dem Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten mit: „Angesichts des immer auffälliger werdenden Verhaltens des Bischofs Kaller, das von seiner Einstellung als Prälat in Schneidemühl wesentlich absticht, wurde es als notwendig bezeichnet, seine Tätigkeit auf politischem, insbesondere nationalpolitischem, Gebiete unauffällig ganz besonders scharf zu überwachen. Ich darf daher vorschlagen, unsere Wahrnehmungen über Bischof Kaller von Zeit zu Zeit auszutauschen, damit im Einvernehmen mit den sonstigen Dienststellen Maßnahmen gegen den Bischof Kaller eingeleitet werden können, sobald grenzpolitische Rücksichten dies zwingend erfordern.“⁶¹

In einem Schreiben an Erzpriester Hanowski von Mai 1937⁶² nahm Kaller Bezug auf eine Veröffentlichung in der Kattowitzer Zeitung *Polska Zachodnia*, in der behauptet worden war, daß er „die Beseitigung des Kreuzes und die Abschaffung der polnischen Gottesdienste in der Jakobikirche verlange. Hieran ist, wie sich aus meinem Schreiben ergibt, kein wahres Wort.“

Nach fast drei Jahren der Auseinandersetzung mit den staatlichen Stellen gab Bischof Kaller in der Frage der Inschriften seinen Widerstand schließlich auf. Am 20. Mai 1939 schrieb er an Erzpriester Hanowski: „Ew. Hochwürden trage ich hierdurch auf, dafür zu sorgen, daß die polnische Inschrift auf dem Missionskreuz vor der Jakobikirche sobald wie möglich entfernt wird.“⁶³

In der Frage des Gebrauchs der polnischen Sprache in den Gottesdiensten wurden die ermländischen Gemeinden und das Verhalten von Bischof Kaller weiterhin scharf beobachtet. Regierungsassessor Hoppe verfaßte im Auftrag des Allensteiner Regierungspräsidenten im Januar 1937 einen Bericht, der den zuständigen Ministerien, dem Oberpräsidenten sowie der Geheimen Staatspolizei zur Verfügung gestellt wurde. Darin wird die Bitte Bischof Kallers, daß der Regierungspräsident die Gewähr für eine ungestörte Entfaltung der *Katholischen Aktion* übernehmen solle, als Zumutung zurückgewiesen. Zur Verlegung der Gottesdienstzeiten in der Jakobikirche heißt es: „Ich suche dieses Ziel zu erreichen, um auch den Bischof zu einer

61 Frick an Kerl vom 13. 5. 1937. BAB. R 5101/22220, S. 129.

62 Kaller an Hanowski vom 19. 5. 1937. AAWO 141. Nr. 3045.

63 Kaller an Hanowski vom 20. 5. 1939. AAWO 141. Nr. 3256.

erheblichen Einschränkung der Zahl der polnischen Gottesdienste zu bewegen.“⁶⁴

In seinem Schreiben vom 16. April 1937 warf der Regierungspräsident Kaller mangelnde Unterstützung für die Belange des Deutschlands vor. Der Bischof antwortete am 21. April 1937: „Den im oben bezeichneten Schreiben gegen mich erhobenen Vorwurf, ‚daß ich die Arbeit der Staatsstellen in diesen nationalpolitischen außerordentlich wichtigen Dingen nicht in der wünschenswerten und erforderlichen Weise unterstütze und das für die Belange des Deutschlands erforderliche Interesse vermissen lasse‘, weise ich als völlig ungerechtfertigt mit aller Entschiedenheit zurück.“⁶⁵ Wie aus diesen Äußerungen hervorgeht, mußte Bischof Kaller an zwei Fronten gleichzeitig kämpfen..

Der Bischof bewies sehr viel Mut und Unabhängigkeit, als er zum Ende des Jahres 1938 gemäß den Vorschriften des Konkordats dem Reichskirchenminister die Ernennung von Erzpriester Hanowski zum nichtresidierenden Domherrn des ermländischen Domkapitels anzeigte⁶⁶. Die Geheime Staatspolizei und der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen lehnten die Ernennung Hanowskis wegen seiner polnischen Gottesdienste, seiner Polenfreundlichkeit und seiner Unterstützung des polnischen Volksvereins ab. Im Schreiben des Oberpräsidenten heißt es, gegen diese Berufung müßten „die schwersten Bedenken erhoben werden, wenn auch nicht damit zu rechnen ist, daß der Herr Bischof von Ermland den von staatlicher Seite erhobenen Einwendungen nachgeben wird.“⁶⁷ Tatsächlich ernannte Kaller im Februar 1939 Erzpriester Hanowski zum Ehrendomherrn des Frauenburger Domkapitels.

An dieser Stelle sind auch die Priester zu nennen, die sich politisch engagierten und ihre seelsorgliche Tätigkeit mit der polnisch-nationalen Bewegung in Verbindung brachten. Dazu zählen insbesondere Waclaw Osiański (* 1868, ord. 1894 in Frauenburg, † 1945 in Wejherowo), Josef Przeperski (* 1895, ord. 1923 in Frauenburg, † 1951 in Szczytno/Ortelsburg) und Bronislaw Sochaczewski (* 1886, ord. 1914 in Frauenburg, † 1940 im KZ Sachsenhausen). Bischof Kaller war mit ihrem politischen Engagement und den eigenmächtigen Veränderungen der Anzahl der deutschen und polnischen Gottes-

64 Schmidt an Kerl u.a. vom 11. 1. 1937. BAB. R 5101/22220, S. 118.

65 Kaller an Schmidt und Hanowski vom 21. 4. 1939. AAWO. 139. Nr. 2436.

66 Kaller an Kerl vom 30. 12. 1938. BAB. R 5101/23337, S. 108.

67 Koch an Kerl vom 11. 1. 1939. Ebd. S. 110b.

dienste nicht immer einverstanden, hat sie aber in Schutz genommen, wenn sie, wie im Falle von Pfarrer Osieński, von NSDAP-Mitgliedern öffentlich im Kreistag angegriffen wurden⁶⁸. Er hatte bereits im Jahre 1933 verfügt, daß alle Priester ihre politischen Ämter niederzulegen haben⁶⁹.

VI

Zu Beginn des Jahres 1939 spitzte sich die Lage immer mehr zu. Im Mai 1939 wurden am Gebäude der Bank Ludowy (Volksbank) in Allenstein Plakate mit Parolen geklebt wie: „Achtung! Hier haust ein polnischer Schmarotzer! Raus aus Deutschland!“⁷⁰ Auf den Fenstern des Geschäftes *Rolnik* war zu lesen: „Polnisches Geschäft“ oder „Wer beim Polen kauft, ist ein Verräter.“⁷¹ Es häuften sich auch Überfälle auf die polnischen Minderheitenschulen, wobei der *Bund Deutscher Osten* eine führende Rolle spielte⁷². Die *Gazeta Olsztyńska* mußte ab Juni 1939 „täglich, sofort bei Drucklegung der ersten Nummern ihrer Zeitung, ein Pflichtexemplar der Staatspolizeistelle Allenstein“⁷³ vorlegen. Die Zeitung hat ihre Leser übrigens aus ihrer Sicht über die Ereignisse in der Diözese Breslau auf dem laufenden gehalten und über die Verschlechterung der deutsch-polnischen Beziehungen auf den ersten Seiten berichtet.

Ab Mai häuften sich Meldungen über Benachteiligungen der Polen auch im kirchlichen Leben. So schrieb ein Leser in der Ausgabe vom 13. Mai 1939 über das Patronatsfest in Gr. Bertung: „Alle Gottesdienste wurden in Deutsch gehalten, was man bedauern muß, weil uns unser Pfarrer immer mehr benachteiligt. Er geht mit dem Geist der Zeit und kümmert sich nicht um die christliche Gerechtigkeit“.

68 ALLENSTEINER ZEITUNG Nr. 83 vom 7. 4. 1933. AAN. Amb. RP Berlin 1863, S. 109.

69 ALLENSTEINER ZEITUNG Nr. 140 vom 19. 6. 1933. Ebd. S. 189.

70 GO Nr. 106 vom 10. 5. 1939. Ośrodek Badań Naukowych im. W. Kętrzyńskiego [OBN]. Olsztyn. OMF 558.

71 Ebd.

72 Vgl. dazu L. KUNIGK-HELBING, Volkstumspolitik im südlichen Ermland während der Zwischenkriegszeit. In: ZGAE 46 (1991) S. 83–96 und H. KUNIGK, Der Bund Deutscher Osten im südlichen Ostpreußen. In: ZGAE 45 (1989) S. 67–113.

73 Staatspolizeistelle Allenstein an S. Pieniężny vom 1. 6. 1939. Archiwum Państwowe Olsztyn [APO]. Magistrat Allenstein. Nr. 259/273, S. 335.

keit.“⁷⁴ Beim St. Antoniusfest in Wartenburg am 15. Juni 1939 wurde eine polnische Predigt von Pfarrer Paul Chmielewski aus Gr. Kleeberg nur noch im Klostergarten gehalten⁷⁵. In der ersten Julihälfte 1939 wurden in Gr. Purden die polnischen Kreuzweginschriften entfernt. Dazu schrieb die *Gazeta Olsztyńska*: „Dieser Vorfall ist sehr bezeichnend und wirft ein charakteristisches Licht auf das Vorgehen des hiesigen Pfarrers, weil er darüber die Gemeindemitglieder nicht unterrichtet hat.“⁷⁶

Bereits im Januar 1937 hatte der Regierungspräsident von Allenstein dem Minister für die kirchlichen Angelegenheiten bezüglich der Reduzierung der polnischen Gottesdienste signalisiert: „Ich suche dieses Ziel zu erreichen, um auch den Bischof zu einer erheblichen Einschränkung der Zahl der polnischen Gottesdienste zu bewegen.“⁷⁷ Dabei wurde auch die Verlegung des polnischen Gottesdienstes in der St. Jakobikirche in Allenstein von 10.15 Uhr auf eine frühere Tageszeit erwähnt. Mit Schreiben vom 24. Juni 1939 bat Bischof Kaller schließlich Erzpriester Hanowski um die Änderung der Gottesdienstordnung in der St. Jakobikirche: „Da sich seit jener Zeit – gemeint ist das Jahr 1925 mit einer hl. Messe um 6.00 Uhr mit abwechselnd deutscher und polnischer Predigt und das Hochamt um 10¹/₄ Uhr, abwechselnd deutsch und polnisch mit Predigt nach dem Hochamt – die sprachlichen Verhältnisse in der Gemeinde wohl bedeutend geändert haben, wünsche ich, daß eine Änderung in der Weise eintritt, daß der Gottesdienst in der polnischen Sprache wenigstens einige Male im Monat auf eine andere Zeit verlegt wird. Dies ist auch deswegen erstrebenswert, weil erfahrungsgemäß der Spätgottesdienst in den Städten am meisten besucht wird.“⁷⁸ Ehren domherr Hanowski antwortete darauf bereits am 28. Juni 1939 mit der „zunächst versuchsweise“⁷⁹ eingeführten neuen Gottesdienstordnung. Der polnische Gottesdienst wurde auf 8.00 Uhr gelegt, um 9¹/₄ Uhr war der Schülergottesdienst und um 10¹/₂ Uhr das deutsche Hochamt.

Nach mehrjähriger Auseinandersetzung mit dem Regierungspräsidenten und der Gestapo gab Kaller schließlich seinen Widerstand

74 GO Nr. 109 vom 13. 5. 1939. OBN. OMF.

75 GO Nr. 134 vom 15. 6. 1939. Ebd.

76 GO Nr. 163 vom 19. 7. 1939. Ebd.

77 Vgl. oben S. 166 mit Anm. 64.

78 Kaller an Hanowski vom 24. 6. 1939. AAWO. 141. Nr. 4064/1939.

79 Hanowski an Kaller vom 28. 6. 1939. Ebd. Nr. 4196/1939.

auf und schrieb am 15. August 1939 an Erzpriester Hanowski: „Hierdurch ordne ich an, daß angesichts der unruhigen gespannten Zeitverhältnisse in allen Städten der Diözese bis auf weiteres von polnischen Predigten und polnischem Gesang Abstand zu nehmen ist.“⁸⁰ Aus dem Wortlaut ergibt sich, daß mit dieser Anordnung die ermländischen Stadtgemeinden wie Allenstein, Bischofsburg (die polnischen Gottesdienste waren hier bereits eingestellt) und Wartenburg im Hochstift und die Städte Stuhm, Christburg und Marienburg u. a. in Westpreußen gemeint waren. Man kann daraus schließen, daß Kaller zumindest versucht hat, den Gebrauch der polnischen Sprache in den ländlichen Gemeinden bestehen zu lassen.

Eine Verordnung bzw. ein Schreiben mit dem Datum des 20. August 1939, worauf sich Jan Chłosta beruft⁸¹, gibt es nicht. Wojciech Wrzesiński⁸² stützt sich auf eine Veröffentlichung in der *Gazeta Olsztyńska*, die in ihrer Ausgabe vom 23. August 1939 schrieb: „Wir erfahren, daß Bischof Kaller an alle Pfarrer seines Amtsbereichs ein Rundschreiben erlassen hat, in dem er ihnen aufgibt, von Sonntag, dem 20. August, an alle polnischen Gottesdienste einzustellen.“⁸³ Aus den weiteren Ausführungen in dieser Zeitung ergibt sich, daß damit nur das Schreiben Kallers an Erzpriester Hanowski gemeint sein kann: „Den Angehörigen des Kirchspiels in Allenstein gab dieses Rundschreiben ein Pfarrer bekannt und machte am Sonntag vor dem Morgengottesdienst die Mitteilung, daß zeitweise der polnische Gottesdienst sowie die polnische Predigt und der polnische Gesang nicht stattfinden.“⁸⁴ Eine generelle Einstellung der polnischen Gottesdienste kann daraus nicht abgeleitet werden. Außerdem hat sich die *Gazeta Olsztyńska* nur auf eine mündliche Mitteilung eines Pfarrers, nämlich des Erzpriesters Hanowski, berufen können.

In einem Schreiben vom 27. März 1940⁸⁵ erwähnt Generalvikar Marquardt bischöfliche Verfügungen vom 15. und 26. August 1939, so daß es demnach noch eine zweite Verordnung gegeben hat, deren Original aber bisher nicht ermittelt werden konnte. Recherchen in den Verkündigungsbüchern einiger Gemeinden des südlichen Ermlands – Dietrichswalde, Legienen, Ramsau, Schönbrück, Alt-

80 Kaller an Hanowski vom 15. 8. 1939. Ebd. Nr. 5083/1939.

81 Vgl. oben S. 148 mit Anm. 3.

82 Vgl. oben S. 151 mit Anm. 12.

83 Gesamtüberblick über die polnische Presse Nr. 52 vom 2. 9. 1939, S. 226. Archiwum Państwowe Bydgoszcz. VIII 125.

84 Ebd.

85 Marquardt an Pfarrämter vom 27. 3. 1940. AAWO. 141. Nr. 1918/1940.

Schöneberg, St. Jakobi in Allenstein – haben ergeben, daß die Verfügung vom 15. August 1939 nicht in die Bücher aufgenommen worden ist. Vorstellbar ist, daß nach dem Überfall Deutschlands auf Polen am 1. September 1939 die polnischen Gottesdienste auf dem Lande aus Furcht vor Verfolgungen nicht mehr stattgefunden haben und dadurch ohne jede weitere Verfügung eingestellt wurden.

VII

Ein spezifisches Problem darf bei der gesamten Betrachtung der Sprachenfrage nicht außer acht gelassen werden. Es handelt sich um den Charakter der im südlichen Ermland gesprochenen Mundart, ihren Wortschatz, ihr intellektuelles Niveau und ihre geschichtliche Entwicklung, in deren Verlauf sich eine Barriere zur polnischen Hoch- und Literatursprache herausbildete.⁸⁶

Die Sprachenverordnung des Oberpräsidenten der Provinz Preußen für die zweisprachigen Volksschulen vom 24. Juli 1873 bestimmte, daß der Unterricht in diesen Volksschulen nur in deutscher Sprache zu erteilen ist und erst in der Oberstufe polnischer bzw. litauischer Les- und Schreibunterricht ermöglicht werden sollte. Auch der Religionsunterricht auf dieser Stufe sollte nur in Deutsch gegeben werden. Eine Fortbildung in polnischer Sprache war der einfachen Landbevölkerung in späteren Jahren nur durch Selbststudium, z. B. durch das Lesen der *Gazeta Olsztyńska*, möglich. Die aktive polnische Minderheit hatte selbstverständlich andere Möglichkeiten, das Hochpolnische durch Literaturstudium, Sprachkurse und Aufenthalte in Polen zu erlernen bzw. zu vertiefen.

Die südermländische polnische Mundart wandelte sich unter diesen Bedingungen zu einer polnisch-deutschen Mundart. Dies gilt insbesondere für die Entstehung von neuen Bezeichnungen und Wortschöpfungen für neue Gegenstände und Einrichtungen, die z. B. aufgrund des technischen Fortschritts das Alltagsleben verändern. Dem Verfasser klingt z. B. noch so ein Satz in den Ohren wie: „Oma i Opa poszli do bonofu i pojechali zugiem na kiermas do Gietkowa“ (Oma und Opa gingen zum Bahnhof und fuhren mit dem Zug zum Patronatsfest nach Göttkendorf).

Das Bischöfliche Generalvikariat in Frauenburg schätzte diese Situation ganz richtig ein und zog realistische Konsequenzen daraus.

86 Vgl. A. TRILLER, Der polnische Dialekt im südlichen Ermland. In: UNSERE ERMÄNDISCHE HEIMAT 12 (1966) Nr. 1, S. Iff.

In einem Schreiben des Generalvikars Aloys Marquardt an die Pfarrer in den gemischtsprachigen Kirchengemeinden vom 4. Februar 1939 heißt es: „Da vielfach von den Herren Pfarrern Klage geführt wurde, daß das einfache polnischsprechende Landvolk den in das Hochpolnische übersetzten Hirtenbrief nicht versteht, da andererseits der Hirtenbrief nicht in einer vulgären Sprache verfaßt werden kann, hat der Hochw. Herr Bischof davon abgesehen, in diesem Jahr einen Hirtenbrief in polnischer Sprache herauszugeben. Die Hochw. Herrn Pfarrer in den gemischtsprachigen Kirchengemeinden werden daher gebeten, den polnischsprechenden Gläubigen den Hirtenbrief inhaltlich in einer dem Volke verständlichen Ausdrucksweise in polnischer Sprache vorzutragen, wobei jedem Pfarrer das Urteil über die Notwendigkeit dieser Verkündigung überlassen bleibt.“⁸⁷

Der Landkreis Allenstein zählte 1936 etwa 57353 Einwohner, davon waren 93,9 Prozent oder 53541 Personen katholisch. Bei einer Annahme, daß etwa 75 Prozent der Gemeindemitglieder die süd-ermländische polnische Mundart beherrschten und unter Hinzufügung der Stadtbewohner von ca. 7 bis 9 Prozent und des südlichen Teiles des Kreises Röbel, kann man davon ausgehen, daß ca. 50000 bis 55000 Personen der polnischen Mundart mächtig waren, für die bis zum Jahre 1938 die Hirtenbriefe des Bischofs – aufgefunden wurden bisher elf Hirtenschreiben⁸⁸ – ins Hochpolnische, überwiegend durch Pfarrer Hanowski, übersetzt worden sind. Anderen Angaben⁸⁹ zufolge, lebten 1931 in Ostpreußen und in der Grenzmark etwa 66400 Personen, die die polnische Sprache bzw. Mundart im Alltag benutzten. Es kann angenommen werden, daß höchstens 12 bis 15 Prozent oder 7800 bis 8300 Personen davon ein nationalpolnisches Bewußtsein hatten. Der überwiegende Teil dieser Gruppe war auch des Hochpolnischen mächtig.

Die polnischsprechenden Diözesanen gehörten verschiedenen Vereinen wie Kirchenchören, Rosenkranzkreisen, III. Orden des hl. Franziskus an, wo sie sich der polnischer Sprache bedienten und davon überzeugt waren, daß sie mit dieser Sprache besser und erst so richtig katholisch sein konnten. Bischof Kaller hat das gewußt und dementsprechend versucht, dies für die polnischsprechenden Diözesanen in der Seelsorge zu berücksichtigen.

87 Marquardt an alle Pfarrer vom 4. 2. 1939. AAWO 141. Nr. 880/1939.

88 Vgl. in diesem Band, oben S. 131.

89 Bericht der polnischen Botschaft in Berlin vom 16. 5. 1931. AAN. Amb. RP Berlin 2100, S. 27–38.

Zusammenfassend ist also auf Grund der Auswertung neuer Quellenmaterialien festzustellen, daß Bischof Maximilian Kaller viel Sympathie für die polnische Sprache hatte und deren Gebrauch in den Gottesdiensten immer gefördert hat, wobei durch die veränderten Sprachverhältnisse in den einzelnen Gemeinden auch neue Regelungen getroffen werden mußten. Die in gemischtsprachigen Gebieten bestehenden Gegensätze zwischen den Volksgruppen versuchte der Bischof stets auszugleichen. Von einer ambivalenten Haltung Kallers seinen polnischsprechenden Diözesanen gegenüber kann also nicht die Rede sein. Er hat sich im Gegenteil sehr lange gegen das von den nationalsozialistischen Behörden geforderte Verbot der polnischen Sprache in den Gottesdiensten gewehrt und versucht, eine entsprechende vorläufige Anordnung auf die Stadtgemeinden zu beschränken. Von sich aus hat Bischof Kaller keine solche Verordnung erlassen. Entweder waren es die Geistlichen selbst oder eine Reihe von Gemeindemitgliedern, die eine Anpassung der Gottesdienstordnung an die veränderten Sprachverhältnisse forderten. Zweifellos spielte dabei der Einfluß der nationalsozialistischen Propaganda eine nicht unerhebliche Rolle. Kaller war der letzte deutsche Bischof, der auf Druck der Nationalsozialisten den Gebrauch der polnischen Sprache angesichts der unruhigen und gespannten Zeitverhältnisse suspendiert hat⁹⁰.

90 Die seelsorgliche Betreuung der Zivil- und Kriegsgefangenen ist ein anderes Kapitel (vgl. in diesem Band oben S. 139–141). Bischof Kaller richtete noch am 18. November ein Schreiben an alle Pfarrämter der Diözese, in dem er sich auf das Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen vom 27. Juli 1929, dem seinerzeit auch das Deutsche Reich und Polen beigetreten waren, berief und zitierte: „Den Kriegsgefangenen wird in der Ausübung ihrer Religion mit Einschluß der Teilnahme am Gottesdienst volle Freiheit gelassen, unter der einzigen Bedingung, daß sie die Ordnungs- und Polizeivorschriften der Militärbehörde befolgen“ (AAWO 141. Nr. 7100/1939). Am 29. November ergänzte Generalvikar Marquardt: „Beim Gottesdienst für die Gefangenen darf eine polnische Predigt gehalten werden. Den Gottesdienst darf keine andere Instanz verbieten als nur die Militärbehörde selbst, also die Kommandantur“ (AAWO 141. Nr. 7395/1939). Bereits drei Tage später, am 2. Dezember 1939, verbot der Allensteiner Landrat in einer Anordnung an die katholischen und evangelischen Pfarrämter die polnischsprachigen Gottesdienste für die Kriegsgefangenen (AAWO 181. Nr. 1343/1939), obwohl er dazu gar nicht berechtigt war.

Biskup warmiński Maximilian Kaller i duszpasterstwo dla polskojęzycznych diecezjan

Strzeszczenie

Wykorzystanie nowych materiałów źródłowych potwierdza, że biskup warmiński Maksymilian Kaller darzył pewną sympatią język polski i popierał posługiwanie się nim w nabożeństwach, przy czym na skutek zmieniającej się sytuacji językowej w poszczególnych parafiach musiały być w prowadzone nowe regularia. W języczno-mieszanych okręgach istniejące narodowe przeciwieństwa między grupami narodowymi biskup próbował zawsze łagodzić. Nie może być mowy o ambiwalentnej postawie Kallera w stosunku do swoich polskojęzycznych diecezjan. Przeciwnie, bardzo długo występował przeciwko zakazowi używania języka polskiego, którego domagało się państwo narodowego socjalizmu oraz próbował ograniczyć ten zakaz do parafii miejskich. Biskup Kaller bez nacisku z zewnątrz nie wydał żadnego takiego zarządzenia. Były to sami duchowni albo spora część parafian, którzy domagały się przystosowania porządku nabożeństw do zmienionych stosunków językowych. Niewątpliwie miała w tym swój udział propaganda nazistowska. Kaller był ostatnim niemieckim biskupem, który z powodu nacisku ze strony nazistów zawieszzył ze względu na niespokojne i napięte okoliczności używanie języka polskiego podczas nabożeństw.

The Warmian Bishop Maximilian Kaller and Pastoral Care for the Polish-speaking Diocesans

Summary

The analysis of new source material confirms that the Warmian bishop Maximilian Kaller had great sympathy for the Polish language and always encouraged its use in church services, whereby, in view of the changing linguistic circumstances new measures had to be taken in the individual parishes. In the mixed-language regions of the diocese the Bishop always tried to smooth over the existing national antagonism between the ethnic groups. There can be no question of Kaller's having an ambivalent attitude towards his Polish-speaking diocesans. On the contrary he resisted for a long time the ban on the Polish language in church services, which was demanded by the national-socialist authorities, and finally attempted to limit such an order to the town parishes. Bishop Kaller never issued such

an order of his own accord. It was either the clergy themselves or a number of parishioners who called for an adaptation of the order of service to the altered linguistic circumstances. Without doubt the influence of national-socialist propaganda hereby played a not immaterial role. Kaller was the last German bishop who, under pressure from the National-Socialists, suspended the use of the Polish language in church services in the face of the unsettled and tense conditions of the time.

Übersetzt von Sylvia H. Parker

Bischof Maximilian Kaller und die Fragen des deutschen Ostens in den Jahren 1945 bis 1947

Von Dariusz Kalinowski

Eines der bisher wenig erforschten Kapitel der kirchlichen Zeitgeschichte ist die Rolle der katholischen Kirche in den deutsch-polnischen Beziehungen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Es sei hier nur daran erinnert, welche Bedeutung für das gegenseitige Verhältnis dem Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen von 1965 zukam. Die Ursachen für die bisher bestehenden Forschungslücken sind nicht nur in den damaligen internationalen Verträgen und damit der neuen Situation der Kirche nach 1945 zu suchen, sondern auch in den Einstellungen der Beteiligten und der Zeitzeugen jener verwickelten Geschehnisse. Hinzu kommt, daß die Forschung durch den begrenzten Zugang zu den kirchlichen Archiven erschwert wird¹.

In den folgenden Ausführungen wird nach mehr als 50 Jahren der Versuch unternommen, die Gestalt Bischof Maximilian Kallers, des Oberhirten der Diözese Ermland in den Jahren 1930–1945², unter

-
- 1 Der Verf. dankt dem Apostolischen Visitator für Ermland, Herrn Prälat Johannes Schwalke, für die Möglichkeit, den Bestand „Bischof Kaller“ im Ermlandarchiv Münster [EM] benutzen zu dürfen. (Die A-Signaturen verweisen auf verzeichnete, aber noch nicht systematisch geordnete Akten.) Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Beitrags, der zuerst in polnischer Sprache unter dem Titel *Biskup Maksymilian Kaller a „sprawa wschodnia“ w latach 1945–1947* erschienen ist in: *MIESIĘCZNIK DIECEZJI PELPLIŃSKIEJ* 5 (1996) H. 6, S. 373–405.
 - 2 G. FITTKAU, Kaller Maximilian (1880–1947), Apostolischer Visitator der Apostolischen Administratur Tütz-Schneidemühl (1926–1929), Prälat in der Freien Prälatur Schneidemühl (1929–1930), Bischof von Ermland (1930–1947), Apostolischer Administrator der Freien Prälatur Memel (1939–1945), Päpstlicher Sonderbeauftragter der Heimatvertriebenen Deutschen (1946–1947). In: *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon*. Hrsg. von E. GATZ. Berlin 1983, S. 357–361. B. POSCHMANN, Maximilian Kaller (1880–1947). In: *Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts*. Bd. 7. Hrsg. von J. ARETZ, R. MORSEY, A. RAUSCHER. Mainz 1994, S. 49–62. Vgl. E. LAWS, *Kleine Bilder [von Bischof*

dem Gesichtspunkt der deutsch-polnischen Beziehungen zu betrachten. Bei den Fragen des deutschen Ostens, die Bischof Kaller in den Jahren 1945–1947 beschäftigten, handelt es sich vor allem um seine Einstellung zu den Grenzveränderungen, seine Haltung zu den neuen und alten Bewohnern in den Oder-Neiße-Gebieten und zur Einsetzung von polnischen kirchlichen Amtsträgern in den ostdeutschen Diözesen, um seine Pläne zu Veränderungen in der Verwaltung seiner Diözese sowie um seine Entscheidung angesichts der Alternative Bleiben oder Gehen. Auf diesem Hintergrund werden die Umstände, die den Bischof zum Verzicht auf die Jurisdiktion über die Diözese Ermland veranlaßten, ausführlich behandelt.

Am 24. Juni 1946 ernannte Papst Pius XII. Kaller zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die Ostflüchtlinge. Dieses Datum bildet eine Zäsur in der Tätigkeit des Bischofs nach dem 8. Mai 1945 bis zu seinem Tod am 7. Juli 1947. Deshalb wird die folgende Darstellung chronologisch in zwei Teile – 1945–1946 und 1946–1947 – gegliedert.

I

Die sich gegen Ende 1944 immer deutlicher abzeichnende Niederlage des Dritten Reiches hatte zur Folge, daß große Teile der deutschen Bevölkerung im Osten ihre Heimat verlassen mußten. Die Evakuierungsmaßnahmen verliefen – entsprechend der jeweiligen strategischen Lage und der näherrückenden Front – zwar oft in organisierter Form, nahmen aber bisweilen auch die Gestalt katastrophentypischer Fluchtbewegungen an³. Ostpreußen stand damals unter der Administration des Gauleiters Erich Koch, der der Ansicht war, daß „seine“ Gebiete niemals vom Gegner erobert werden würden, und der sich deshalb gegen die Evakuierung wehrte⁴. Gleichwohl erlebte die dort ansässige Bevölkerung drei große Wellen der Evaku-

Maximilian Kaller]. In: ERLÄNDISCHER HAUSKALENDER 84 (1950) S. 72–75. E. LAWS, Wanderer zwischen drei Zonen. Bischof Maximilian Kallers Leben vom 7. Februar 1945 bis zum 12. August 1946 im Spiegel seiner Briefe. In: ERLÄNDISCHER HAUSKALENDER 90 (1957) S. 6–38. O. MILLER, Ein schriftliches Ehrenmal für Bischof Maximilian. In: ERLÄNDISCHER HAUSKALENDER 92 (1959) S. 64–96. Kaller besaß den Titel *Bischof von Ermland* bis zu seinem Tod am 7. Juli 1947.

3 Vgl. B. MEISSNER, Ewakuacja niemieckich władz administracyjnych i niemieckiej ludności z okupowanych ziem polskich w latach 1944–1945. Warszawa 1987.

4 Ebd. S. 57ff., 61.

ierung (Ende Juli–Anfang August 1944, Anfang Oktober 1944 und Januar 1945)⁵.

Vom schweren Los seiner Diözese tief bewegt, entschied sich Bischof Maximilian Kaller, vorerst im Bistum Ermland⁶ zu bleiben und Ostpreußen nicht den Rücken zu kehren. Kallers entschlossene Haltung löste schließlich bei der Gestapo insbesondere nach der einsetzenden Januar-Offensive der Roten Armee einige Unruhe aus. Man befürchtete nämlich, daß durch Kallers Verhalten viele Menschen von der Flucht abgehalten werden würden, wobei die Person des Bischofs darüber hinaus von der sowjetischen Seite zum Schaden der NSDAP und des Dritten Reiches propagandistisch mißbraucht werden könnte⁷. Deshalb wurde Kaller von der SS am 7. Februar 1945 – also kurz vor der Einnahme Frauenburgs durch die Rote Armee – gewaltsam und unter dem Vorwand von Sicherheitsbedenken nach Danzig verschleppt⁸. Der ermländische Oberhirte teilte damit das Schicksal von zwei weiteren Reichsbischöfen, die unter Gewaltandrohung zum Verlassen ihrer Heimatdiözesen gezwungen worden waren⁹. Von Danzig

5 Meissner schreibt, daß bis Ende 1944 ca. 500 000 Menschen Ostpreußen verließen. Mit dem Beginn der russischen Offensive im Januar 1945 kam ein Teil der Bevölkerung in das Danziger Gebiet. Daraus ergibt sich eine Gesamtzahl von ca. 950 000 Menschen, ebd. S. 63, 86.

6 G. REIFFERSCHIED, *Das Bistum Ermland und das Dritte Reich* (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7 = ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE ERMLANDS, Beiheft 1). Köln–Wien 1975, S. 260. In einem Schreiben Kallers vom Herbst 1944 wurden die Pfarrer zum Verbleiben bei ihrerer Gemeinde verpflichtet. Nur im Falle einer Evakuierung durften sie mit der letzten Gruppe von Gläubigen das Gebiet verlassen. Vgl. dazu B. POSCHMANN, *Bischof Maximilian Kaller als Vertriebener und als Flüchtlingsbischof (1945–1947)*. Referat der Tagung des Historischen Vereins für Ermland im April 1986 in Münster, S. 2 (Kopie im Besitz des Verfassers).

7 REIFFERSCHIED, S. 261.

8 Wienken an Kaller vom 28. 2. 1945, S. 1. Ermlandhaus Münster (EM). Nachlaß Kaller. Abt. 4 a. J. OBLĄK, *Historia diecezji warmińskiej*. Olsztyn 1959, S. 127.

9 Petrus Legge, Bischof von Meißen (1932–1951), vgl. TAG DES HERRN. Katholisches Kirchenblatt 3/4 (1951) S. 14–15 und Johannes Baptista Sproll, Bischof von Rottenburg (1927–1949), vgl. Die Vertreibung von Bischof Johannes Sproll von Rottenburg 1938–1945. Dokumente zur Geschichte des kirchlichen Widerstandes (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN BAYERN. Reihe A: Quellen, Bd. 13. Volksausgabe). Hrsg. von P. KOPF und M. MILLER. Mainz 1971, S. 1–66, 72–74.

wurde Kaller am 1. März 1945 nach Halle¹⁰ „verlegt“, wo er im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern von der Hl. Elisabeth das Kriegsende erwartete¹¹.

In einem am 3. März verfaßten Bericht an Papst Pius XII. – also kaum zwei Tage nach der Ankunft in Halle – schilderte Kaller seine Erlebnisse mit der Gestapo in Frauenburg. Anfang Mai und Ende Juni 1945 gingen weitere Briefe ähnlichen Inhalts an den Apostolischen Stuhl.

Von Beginn seines Aufenthalts in Halle an trug sich der ermländische Bischof mit der Absicht, so rasch wie möglich in seine Heimatdiözese zurückzukehren¹². In diesem Zusammenhang kann man nur schwer einschätzen, inwieweit Nachrichten über die Beschlüsse der „Großen Drei“ bezüglich der zukünftigen Grenzen Deutschlands Kaller überhaupt erreichten. Sicher ist jedenfalls, daß seine Entscheidung zur Rückkehr unumstößlich feststand und lediglich die Wahl der Mittel noch offen blieb.

Erste Schritte in diese Richtung blieben jedoch trotz der Hilfe der Amerikaner erfolglos¹³. Ähnlich verhielt es sich bei den Engländern und den Russen (seit 7. Juli in Halle), wobei Kaller bei den letzteren annahm, daß seine Heimkehr leichter zu bewerkstelligen sein würde, da die Rote Armee bereits Ostpreußen besetzt hatte¹⁴.

Als auch dieser Versuch erfolglos blieb, entschloß sich Kaller, das Polnische Komitee in Halle¹⁵, das mit der Überführung polnischer Arbeiter von Deutschland nach Polen befaßt war¹⁶, um Hilfe anzufordern. Von dieser Institution erhielt der ermländische Bischof schließlich geeignete Ausweispapiere, so daß er am 26. Juli den Heimweg ins Ermland antreten konnte.

Bereits in seinem Brief an den Papst vom 28. Juni hatte Kaller eine Prognose der weiteren Entwicklung der Ereignisse im Osten angestellt und die dortige Lage aus seiner Sicht erörtert.

10 POSCHMANN (wie Anm. 6), S. 2.

11 LAWS, Wanderer (wie Anm. 2), S. 9–15.

12 Diese Hoffnung hatte auch Bischof Wienken vom Kommissariat der Bischofskonferenz in Berlin geäußert, Brief vom 28. 2. 1945 (wie Anm. 8). Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945, S. 1. EM, Abt. 2a.

13 Kaller an seine Schwester Hedwig Kaller vom 16. 6. 1945. In: ERM-LÄNDISCHER HAUSKALENDER 90 (1957) S. 14.

14 Kaller an Pius XII. vom 28. 6. 1945, S. 1. EM, Abt. 2a.

15 Ebd. Vgl. Kaller an Hartz vom 30. 10. 1945. EM, Abt. 3.

16 POSCHMANN (wie Anm. 6), S. 3.

„Für mich selbst ergeben sich aus den vorliegenden Tatsachen folgende Möglichkeiten:

1) Vielleicht ist es möglich, im Ermland auch weiterhin als Bischof tätig sein zu dürfen, wenn auch die Bevölkerung eine andere (polnische) geworden ist. Ich beherrsche das Polnische so weit, daß ich ohne Mühe polnisch predige und mich polnisch unterhalte.

2) Für den Fall der völligen Aussiedlung der deutschen Bevölkerung nach dem Osten, z. B. nach Sibirien, und der Unmöglichkeit für mich, in Ostpreußen zu verbleiben, könnte ich mich auch aussiedeln lassen und versuchen, die Aussiedlung so zu beeinflussen, wenn dies überhaupt möglich ist, daß möglichst alle zusammen bleiben.

3) Im Falle einer Aussiedlung nach dem Westen Deutschlands könnte ich nicht bei meinen Diözesanen bleiben, da diese sich auf die verschiedenen Diözesen verteilen und allmählich in die neuen Gebiete einleben müßten.

Kann ich dann weder in meiner Diözese bleiben, noch mit meinen Diözesanen fortziehen, so bleibe ich zur Verfügung Eurer Heiligkeit. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich zur Übernahme eines jeden Amtes, auch eines rein priesterlichen, ohne bischöflichen Charakter, in Deutschland oder außerhalb Deutschland sofort bereit bin“¹⁷.

Diese Analyse erscheint im nachhinein durchaus gerechtfertigt, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, daß das Schicksal der Deutschen in den Händen der Siegermächte lag. Dies war zwangsläufig die Folge der Beschlüsse von Teheran und Jalta. Nichtsdestotrotz bewegte die Sorge um die Geschicke der eigenen Diözese den ermländischen Oberhirten zur Rückkehr. Dabei schloß Kaller auch das schwärzeste Szenario nicht ganz aus, das das Zurücklassen der Diözese und die Trennung von den Gläubigen bedeutet hätten. Nicht zuletzt deshalb war Kaller auch bereit, den päpstlichen Willen getreu zu erfüllen. Mit dieser Haltung trat er am 26. Juli den Heimweg in Richtung Osten an und erreichte nach 16tägiger Reise Allenstein.

Das Bistum Ermland, das sich über die landwirtschaftlichen Gebiete der Provinz Ostpreußen erstreckte, gehörte damals zur ostdeutschen Kirchenprovinz Breslau und stellte mit 375 394 Katholiken ca. 15 % der einheimischen Gesamtbevölkerung¹⁸. Frauenburg, der

17 Wie Anm. 14, S. 2–3.

18 E. GATZ, Ermland. In: Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die Katholische Kirche. Hrsg. von E. GATZ. Bd. I. Die Bistümer und ihre Pfarreien. Freiburg—Basel—Wien 1991, S. 292–293, 298.

Sitz der Diözese, war vom Krieg weitgehend zerstört und von der Außenwelt abgeschnitten worden, während Allenstein bereits unter polnischer Kirchenverwaltung stand und von Generalvikar Dr. Aloys Marquardt geleitet wurde, dem Kaller angesichts seiner eigenen Ausweisung aus der Diözese im Februar 1945 die volle Jurisdiktion für die Bistumsadministration übertragen hatte. Kaller traf Marquardt jedoch nicht mehr vor Ort an, da dieser nur wenige Tage zuvor von den polnischen Behörden aus Allenstein ausgewiesen worden war. Dieser Maßnahme lag die Denunzierung eines jungen Priesters aus Marienburg zugrunde, der „sich als politischer Geistlicher geriert und große Probleme geschaffen hatte“¹⁹.

Abgesehen von der kleiner werdenden Zahl deutscher Priester im Bistum Ermland gab es dort auch autochthone Geistliche. Nach Kriegsende tauchten erstmals polnische Priester aus anderen Diözesen auf, zu denen u. a. Oberstleutnant Franciszek Borowiec aus dem Bistum Warschau gehörte, der von der Seelsorgeleitung der Heimatarmee ins Ermland gesandt worden war²⁰. Nach dem sowjetischen Einmarsch ins Ermland blieben Zivilbevölkerung und Klerus von zahlreichen Verfolgungen, Exekutionen, Gefangennahmen und Deportationen in die Sowjetunion nicht verschont. Nach den ersten veröffentlichten Angaben vom 1. Juni 1947 waren von 398 am 1. Januar 1945 registrierten Geistlichen ca. 116 entweder erschossen worden, verschollen geblieben oder in russische Gefangenschaft geraten. Weitere 74 befanden sich damals noch östlich von Oder und Lausitzer Neiße (darunter 58 aus dem polnischen Teil der ehemaligen Diözese), während 170 Priester sich bereits in den vier Besatzungszonen Deutschlands aufhielten²¹. Von den acht Domherren blieben

19 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12) S. 2. Zur Ausweisung von Marquardt vgl. Okręg Mazurski w raportach Jakuba Prawina. Wybór dokumentów 1945 r. Hrsg. von T. BARYŁA. Olsztyn 1996, S. 129f., Anm. 9.

20 J. PIETRZAK, Działalność kard. Augusta Hlonda jako wysłannika papieskiego na Ziemiach Odzyskanych w 1945 r. In: NASZA PRZESZŁOŚĆ 42 (1974) S. 206.

21 Vgl. Priesterverzeichnis der Diözese Ermland (Stand 1. Juni 1947). Hrsg. vom Sekretariat des Bischofs von Ermland. Frankfurt am Main 1947. Historisches Archiv des Erzbistums Köln [HAEK] Sign. CR II 25.20 e, 2 (Ostdeutsche Geistliche). Die Zahl der östlich der Oder-Neiße-Linie verbliebenen Priester stimmt nahezu mit den Angaben von Jan Chłosta überein. Von 432 Priestern waren 221 in den Westen gelangt. Mitte 1945 nahmen 133 Priester die Seelsorgearbeit wieder auf. Bis Ende 1945

lediglich Marquardt, Bruno Schwark und Franz Heyduszka am Leben. Marquardt hatte noch kurz vor seiner Abreise in Frauenburg mit zwei dort noch anwesenden Domherren den Ehrendomherrn Johannes Hanowski zum Kapitelsvikar gewählt²². Da dieser als Autochthoner die polnische Sprache verstand, erhoffte man sich, durch ihn Einfluß bei den polnischen Behörden zu gewinnen, und dies insbesondere mit Blick auf Hanowskis unverhohlenen propolnische Haltung²³. Prälat Franciszek Borowiec stieg indessen zum Kanzler des Domkapitels auf²⁴.

Kallers Reise ins Ermland (26. Juli–10. August) erfolgte vor dem Hintergrund der Potsdamer Konferenz, auf der die Regierungs- und Staatschefs der UdSSR (Josef Stalin), der USA (Harry Truman) und Großbritanniens (Winston Churchill und später Clement Attlee) u. a. darüber entschieden, daß die zukünftige Westgrenze Polens entlang der Oder und der Lausitzer Neiße verlaufen sollte, wobei deren endgültiger Charakter von einer späteren Friedenskonferenz zu bestimmen sei²⁵. Darüber hinaus wurde vereinbart, den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg der Sowjetunion zu überlassen und den Süden des Landes, wie das Gebiet der Freien Stadt Danzig, polnischer Verwaltung zu unterstellen²⁶. Die Repräsentanten der drei Siegermächte stimmten außerdem darin überein, die deutsche Bevölkerung in den von Polen verwalteten Gebieten, der Tschechoslowakei

verließen 11 Priester das Ermland, 15 Priester waren gestorben. 1946 reisten 32, 1947–15 und 1948–10 Priester nach Westen aus, vgl. J. CHŁOSTA, *Przyczynek do dziejów religijno-kulturalnych Warmii*: In: *Polacy – Niemcy. Przeszłość. Terazniejszość. Przyszłość*. Hrsg. von Z. ZIELIŃSKI. Katowice 1993, S. 280. Andere Zahlen werden in dem Bericht von Kardinal Hlond an Kardinalstaatssekretär Tardini vom 24. 10. 1946 genannt. Der in italienischer Sprache verfaßte Bericht ist in polnischer Übersetzung gedruckt bei P. RAINA, *Kościół katolicki a państwo w świetle dokumentów 1945–1989*. T. 1. Lata 1945–1959. Poznań 1994, S. 46–68. Nach dem Bericht Hlonds gab es 1946 im Ermland nur 15 Priester deutscher Herkunft, ebd. S. 51.

22 J. OBLĄK, *Z powojennych dziejów diecezji warmiskiej*. Luty – wrzesień 1945. In: *POLONIA SACRA* 8 (1956) S. 405. PIETRZAK (wie Anm. 20) S. 207.

23 POSCHMANN (wie Anm. 6) S. 4.

24 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12) S. 2.

25 Vgl. H. FEIS, *Between War and Peace: The Potsdam Conference*. Princeton 1960.

26 CH. KLESSMANN, *Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955*. 5. Aufl. Bonn 1991, S. 33f.

und Ungarn „auf geeignete und humanitäre Weise“ nach Deutschland umsiedeln zu lassen²⁷.

Am Freitag, dem 10. August 1945, übernahm Bischof Kaller nach über sechsmonatiger Abwesenheit von seiner Diözese erneut den Hirtenstab, wonach er sich „so sehr geseht hatte“²⁸. Mit dem Bischofsamt im Ermland übte er zugleich die Funktion des Apostolischen Administrators der Freien Prälatur Memel aus (das seit 1920 bestehende Memelland war 1939 an das Deutsche Reich angegliedert worden)²⁹.

Der ermländische Bischof war gewöhnt, seine kirchlichen Verpflichtungen und Vorhaben stets zwei Wochen im voraus zu organisieren³⁰, weshalb er auch unmittelbar nach seiner Rückkehr einen „Wiederaufbauplan für die Diözese“ entwarf, der auf einer wirtschaftlichen und einer geistig-ideellen Säule beruhte³¹. Der erste – organisatorische – Teil umfaßte die Wiederherstellung von Diözesankurie, Priesterseminar und Konvikt. Dabei beabsichtigte Kaller, den weltlichen Behörden und auch Kardinal Hlond einen Besuch abzustatten, um von diesem den „Willen des Hl. Vaters kennenzulernen“³². Darüber hinaus wollte Kaller sich mit dem polnischen Konkordat vertraut machen, um die geplanten Reformen genau im Einklang mit dessen Weisungen durchzuführen³³.

Als Sitz der Kurie war die Jakobikirche in Allenstein vorgesehen. Kaller wollte vier Domherren polnischer Herkunft berufen: Józef Przeperski aus Stuhm, Szczepan Smarzych aus Marienwerder sowie Johannes Hanowski und Franciszek Borowiec. Letzterer sollte zugleich als Generalvikar fungieren. Borowiec erwarb sich rasch die

27 Vgl. P. LIPPÓCZNY, T. WALICHNOWSKI, Przesiedlenie ludności niemieckiej z Polski po drugiej wojnie światowej w świetle dokumentów. Warszawa-Łódź 1982, S. 52–54.

28 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 2.

29 GATZ, Ermland (wie Anm. 18), S. 290.

30 Mitteilung von Dr. G. Reifferscheid vom 31. 7. 1994.

31 Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie. Archiwum Kurii Biskupiej. Teczka Nr. 1. Ordynariusz. Dieses Dokument wurde voraussichtlich im August 1945 geschrieben. Abschrift M. Borzyszkowski, Direktor des Diözesanarchivs, mit Korrektur von B. Poschmann. Vgl. OBLĄK (wie Anm. 22), S. 406–408. G. REIFFERSCHIED, Die Jurisdiktionsträger im Bistum Ermland im Sommer 1945. In: Festgabe für Bernhard Stasiewski zum 75. Geburtstag. Hrsg. von G. ADRIÁNYI. Leverkusen–Opladen–Bonn 1980, S. 154–158.

32 Ebd. S. 1.

33 Ebd.

Sympathie Kallers, da er dem Bischof „mit größter Korrektheit, ja mit außerordentlicher Hochachtung und Liebe entgegentrat“³⁴. Im achtköpfigen Domkapitel sollten also vier Polen vertreten sein, darunter auch der Dompropst. Dies war für die bei Abstimmungen absehbaren Pattsituationen von entscheidender Bedeutung. Hinzu kam, daß zwei von den vier deutschen Domherren ihr Amt wegen Abwesenheit nicht wahrnehmen konnten. Bischof Kaller war der Meinung, daß die polnische Regierung von einem derart zusammengesetzten Domkapitel nunmehr nichts weiter verlangen könne³⁵. Auch im Priesterseminar, das in der bisherigen evangelischen Schule eingerichtet werden sollte, schloß Kaller einer weitergehende Leitung durch die Deutschen aus³⁶.

Der zweite Teil von Kallers Plänen bezog sich abgesehen von der geistig-religiösen Wiedergeburt der Diözese auf das Anliegen, die Nationalitätenkonflikte zwischen Deutschen und Polen spürbar zu entschärfen. „Soweit ich gemerkt zu haben glaube, macht sich der nationale Geist vorläufig ungebührlich stark bemerkbar. Wir müssen ihn auf das tragbare Maß bringen und sehr stark daneben den Geist der hl. Kirche stellen.“³⁷ Zu diesem Zweck hielt es der ermländische Bischof für erforderlich, regelmäßig Gottesdienste abzuhalten, Missionsexerzitien in allen Pfarreien durchzuführen sowie die Teilnahme der Gläubigen am Sakramentenempfang neu zu beleben. Dabei sollte die Besetzung der Pfarrämter mit Priestern und Ordensleuten erfolgen, die in ihrer Gemeinde ein hohes Maß an Autorität genossen³⁸.

Der Wiederaufbauplan wurde teils in polnischer und teils in deutscher Sprache verfaßt und schuf nach Meinung seines bischöflichen Autors alle wesentlichen Voraussetzungen für ein friedvolles kirchliches Zusammenleben der beiden Nationen im Ermland. Kallers Modell ist wohl das einzige Zeugnis für den Versuch eines deutschen Bischofs nach 1945, das drängende Kirchenproblem in den Gebieten östlich von Oder und Neiße ernsthaft zu lösen und sich dabei nicht vorrangig von nationalen oder politischen Erwägungen leiten zu lassen, sondern religiöse Aspekte voranzustellen³⁹.

34 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 2.

35 Wie Anm. 32.

36 Ebd.

37 Ebd. S. 3.

38 Ebd.

39 PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 223.

Kallers Erscheinen in einem Territorium, das erst seit kurzem unter polnischer Verwaltung stand, löste beinahe zwangsläufig Besorgnis auf seiten der neuen Machthaber aus. Dies drückte sich etwa dadurch aus, daß der Regierungsbeauftragte für den Bezirk Masuren, Oberst Jakub Prawin, den ermländischen Bischof wissen ließ, daß sein Aufenthalt in Polen von den weiteren Entscheidungen der Warschauer Zentralbehörden abhängig bleibe⁴⁰. Inzwischen hatte am 13. August 1945 in Allenstein eine Sitzung des Bezirkskomitees für Nationalitätenfragen stattgefunden, auf der man zur Frage der nationalen Zugehörigkeit Kallers Stellung bezog und ihm das Aufenthaltsrecht für den Bezirk Masuren schlichtweg verweigerte: „Im Hinblick auf die Germanisierungstätigkeit von Bischof Kaller vor und während des Krieges [wird beschlossen], ihn nicht als Glied der polnischen Nation anzuerkennen.“⁴¹ Dem Komitee, dessen Beschluß dem Regierungsbeauftragten für den Bezirk Masuren zugeleitet wurde, gehörte außer einer Gruppe von katholischen Laien auch der Priester Johannes Hanowski an, der sich bei der Abstimmung über die deutsche Staatsangehörigkeit Kallers und die verlangte Ausreise aus dem Ermland der Stimme enthielt⁴².

Der an Kaller gerichtete Vorwurf der Germanisierungstätigkeit war recht allgemein gehalten, wenn man ihn beispielsweise mit den gegen den Danziger Bischof Carl Maria Splett erhobenen Anklagen vergleicht⁴³. Für eine angemessene Bewertung von Gestalt und Wirken Kallers in den Jahren 1933 bis 1945 sollte man sich zumindest einige bedeutsame Aspekte vergegenwärtigen: die generelle Haltung der katholischen Kirche im Dritten Reich, die Rolle des päpstlichen Nuntius Cesare Orsenigo sowie die Kirchenpolitik Hitlers, die die Religionsfreiheit systematisch auf ein Minimum eingengt hatte. Nicht zuletzt deshalb war Kaller nach dem Reichskonkordat vom 20. Juli 1933 zu bestimmten Kompromissen mit den Nationalsozialisten bereit, wenn sich dadurch gewisse Erleichterungen im Seelsor-

40 CHŁOSTA (wie Anm. 21), S. 279f.

41 Zitiert nach CHŁOSTA, S. 280. Vgl. *Warmiacy i Mazurzy w PRL. Wybór dokumentów. Rok 1945*. Hrsg. von T. BARYŁA. Olsztyn 1994, Nr. 41, S. 51, Anm. 1

42 *Warmiacy i Mazurzy w PRL* (wie Anm. 41).

43 GŁOS LUDU vom 22. 8. 1945. RZECZPOSPOLITA vom 22. 8. 1945. Bericht des ehemaligen Kanzlers der Diözese Danzig A. Lubomski von Juni 1947. HA EK. Sign. CR II 25.20e, 2, S. 4. Bischof Splett wurde von einem polnischen Gericht in Danzig am 1. 2. 1946 zu acht Jahren Gefängnis verurteilt und verließ Polen 1956.

gebereich ergaben⁴⁴. Erschwerend für Kallers Stellung war aber, daß an der theologischen Hochschule seiner Diözese, der Staatlichen Akademie⁴⁵, einige Professoren lehrten, die unter der Führung von Josef Lortz versuchten, den Nachweis über die geistige Verwandtschaft von Katholizismus und Nationalsozialismus zu erbringen, was 1934 auf die entschiedene Verurteilung durch den Apostolischen Stuhl stieß⁴⁶. Im *Ermländischen Kirchenblatt* tauchten 1939 erstmals Artikel über die Verbindung von soldatischen Pflichten und christlicher Moral auf⁴⁷. Nach Kriegsausbruch ordnete Bischof Kaller an, anlässlich der Beendigung des Krieges mit Polen einen Gottesdienst zu halten⁴⁸.

Andererseits galt Kaller spätestens seit 1934 als „national unsicherer Kantonist“, da er damals in Dietrichswalde eine Wallfahrtspredigt in polnischer Sprache gehalten hatte⁴⁹. So zählte man ihn neben dem Berliner Bischof Preysing und dem Münsteraner Oberhirten Graf v. Galen 1937 zu denjenigen Bischöfen, die der NS-Herrschaft am meisten Widerstand leisteten⁵⁰. Diese Einschätzung wurde sicherlich auch durch die Tatsache beeinflusst, daß Kaller seine pastorale Tätigkeit auch auf polnische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter ausweitete (z. B. geheime Beichten, Kommunionvorbereitung, Einsegnung von Ehepaaren)⁵¹. Der ermländische Bischof zeigte sich außerdem aus freien Stücken bereit, den Juden im Konzentrationslager Theresienstadt während des Krieges (1942) seine religiöse Fürsorge zukommen zu lassen⁵². Diese Umstände fanden jedoch bei der ablehnenden Entscheidung der polnischen Behörden keine Berücksichtigung, so daß das weitere Schicksal Kallers vorgezeichnet schien.

44 REIFFERSCHIED (wie Anm. 6), S. 25–34.

45 Sie war aus dem 1568 gegründeten Jesuitenkolleg hervorgegangen. Seit 1919 Staatliche Akademie, die 1934 das Promotionsrecht bekam, vgl. GATZ, Ermland (wie Anm. 18), S. 295.

46 REIFFERSCHIED (wie Anm. 6), S. 34–77.

47 Ebd. S. 208–215.

48 J. NEUMANN, Zwischen Widerstand und vaterländischen Pflichten. Bischof Kaller und das Bistum Ermland im Dritten Reich. In: FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG Nr. 78 (1978).

49 REIFFERSCHIED (wie Anm. 6), S. 117 f.

50 Ebd. S. 160–162.

51 Ebd. S. 241–243.

52 Ebd. S. 256 f.

So enthielt das an Kardinal Hlond gerichtete Schreiben des Regierungsbeauftragten vom 14. August 1945 folgende Bemerkung: „Die vom Polnischen Komitee für Nationalitätenfragen gegen Bischof Kaller erhobenen Vorwürfe müssen vom Amt des Regierungsbeauftragten der Republik Polen für den Bezirk Masuren als richtig anerkannt werden. Um der polnischen Bevölkerung vor Ort keinen Grund zu geben, offen gegen den Hirten der Diözese aufzutreten, und um es vor diesem Hintergrund nicht zu für Kirche und Staat schädlichen, religiösen Zwistigkeiten kommen zu lassen, bittet das Amt des Beauftragten darum, daß die Entscheidung des Primas dazu beitragen möge, Polentum und Katholizismus im ganzen Bezirk Masuren wiederaufzurichten.“⁵³ Nach den Erinnerungen des Breslauer Kardinals Kominek hatten Kirche und Staat anfangs in eben diesem Geist der Verständigung zusammenwirken sollen, um das nationale Leben in den neu hinzugekommenen Gebieten zu organisieren und zu gestalten⁵⁴.

Bei der Ankunft in Allenstein mußte Kaller das Los des inhaftierten Bischofs Splett nicht teilen, da er nach Bekanntgabe der oben erwähnten Entscheidung weiterhin mit den polnischen Behörden im Gespräch bleiben konnte und das Thema seiner weiteren Amtsausübung während eines freundlichen Empfangs zunächst übergangen wurde, wie Kaller einige Wochen später in einem Brief an den Papst bemerkte⁵⁵. Man wartete vielmehr den Besuch von Primas Hlond in Pelplin ab, wohin auch ein Gesandter des Komitees mit dem Brief des Regierungsbeauftragten vom 14. August geschickt wurde⁵⁶. Nach Ansicht von Pietrzak spielte das Oberhaupt der polnischen Kirche schon lange Zeit vor dem Beginn der antideutschen Pressekampagne mit dem Gedanken, die alte Kirchenadministration aufzulösen⁵⁷.

Die durch das preußische Konkordat von 1929 geschaffene kirchenrechtliche Ordnung in den Reichsgebieten östlich von Oder und Lausitzer Neiße wurde durch die Potsdamer Beschlüsse untergraben, was zu zahlreichen Unklarheiten über die Geschehnisse der alten

53 Prawin an Hlond vom 14. 8. 1945. In: *Warmiacy i Mazury w PRL* (wie Anm. 41), S. 51. Vgl. CHŁOSTA (wie Anm. 21), S. 280.

54 B. KOMINEK, *W służbie Ziem Zachodnich*. Hrsg. von J. KRUCINA. Wrocław 1977, S. 28.

55 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 2.

56 *Warmiacy i Mazury w PRL* (wie Anm. 41), S. 51, Anm. 1, und Nr. 44, S. 52f.

57 PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 245.

und neuen Kirchenadministration in den nunmehr unter polnischer Verwaltung stehenden Gebieten führte. Unter diesen schwierigen Bedingungen mußten nach Ansicht von Kardinal Hlond rasch stabilisierende „Gegenmaßnahmen“ ergriffen werden, um ein Anwachsen der „religiösen Anarchie [zu verhindern]. (...) Allein die Übergabe der Kirchengewalt in die Hände polnischer Prälaten konnte Erfolg verheißen, da diese eine Situation zu beherrschen vermochten, in der sich die deutschen Ordinarien infolge der politischen Veränderungen praktisch als einflußlos erwiesen und nicht mehr die Möglichkeit einer wirksamen Ausübung ihrer kirchlichen Gewalt besaßen. Diese Schritte mußten sofort eingeleitet werden, nicht nur im Interesse des Glaubens der Polen, die sich dort für immer niederließen und bald die einzigen Gläubigen sein würden, sondern auch im Interesse des Glaubens der deutschen Katholiken, deren Bischöfe ihnen den Schutz ihrer religiösen Interessen nicht mehr garantieren konnten“⁵⁸.

Primas Hlond handelte dabei in der Tat recht energisch⁵⁹ und führte nach dem Ende der Potsdamer Konferenz im Laufe von zwei Wochen (bis 15. August 1945, dem Fest Mariä Himmelfahrt) mehrere Gespräche mit einigen amtierenden deutschen Ordinarien, in denen er sie unter Berufung auf päpstliche Sondervollmachten zum Rücktritt aufforderte. Dies betraf den Kapitelsvikar der Erzdiözese Breslau, Ferdinand Piontek⁶⁰, und den Generalvikar der Freien Prälatur Schneidemühl, Johannes Bleske⁶¹. Bereits am 14. August überreichte Kardinal Hlond den polnischen Apostolischen Administratoren ad nutum Sanctae Sedis die auf das Fest Mariä Himmelfahrt datierten

58 RAINA (wie Anm. 21), S. 47f.: Hlond an Tardini vom 24. 10. 1946.

59 Vgl. KOMINEK (wie Anm. 54), S. 17–19, 26–28.

60 Bericht über den Besuch des Hochwürdigsten Herrn Kardinal Hlond und die Verzichtserklärung des Breslauer Kapitularsvikars. In: Der Beauftragte des Erzbischöflichen Ordinariats Breslau-Görlitz für die westlichen Gebiete. Eb.[erzbischöflicher] Konsistorialrat J. Kaps an die Hochwürdigsten Oberhirten der Diözesen Deutschlands vom 13. 5. 1946. EM. Abt. 3. Vgl. F. SCHOLZ, Zwischen Staatsräson und Evangelium. Kardinal Hlond und die Tragödie der ostdeutschen Diözesen. Tatsachen, Hintergründe, Anfragen. 3. Aufl. Frankfurt/M. 1989, S. 60–63.

61 Der Oberhirte der Prälatur Schneidemühl Prälat Dr. Franz Hartz hatte die Prälatur im Winter 1945 verlassen. Sein Nachfolger Prälat Bleske müsse – so Pietrzak – nach dem 10. 8. 1945 die Resignation unterschrieben haben, PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 224. Nach SCHOLZ, S. 64, verließ Bleske die Prälatur am 17. 8. 1945.

Ernennungsurkunden. Der Amtsantritt war für den 1. September vorgesehen⁶².

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß der Rücktritt von Bischof Kaller am 16. August erfolgte, was vermuten läßt, daß Primas Hlond die ins Auge gefaßten personellen Veränderungen sogar ohne das formelle Einverständnis einiger Ordinarien angestrebt hatte. Es braucht wohl kaum eigens betont zu werden, daß die Einsetzung von polnischen Administratoren in den neuen „Westgebieten“ Polens die bisherigen diözesanen Strukturen Ostdeutschlands grundlegend veränderte⁶³.

Die Ereignisse um Bischof Kaller nahmen folgenden Verlauf: Am 9. August kündigte Kardinal Hlond dem Generalvikar der Diözese Kulm, Leon Kozłowski, brieflich sein Eintreffen in Pelplin für Donnerstag, den 16. August, an, wo er auch mit dem Danziger Bischof Splett und dem ermländischen Generalvikar Aloys Marquardt zusammenkommen wollte⁶⁴. In der Zwischenzeit hatten jedoch die polnischen Behörden am 9. August Bischof Splett unter der Anklage antipolnischer Aktivitäten während der deutschen Besatzung festnehmen lassen⁶⁵. Am 14. August erhielt Kaller von Franciszek Borowiec ein an Generalvikar Marquardt adressiertes Telegramm, in dem Primas Hlond letzteren zu einem Gespräch nach Pelplin zitierte. Anstatt des kurz zuvor aus Polen ausgewiesenen Marquardt erschien zur großen Verwunderung von Kardinal Hlond Bischof Kaller zu diesem Treffen⁶⁶. In den Fahrzeugen, die um etwa 11 Uhr vormittags in Pelplin ankamen, befanden sich außer Kaller und dem ihn

62 PIETRZAK, S. 227.

63 Ebd. S. 230.

64 Franciszek Jank, Pro memoria. Ohne Datum [August 1945?]. Archiwum Diecezjalne w Pelplinie. Dział Akt Personalnych. Dieser Bericht, auf vier Maschinenseiten mit persönlicher Unterschrift Janks, wurde im Juli 1972 Frau Dr. B. Poschmann (Bückeberg) zur Abschrift gegeben. Zitate nach dieser Abschrift. Der Autor des Berichts, Pfarrer in Thorn, wurde am 30. 6. 1945 von Bischof Splett zum Rektor des Priesterseminars bestellt, aber nach dem 16. 8. 1945 von Kardinal Hlond abberufen. Er starb am 30. 5. 1990 in Pelplin. Vgl. W. KASYNA, Pelplińska wiosna 1945. In: MIESIĘCZNIK DIECEZJI PELPLIŃSKIEJ 11 (1995) S. 393–411. Abdruck des Berichts ebd., S. 408–411.

65 Vgl. P. RAINA, Karol Maria Splett biskup gdański na ławie oskarżonych. Warszawa 1994. S. BOGDANOWICZ, Karl Maria Splett. Danziger Bischof der Kriegszeit. Sondergefangener der VRP. Danzig 1995, S. 112–324.

66 JANK (wie Anm. 64), S. 2.

begleitenden Geistlichen Borowiec⁶⁷ auch einige Zivilpersonen, darunter der Leiter der Abteilung Gesellschaft und Politik des Wojewodschaftsamtes Allenstein⁶⁸, der den Brief des Regierungsbeauftragten Prawin für den Primas mitbrachte. Die Rolle des Gastgebers nahm Prälat Kozłowski wahr, der erst kurz zuvor von Bischof Splett zum Generalvikar der Diözese Kulm ernannt worden war⁶⁹.

Hlond und sein Kaplan Boleslaw Filipiak fuhren gegen Mittag zur Wohnung von Prälat Kozłowski am Marien-Platz 1, wo mit den dort anwesenden Priestern über die zukünftige Verwaltung der Diözese Kulm gesprochen wurde. Danach begab man sich zum Mittagessen ins Priesterseminar, wo Kardinal Hlond gefragt wurde, „ob er es gestatten würde, daß Bischof Kaller zum gemeinsamen Mittagessen eingeladen würde“, worauf der Kardinal erklärte: „Natürlich.“ „Das Mittagessen verlief in recht angenehmer Atmosphäre. Dazu trugen die Salesianer und Kaplan Filipiak bei. Die Mahlzeit dauerte etwa eine Stunde. Nach dem Dankgebet wandte sich der Kardinal an Bischof Kaller: ‚Eure Exzellenz gestatten jetzt, mit mir zu kommen‘ – und sie gingen beide in die für den Kardinal vorbereiteten Räume.“⁷⁰ Kaplan Filipiak erinnerte sich später daran, daß „Bischof Kaller fließend polnisch sprach, weshalb er meinte, auch weiterhin das Amt des ermländischen Bischofs ausüben zu können“⁷¹. Es sollte jedoch ganz anders kommen.

Kaller berichtete an den Papst: „Dort eröffnete er mir, er sei Delegat des Hl. Stuhles und mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in den von den Polen besetzten deutschen Gebieten betraut. Der Hl. Vater habe sechs Apostolische Administratoren ernannt, die am 1. September d. Js. ihr Amt antreten würden. Für Ostpreußen (Erm-land) sei Dr. Bensch, bisher Univ. Professor in Lublin, bestimmt. Herr Kardinal berief sich auf das polnische Konkordat, nach dem polnische Gebiete nur von polnisch gesinnten Bischöfen resp. Administratoren verwaltet werden dürften. Der Heilige Vater wolle den Bestimmungen des Konkordates entsprechen und habe demzufolge die Ernennung von sechs Apostolischen Administratoren gutgeheißen

67 Vgl. Kaller an Pius XII. (wie Anm. 12), S. 2.

68 JANK, S. 1.

69 Vgl. Bericht Lubomskis (wie Anm. 41), S. 4. PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 223.

70 JANK, S. 3.

71 Zitiert nach PIETRZAK, S. 223.

und verfügt⁷². Da aus den Ausführungen des Herrn Kardinals klar hervorging, daß Eure Heiligkeit selbst meinen Rücktritt, zwar nicht als Bischof von Ermland, wohl aber bezüglich der Jurisdiktion, die in suspenso bleiben sollte, verlange, habe ich mich gefügt, mit dem Bemerkten, daß mir der Wille des Hl. Vaters über alles gehe. Dies geht aus dem Text hervor, den Eminenz mir zur Unterzeichnung vorlegte.“⁷³

In dieser unangenehmen Situation bekam Kaller von Hlond auch die Aufforderung zu hören, seine Heimatdiözese und das Land innerhalb von drei Tagen zu verlassen. Als der ermländische Bischof daraufhin den polnischen Kardinal nach seiner weiteren Zukunft fragte, zuckte dieser mit den Achseln und antwortete: „Mich hat auch niemand gefragt, was mit mir geschehen wird, als ich mich zurückziehen mußte.“⁷⁴

Kaller fügte sich willig den angeblichen Plänen Pius' XII. zur Neuordnung der kirchlichen Strukturen im Ermland und unterzeichnete ein Dokument, mit dem er auf die Ausübung der Jurisdiktion in suspenso im polnischen Teil der Diözese verzichtete. Er behielt aber den Titel *Bischof von Ermland (mea Sedi Warmiensi minime intercedat)* sowie die entsprechenden Amtsbefugnisse im russischen Teil der Diözese⁷⁵. Kardinal Hlond hat sich über die verständnisvolle Haltung Bischof Kallers anerkennend ausgesprochen⁷⁶. Er äußerte Anfang 1946 im Vatikan, daß Kaller unter allen ostdeutschen Bischöfen

72 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 3. – Kardinal Hlond ernannte fünf Apostolische Administratoren für die Oder-Neiße-Gebiete: Teodor Bensch für Ermland, Bolesław Kominek für Oberschlesien, Karol Milik für Niederschlesien, Edmund Nowicki für Hinterpommern und die Prälatur Schneidemühl und Andrzej Wronka für Danzig und Kulm.

73 *Cum Sedes Apostolica, ob mutatas publicas et ecclesiasticas condiciones, in regimine Dioecesis Warmiensis, quaedam innovationes ad tempus introducendas decreverit, a die prima mensis septembris anni currentis jurisdictionem meam episcopalem in dioecesis Warmiensa regionibus, quae sub ditione Republicae Polonae provisorie constitutae sunt, ea mente in manus Summi Pontificis dimitto, ut renuntiatio mea Sedi Warmiensi minime intercedat sed exercitium meae jurisdictionis episcopalis ad beneplacitum Sedis Apostolicae suspensum maneat. In urbe Pelplin die 16 mensis Augusti a. 1945. + Maximilian Kaller Episcopus Warmiensis.* Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 3f.

74 Kaller an Hartz vom 3. 1. 1946, S. 1. EM. Abt. 3.

75 Kaller an Hartz vom 30. 10. 1945, S. 2. EM. Abt. 3.

76 PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 224.

der vernünftigste sei, da er keine Hoffnung mehr auf die Rückkehr Ostpreußens hege⁷⁷. Es scheint jedoch, daß Kaller sich vielmehr allein dem Wunsch des Papstes gefügt hatte, da er gegenüber den weltlichen Behörden noch zum Widerstand bereit war⁷⁸. Gleichwohl stand Hlonds Argumentation im Einklang mit den Beschlüssen des Nationalitätenkomitees, nach denen eine Person, die nicht die polnische Staatsangehörigkeit besaß, nicht als Bischof im Ermland wirken konnte⁷⁹.

Unklar bleibt, wie lange das Gespräch der beiden kirchlichen Würdenträger tatsächlich gedauert hat. Nach dem Bericht von Kaplan Filipiak bat Kaller, bevor er die Verzichtserklärung unterschrieb, den Kardinal um zwei Stunden Bedenkzeit⁸⁰. Dagegen erinnerte sich ein anderer Zeuge der Begegnung, der Geistliche Franciszek Jank, an folgenden Gesprächsverlauf: „Ungefähr zehn Minuten später schaute ich in den Korridor hinaus und erblickte Bischof Kaller, der einsam vor dem Hauptausgang stand. Ich trat an ihn heran, und er weinte. Um die traurige Situation zu ändern, wandte ich mich an ihn mit der Bitte, meinen Mitbruder Dziendzielewski, einen Pfarrer bei Allenstein, zu grüßen. Darauf antwortete Bischof Kaller: ‚Ich weiß nicht, ob ich ihn noch sehen werde. Innerhalb von drei Tagen muß ich die Diözese und Polen verlassen.‘ In diesem Moment trat Prälat Borowiec heran und brachte Bischof Kaller zum Pfarrhaus zurück, von wo beide unverzüglich nach Allenstein aufbrachen.“⁸¹ Auch Borowiec erinnert sich, daß Kaller nach dem Gespräch mit Hlond sehr verlegen gewesen sei und verweint ausgesehen habe⁸².

Mit dem Verzicht auf die Jurisdiktion waren alle Absichten und Pläne Kallers zur Reform der Diözesanverwaltung hinfällig geworden, wobei es eher unwahrscheinlich ist, daß der polnische Primas oder sein neuer Apostolischer Administrator Teodor Bensch diese jemals zu Gesicht bekommen hatten. Es kam auch nicht zu einem Treffen Kallers mit seinem Nachfolger Bensch, da der ermländische Bischof seine Diözese binnen drei Tagen verlassen mußte. Dabei gibt zu denken, daß Hlond von Kaller eine derart rasche Ausreise verlangte. Spielten hier etwa der Druck seitens weltlicher Behörden,

77 Wienken an Frings vom 14. 2. 1947. HAEK. Sig. CR II 25.20e 1.

78 Kaller an die Mitbrüder vom 26. 12. 1945, S. 4. EM. Abt. 6.

79 Vgl. CHŁOSTA (wie Anm. 21), S. 280.

80 PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 224.

81 JANK (wie Anm. 64), S. 3.

82 PIETRZAK (wie Anm. 20), S. 224.

das Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung, persönliche Motive oder gar der angestrebte Erfolg bei der tags zuvor durchgeführten Kirchenorganisation eine gewisse Rolle? Den Ausschlag gab möglicherweise die Tatsache, daß Kaller mittlerweile der einzige noch amtierende deutsche Ordinarius im Osten war, während sich Bischof Splett in Haft befand und Piontek nur noch für einige Zeit (bis Juni 1946) in Polen geduldet wurde.

Gemäß der an ihn ergangenen Anweisungen verließ Bischof Kaller die Diözese Ermland und begab sich per Lastwagen nach Warschau, wo er bei dem Theologieprofessor Eugeniusz Dąbrowski übernachtete. Bereits am 18. August fuhr er weiter mit dem Zug nach Stettin und von dort schließlich nach Berlin⁸³. Auf dem Weg nach Posen wurde Kaller auf Geheiß des Primas von Prälat Borowiec begleitet⁸⁴.

Kaller hielt sich also kaum eine Woche lang in seiner Diözese auf (vom 10. bis zum 17. August). Es war seine letzte Begegnung mit Ostpreußen. Obwohl er in Einklang mit dem Apostolischen Stuhl seine Rückkehr in den sowjetischen Teil⁸⁵ der Diözese Ermland bis zuletzt nicht ganz ausschließen wollte, war ihm während seines Augustaufenthalts ein Besuch daselbst aufgrund fehlender Erlaubnis und bescheidener finanzieller Mittel nicht möglich gewesen⁸⁶.

In Halle bemühte sich Kaller erneut um die Einwilligung der russischen Behörden für eine Reise nach Ostpreußen, da er sich für die im Ermland zurückgebliebenen Priester, Ordensschwestern und Gläubigen weiterhin verantwortlich fühlte⁸⁷. Diese Versuche blieben jedoch ohne Erfolg. Gleichwohl war Kaller weiterhin fest der Ansicht, daß die grundlegende Aufgabe eines Bischofs in der Fürsorge für die ihm ursprünglich anvertraute Diözese liegt. In diesem Zusammenhang lobte er die Haltung des Breslauer Kapitelsvikars Piontek⁸⁸. Zugleich war sich Kaller dessen bewußt, daß er der Kirche in dieser Situation auch auf andere Weise dienen konnte⁸⁹. Seine op-

83 Vgl. Kaller an Hartz vom 3. 1. 1946 (wie Anm. 74), S. 1.

84 PIETRZAK, S. 224.

85 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 8 f.

86 Kaller wollte die Katharinenschwestern in Königsberg besuchen. Sie arbeiteten dort in einem russischen Lazarett. Am 30. 11. 1947 wurden sie nach Berlin evakuiert, vgl. MILLER, Ein schriftliches Ehrenmal (wie Anm. 2), S. 84.

87 Kaller an Piontek vom 7. 11. 1945. EM. Abt. 3.

88 Kaps an die Hochwürdigsten Oberhirten vom 13. 5. 1946 (wie Anm. 60), S. 3.

89 Kaller an Piontek vom 28. 3. 1946, S. 1 f. EM. Abt. 3.

ferbereite Einstellung stieß auch beim Kölner Erzbischof Joseph Frings auf Anerkennung, wobei es dieser tief bedauerte, daß jemand, der so vorbildlicher Gesinnung war wie Kaller, ein derart großes Leid und eine solche Demütigung erfahren mußte. Das könne allein im Lichte des Glaubens verstanden werden⁹⁰.

Während eines mehrtägigen Berlinaufenthalts richtete Kaller mit dem dortigen Bischof Preysing am 3. September 1945 eine Note an den Alliierten Kontrollrat⁹¹. Ungeachtet dessen, wer von beiden Autoren letztlich den Anstoß zu dieser Note gab, stammt ihr Inhalt wohl größtenteils aus der Feder Preysings, wie ein Vergleich mit Kallers übrigen Schriften nahelegt. Dabei fällt eine sprachliche Besonderheit auf, nämlich die bewußte Vermeidung des Begriffs *Vertreibung*, der kurze Zeit später im Schriftverkehr erstmals auftauchte.

Zwei Wochen zuvor – am 23. August 1945 – hatte der deutsche Episkopat den Alliierten Kontrollrat brieflich darum gebeten, daß die deutsche Bevölkerung in den vom Reich abgetrennten Gebieten dort weiter bleiben könne, da sie zur loyalen Zusammenarbeit mit den neuen Staaten bereit sei⁹². Kaller und Preysing analysierten in dessen das ganze Problem in umfassenderer Weise und traten als Hirten der ostdeutschen Kirchenprovinz in ihrer Note „als Verteidiger der religiös-moralischen Güter der katholischen Bevölkerung“ auf. Beide Bischöfe baten um die Beachtung der moralischen Normen des Christentums und betonten, daß sie in der Zeit des Nationalsozialismus die Rechte der unterdrückten Völker öffentlich und in Form von Petitionen an die Machthaber verteidigt hätten. Dabei schrieben sie die Verantwortung für die Verbrechen der Vergangenheit allein der Regierung Hitlers zu⁹³. In der bischöflichen Note wurde außerdem die Frage der Westgrenze Polens und der damit verbundenen Zwangsevakuiierung der Zivilbevölkerung zur Sprache

90 Frings an Kaller vom 14. 12. 1945, S. 1. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 4. EM. Abt. 3.

91 Diese Note wurde in englischer, französischer und russischer Sprache verfaßt.

92 Der deutsche Episkopat an den Alliierten Kontrollrat (Fulda, 23. 8. 1945). In: Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945. Bearb. von L. VOLK (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE. Reihe A, Bd. 38). Mainz 1985, S. 696. Zu dieser Frage äußerte sich ein paar Monate später auch Kardinal Frings. Vgl. Frings an Alliierten Kontrollrat vom 11. 1. 1946. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 5 (Flüchtlingsfragen).

93 Kaller und Preysing an Alliierten Kontrollrat vom 3. 9. 1945, S. 1. EM. Abt. 3. Vgl. Akten deutscher Bischöfe (wie Anm. 92), S. 726–729.

gebracht: „Die Ursachen für die großen Schäden an dem religiös-sittlichen Leben unserer Diözesanen sehen wir vor allem in zwei Tatsachen:

1) Es werden *via facti* die Flüsse Oder und westliche Neiße von den Polen als Westgrenze ihres Gebietes festgestellt.

2) Das Flüchtlingsproblem wird unbefriedigend behandelt.

Wir möchten aber betonen, daß auch von uns unter Berücksichtigung aller Umstände eine Erweiterung des polnischen Hoheitsgebietes nach Westen auf Kosten deutschen Gebietes in Rechnung gestellt wird. Dadurch ist auf jeden Fall mit großem Leid und schwerem Schaden für viele unserer Diözesanen zu rechnen. Wir wissen auch, daß hierfür das vergangene nationalsozialistische Regime die Verantwortung trägt. Wir glauben aber auch nicht verhehlen zu dürfen, daß die von der provisorisch-polnischen Regierung durchgeführte Festsetzung der beiden Flüsse Oder und westliche Neiße als Westgrenze Polens und das damit zusammenhängende Flüchtlingselend der deutschen Bevölkerung das Maß der Leiden und Schäden unserer Diözesanen unbillig erhöht.“⁹⁴

Nach den Potsdamer Vereinbarungen (Artikel IX B) hatte die polnische Westgrenze einen vorläufigen Charakter: „Demgegenüber handeln die Polen so, als ob bereits Oder und westliche Neiße als endgültige Grenze festgelegt sind. Einer solchen Handlungsweise gegenüber können wir uns nicht des Urteils enthalten, daß sie von unseren Diözesanen und uns als unrechtmäßig empfunden wird. Dabei stützen wir uns auf die Tatsache, daß dadurch auch Gebiete von Deutschland abgetrennt werden, die seit Jahrhunderten unter deutscher Hoheit stehen und mit rein deutscher Bevölkerung besiedelt sind. Wir bitten auch zu berücksichtigen, daß laut amtlicher Verlautbarung in den neu gewonnenen Gebieten nur 3 bis 4 Millionen Polen angesiedelt werden sollen, während diese Gebiete von 10,3 Millionen Deutschen bewohnt waren.“⁹⁵ Abgesehen vom Ausiedlungsproblem wiesen die Autoren der Note auch auf die traditionelle wirtschaftliche Bedeutung der Ostgebiete für das übrige Deutschland und die dort wachsenden Einkommens-, Wohnraum- und Ernährungsprobleme hin. Aus diesen Gründen wurde der Kontrollrat gebeten, sich mit dem im Potsdamer Viermächte-Protokoll enthaltenen Problem der Emigration von Flüchtlingen in die einzelnen Besatzungszonen zu befassen und eine zentrale Verwaltung zu

⁹⁴ Ebd. S. 1.

⁹⁵ Ebd. S. 2f.

schaffen, die sich insbesondere an das Prinzip einer gerechten regionalen Aufteilung der Flüchtlinge halten würde. Die Note enthielt ferner den Vorschlag, Polen eine zeitweilige Schließung seiner Westgrenze zu empfehlen, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, zu dem im Westen für die Deutschen erstmals einigermaßen erträgliche Lebensbedingungen geschaffen seien⁹⁶. „Wir bitten zugleich, sie an die zuständigen Organe weiterzuleiten, die über die Heimat unserer Diözesanen endgültig entscheiden werden. Unsere innige Bitte geht dahin, daß diese Entscheidung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Humanität gefällt wird. Dann werden auch, so glauben wir, die bei der neuen Grenzziehung im Osten unseres Vaterlandes zu erwartenden Schäden für das religiöse und sittliche Leben erheblich reduziert.“⁹⁷

Kaller fügte die Note seinem Brief vom 6. September 1945 an Pius XII. bei, in dem er die Lage der Bewohner Ostpreußens beschrieb. Darin schilderte er die in einigen Regionen durchgeführten Massenevakuierungen der Bevölkerung, die sowohl von zunehmendem Hunger als auch von der Unterdrückung der Deutschen durch Russen und Polen ausgelöst worden seien: „Alle von den Russen eroberten und von den Polen besetzten Gegenden sind furchtbar verwüstet, es scheint, als ob der Russe den Polen nur eine Wüste zurücklassen wolle, selbst die Dörfer mit landwirtschaftlichen Gebäuden und Utensilien sind vollständig vernichtet. Die deutschen Katholiken sind sehr gedrückt, sie sind rechtlos, und seelsorglich sind sie nicht versorgt, da nur die Verlesung des Evangeliums in deutscher Sprache bei einem [im Original unterstrichen] Gottesdienst am Sonntag erlaubt und die Ablegung der Beichte in der Muttersprache gestattet ist.“⁹⁸ Darüber hinaus berichtete Kaller über die Situation der Geistlichen und zitierte in diesem Zusammenhang statistische Angaben, aus denen hervorging, daß im Ermland im letzten Kriegsjahr genau 380 Priester tätig waren, von denen infolge von Tod, Flucht oder Zwangsevakuierung höchstens 158 übriggeblieben waren. Die Ankunft der ersten polnischen Priester in Ostpreußen konnte seiner Meinung nach nicht als organisierte Aktion bezeichnet werden, viele brächten irgendeine „Jurisdiktion“ von einem Wojewoden mit, ohne die Erlaubnis des zuständigen Ortsbischofs einzu-

96 Ebd. S. 4.

97 Ebd.

98 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 4 f.

holen⁹⁹. Außerdem erinnerte Kaller an die große Bedrückung unter den Geistlichen, die trotz der zahlreichen Gläubigen nicht effektiv wirken konnten, da der freie Gebrauch der Muttersprache stark eingeschränkt war¹⁰⁰. Bezüglich des materiellen Zustands der Diözese schrieb Kaller, daß die Akten der Pfarreien und des Bistums in Frauenburg weitgehend vernichtet und die Sakralbauten verwüstet und geplündert seien; zuweilen hätten die Russen dort Vergnügungslokale eingerichtet¹⁰¹.

Der (seit Anfang 1945) vierte Bericht von Bischof Kaller an Pius XII. ist leider ebenso wie die vorherigen Briefe, wie sich später herausstellte, auf dem Weg zwischen Halle und der Nuntiatur in Eichstätt verlorengegangen¹⁰².

Von Berlin aus begab sich Kaller wieder zu den Barmherzigen Schwestern nach Halle, wo er sich seit dem 1. März 1945 aufgehalten hatte. In dieser Zeit hatte er sicherlich die Hoffnung auf eine Rückkehr in den russischen Teil seiner Diözese noch nicht ganz aufgegeben¹⁰³. Kaller rechnete mit einem gänzlich anderen Verlauf der weiteren Ereignisse, er faßte eine Seelsorgetätigkeit in der östlichen Besatzungszone, in Thüringen und Sachsen, die der Administration des Erzbistums Paderborn unterstanden, ins Auge. Dabei ging es ihm sowohl um die Mission unter den einheimischen Katholiken, als auch um die drängenden Bedürfnisse der unentwegt ins Land strömenden Flüchtlinge¹⁰⁴. In Halle unternahm er die ersten Schritte in dieser Richtung (Bußandachten, Pastoralvisiten, Korrespondenzen, Anlegen einer Flüchtlingskartei usw.), die er später in institutionalisierter Form als Päpstlicher Sonderbeauftragter für die heimatvertriebenen Deutschen fortsetzen sollte. Unter den völlig neuen Be-

99 Ebd. S. 5. Über ähnliche Vorkommnisse in der Diözese Danzig berichtete A. Lubomski (wie Anm. 43), S. 7 f.

100 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945, S. 5 f.

101 Ebd. S. 6.

102 Den ersten Brief schickte Kaller am 3. 3. 1945 ab. Das zweite Schreiben vom 2. 5. 1945 wurde von den amerikanischen Behörden weitergegeben. In seinem Schreiben vom 28. 6. 1945 bat Kaller den Nuntius für Deutschland Cesare Orsenigo um eine Vermittlung beim Papst. Den vierten Brief (mit der Note an den Alliierten Kontrollrat) vom 6. 9. 1945 schickte Kaller über den Paderborner Erzbischof Jaeger, vgl. Kaller an Orsenigo vom 23. 12. 1945, S. 1 f. EM. Abt. 2c.

103 Ebd. S. 2.

104 Kaller an Pius XII. vom 6. 9. 1945 (wie Anm. 12), S. 7. Vgl. Domherr Tinschert an Pfarrer Härtel (Altötting) vom 25. 11. 1945. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 5.

dingungen fühlte sich Kaller auf besondere Weise zum seelsorglichen Engagement aufgerufen. An dieser Stelle sei daran erinnert, daß er bereits als junger Kaplan in einer Missionspfarrei auf Rügen (1905–1917)¹⁰⁵, anschließend in Berlin (1917–1926), dann als Administrator in Schneidemühl und zuletzt als ermländischer Bischof als guter Seelsorger und hervorragender Organisator geschätzt war.

Nach der Rückkehr aus dem Ermland brachte Kaller in einem sehr persönlich gehaltenen Hirtenwort an seine Gläubigen (im September 1945 in Halle) seine Trauer über den Heimatverlust und die zerrissenen Familien zum Ausdruck: „Auch ich trug diese große Liebe zum Ermland in mir, wenn ich auch der Geburt nach Schlesier bin. Auch ich fühlte mich glücklich unter Euch in Eurer Heimat. Gott hat zugelassen, daß wir unsere Heimat verloren, daß namenloses Elend über uns kam, daß die Familien auseinandergerissen und wir in alle Winde zerstreut wurden, bis an den Rhein, bis an den Ural. (...) Aus tiefer Überzeugung erkläre ich darum, daß ich es nicht für richtig halte, nach Ostpreußen zurückzukehren. Auch für mich fand sich keine Gelegenheit zu gedeihlicher Arbeit, deshalb kehrte ich nach Halle zurück. *Unsere Heimat ist uns verloren* [Hervorhebung vom Verf.]. Das ist hart. Aber an harten Tatsachen dürfen wir nicht vorübergehen. Unsere Trauer um die verlorene Heimat muß sich trösten und aufrichten lassen. Es ist der Wille Gottes.“¹⁰⁶

Die schmerzhafteste Wahrheit zu akzeptieren, fiel Kaller nicht gerade leicht. Trotzdem ermunterte er die Flüchtlinge immer wieder dazu, sich unter den veränderten Bedingungen ein neues Leben aufzubauen, und rief dabei zur Bewahrung und Pflege der eigenen Kultur und des religiösen Brauchtums auf¹⁰⁷. Die Stimmung unter den Adressaten stand diesem Ansinnen jedoch entgegen, so daß Kaller einen Tag vor Heiligabend 1945 an den Papst schrieb, daß seine Gläubigen nur den einen Wunsch hätten, in die Heimat zurückkehren zu können¹⁰⁸.

Angesichts der bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches sah man den Vatikan oftmals als möglichen Anwalt deutscher Interessen an und hoffte insbesondere auf das persönliche Wohlwollen

105 J. GEHRMANN, Maximilian Kaller, Pfarrer auf Rügen. In: ERMLANDBUCH 1992, S. 93–100.

106 Hirtenbrief September 1945, S. 1. EM. Abt. 6. Vgl. ERMLANDISCHER HAUSKALENDER 86 (1952) S. 141–146.

107 Ebd. S. 2.

108 Kaller an Pius XII. vom 23. 12. 1945, S. 2. EM. Abt. 2a.

Pius' XII. Vor dem Hintergrund der drängenden Fragen des Ostens wurden zu Beginn des Herbstes 1945 erstmals auch im Vatikan besorgte Stimmen über die Ereignisse in den Oder-Neiße-Gebieten laut. Innerhalb der deutschen Kirche ließ man der Entrüstung über das Vorgehen Kardinal Hlonds zunehmend freien Lauf¹⁰⁹. Der Papst vermied zwar eine eindeutige Stellungnahme zu dieser Frage, offenbarte aber in seinem Brief an den deutschen Episkopat vom 1. November 1945 seine tiefe Beunruhigung angesichts der herrschenden Verhältnisse im Osten. „Da Wir aber die überaus traurigen Ereignisse gut kennen, die sich im Osten von Deutschland in diesen letzten Monaten abgespielt haben, richten Wir an alle die eindringliche Mahnung, daß nicht Gewalt gegen Gewalt zurückschlage, daß vielmehr die Kraft des Rechtes antworte, und ebenso daß ein unparteiisches Urteil in Gerechtigkeit gefällt und mit denen, die in Wirklichkeit schuldig und darum strafbar sind, nicht auch jene bürgerlichen Kreise vermengt werden, die wie bei anderen Nationen so auch bei euch durch keine Kriegsschuld und durch kein Verbrechen belastet sind“¹¹⁰.

Kaller hingegen reflektierte die alte und neue Wirklichkeit trotz schmerzlicher persönlicher Erfahrungen im Osten wie folgt: „Das, was unsere Deutschen in Polen durchführen sollten, ist offensichtlich noch schlimmer als das, was viele von uns hier erleiden.“¹¹¹ Die damalige Stimmung kommt auch im Briefwechsel des Bischofs mit den Menschen östlich von Oder und Neiße zum Ausdruck. So gab Kaller im Rahmen seiner Neujahrswünsche an Prälat Bensch, den Apostolischen Administrator der Diözese Ermland, zu, daß er unter dem Verlust der Diözese natürlich leide, mit der er lange Jahre verbunden gewesen sei. Dennoch sei er aber seinem Nachfolger deswegen nicht persönlich gram, da über ihr Schicksal ein anderer entschieden habe. „Ich darf als Mitbruder zu Ihnen sprechen; zwischen uns darf kein Abgrund stehen. Sie können nichts dafür, daß Sie das Amt übernehmen mußten, ich kann nichts dafür, daß ich fortgehen mußte. Höhere Mächte haben entschieden, und deshalb wünsche ich Ihnen aus ganzem Herzen göttlichen Segen“¹¹².

109 Vgl. den Bericht über die Deutschlandreise (1.–20. 9. 1945) des Paters Ivo Zeiger SJ, Rom, nach 20. 9. 1945. In: Akten deutscher Bischöfe (wie Anm. 92), S. 763. J. KAPS, Romreise eines schlesischen Priesters 1945. München 1989, S. 33–37.

110 Pius XII. an den deutschen Episkopat vom 1. 11. 1945. In: Akten deutscher Bischöfe (wie Anm. 92), S. 824.

111 Kaller an Luisa Quandt vom 16. 12. 1946. EM. A 7.

112 Kaller an Bensch vom 2. 1. 1946, S. 1. EM. Abt. 3.

Zugleich wandte sich Kaller mit drei konkreten Bitten an Prälat Bensch. Zunächst bat er um eine Adressenliste sämtlicher noch im Ermland verbliebener Priester. Außerdem fragte er nach der dort noch lebenden deutschen Bevölkerung, für deren Schicksal sich zahlreiche Familien in den Westzonen interessierten. Die letzte und wohl heikelste Bitte betraf das im Ermland vorherrschende polnisch-deutsche Verhältnis auf kirchlicher Ebene, wobei sich Kaller vor allem Aufklärung über die Lage der Katharinschwester erhoffte¹¹³. Dabei wollte er mehr über die Vorgehensweise der Generaloberin gegenüber den polnischen Schwestern erfahren, was Bensch und dem Primas selbst Anlaß zur Sorge gab¹¹⁴.

II

Vor dem Hintergrund der sich rasch verändernden Situation, vor allem im Zusammenhang mit dem immer drängender werdenden Flüchtlingsproblem tauchte für Kaller die Frage auf, ob er das neue Amt überhaupt annehmen sollte¹¹⁵. In seinem Leid war Kaller sogar bereit, in die Mission zu gehen, was nicht unbedingt mit der Ausübung des Bischofsamtes verbunden war¹¹⁶. In erster Linie ging es ihm jedoch darum, selbst nicht abseits zu stehen, wenn dringende Aufgaben der Kirche gelöst werden mußten.

In einem Brief an Prälat Hartz schätzte Kaller die neue Lage als unsicher ein und war der Ansicht, daß sich künftig niemand um die Probleme kümmern werde, da der Hl. Vater nach den Worten Kardinal Preysings keinerlei Veränderungen in den kirchlichen Verhältnissen beabsichtigte¹¹⁷. Die bestehenden Konkordate (vom 14. 6. 1929 mit Preußen¹¹⁸ und vom 20. 7. 1933 mit dem Deutschen Reich) behielten also ihre Gültigkeit, wodurch allerdings die drängenden Probleme nicht gelöst wurden. Auch die westdeutsche Kirchenadministration wußte nicht so recht, wie mit dem ostdeutschen Klerus verfahren werden sollte¹¹⁹. Denn dieser mußte den jeweiligen Ortsbischof um

113 Ebd. S. 2f.

114 Bensch an Kaller vom 19. 9. 1946. EM. Abt. 3. Vgl. RAINA (wie Anm. 21), S. 52: Hlond an Tardini vom 24. 10. 1946.

115 Kaller an Kuratus H. Janssen vom 25. 3. 1946. EM. A 19.

116 Kaller an Piontek vom 28. 3. 1946, S. 2. EM. Abt. 3.

117 Kaller an Hartz vom 3. 1. 1946 (wie Anm. 74), S. 1.

118 Eine Ausnahme bildete die Grafschaft Glatz, die dem Erzbistum Prag unterstellt war.

119 Frings an Pius XII. vom 25. 11. 1945. EM. Abt. 4.

eine Aufenthaltserlaubnis in der neuen Diözese ersuchen, unterstand aber weiterhin der kirchlichen Jurisdiktion der Ordinarien aus den Oder-Neiße-Gebieten¹²⁰. Um die innerkirchlichen Spannungen wirksam vermindern zu können, hoffte man auf eine schnelle Entscheidung des Vatikans.

In seinem noch vor der Einsetzung in das neue Amt verfaßten achtseitigen Brief an den Papst vom 21. Juni 1946 wies Kaller auf die verheerende geistige und materielle Lage des deutschen Volkes ein Jahr nach Kriegsende hin¹²¹. Dabei erinnerte er an die Beschränktheit der kirchlichen Hilfsmittel für die Opfer von Verfolgungen und die Flüchtlinge aus dem Osten. Er rief den Papst nicht zuletzt deshalb zum raschen Handeln auf, weil die Zahl der Konfessionsübertritte aufgrund der besser organisierten materiellen Unterstützung von seiten der evangelischen Kirche bedeutend angestiegen war. Zu diesem Zweck schlug Kaller die Schaffung einer „Zentrale der katholischen Hilfe für Deutschland“ vor, die wegen ihrer internationalen Bedeutung auf dem Territorium des Vatikans eingerichtet werden sollte. Darüber hinaus sah er eine Aufgabe der Kirche darin, die Prozesse der Ansiedlung und der außereuropäischen Emigration zu planen und zu lenken. Schließlich bat Kaller Pius XII. um eine persönliche Audienz, um ihm den allgemeinen Rahmen der Hilfsaktionen für die Deutschen vorzustellen¹²².

Angesichts der unmittelbar bevorstehenden Sitzung der Deutschen Bischofskonferenz sandte Kaller ein Schreiben ähnlichen Inhalts an Kardinal Frings. Als einziger vom Flüchtlingsschicksal betroffener deutscher Bischof fühlte sich Kaller verpflichtet, gleichsam das Sprachrohr der gesamten ostdeutschen Bevölkerung zu sein, die er auf 13 bis 15 Millionen Menschen schätzte¹²³. In diesem Zusammenhang gebrauchte Kaller neben den Begriffen *Flüchtlinge*, *Deportierte* und *Gefangene* erstmals das Wort *Vertriebene*¹²⁴.

120 Kaller an Piontek vom 2. 1. 1946, S. 2. EM. Abt. 3. Der Heilige Stuhl hatte am 14. 4. 1946 eine Anordnung über die Priesterweihe des Klerus aus den Oder-Neiße-Gebieten getroffen. Am 21. 2. 1948 wurde ein Reskript über den Aufenthalt der ostdeutschen Geistlichen in den westdeutschen Bistümern herausgegeben. Vgl. G. BRAUN, Zur kirchlichen Lage des heimatvertriebenen Klerus in Deutschland. In: ARCHIV FÜR KATHOLISCHES KIRCHENRECHT 1951–1952, S. 267–277.

121 Kaller an Pius XII. vom 21. 6. 1946. EM. Abt. 2a.

122 Ebd. S. 1–8.

123 Kaller an Frings vom 4. 8. 1946, S. 1. EM. Abt. 4.

124 Ebd. S. 4.

Seine engen Bindungen an diese Gruppe von Menschen beeinflussten sicherlich den Entschluß Pius' XII., ihn am 24. Juni 1946 zum „Sonderbeauftragten des Hl. Vaters für die heimatvertriebenen Deutschen“ zu ernennen. Zu dieser Zeit war Kaller gerade von Halle ins westfälische Wiedenbrück gezogen, das in der britischen Besatzungszone lag¹²⁵.

In einem Breve an Kaller drückte der Papst zunächst sein Bedauern über die Ereignisse seit Kriegsende aus und beschrieb die besonderen Umstände, die die weitere Ausübung von Kallers Bischofsamt in Ostpreußen unmöglich gemacht hatten. Dazu zählte Pius XII. u. a. den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Apostolischen Stuhl durch die polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit im September 1945. Nach Ansicht des Papstes war Kaller dazu bereit, den besonderen Auftrag zu übernehmen, dessen schnelle Erledigung auch im Interesse des Vatikans lag. Zuvor hatte Pius XII. das Angebot Kallers abgelehnt, für die religiöse Betreuung der in Frankreich festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen tätig zu werden. Er vertraute ihm stattdessen ein spezielles Amt an, das organisatorische und pastoral-karitative Aufgaben miteinander verband und auf die ostdeutschen katholischen Heimatvertriebenen ausgerichtet war. „Der Ausgang des Krieges und die Nachkriegszeit haben Sie, ehrwürdiger Bruder, und Ihre Diözesanen überaus schwer getroffen. Wir brauchen Ihnen nicht zu sagen, wie sehr Wir mit Ihnen allen mitempfinden und wie gerne Wir zu Hilfe gekommen wären, wenn die Abschnürung des deutschen Ostens und die Verslossenheit der dortigen gegenwärtigen Machthaber dem Heiligen Stuhl gegenüber Uns nicht der Möglichkeit dazu beinahe vollständig beraubt hätten. Der Druck der Verhältnisse hat für die ostdeutschen Gebiete eine vorläufige Regelung der kirchlichen Verwaltung erzwungen, die eine Fortführung Ihrer bischöflichen Amtstätigkeit ausschließt, ganz abgesehen davon, daß Ihre noch von den deutschen Behörden verfügte gewaltsame Wegführung aus Ihrer Diözese und die dann einsetzenden erschütternden Vorgänge in Ostpreußen

125 Kaller war am 3. 7. 1946 in den 40 km von Paderborn gelegenen Ort Wiedenbrück umgezogen, wo er bei den Schwestern der Christlichen Liebe wohnte. In diesem Hospital hatte sechs Monate (bis 8. 4. 1945) auch Kardinal August Hlond, von der Gestapo inhaftiert, verbracht. Vgl. LAWS, Wanderer (wie Anm. 2), S. 28f. A. BARANIAK, Misja opatrnościowa Kardynała Prymasa Hlonda w okresie wojny światowej 1939–1945. In: NA-SZA PRZESZŁOŚĆ 42 (1974) S. 179.

Ihnen eine Wiederaufnahme sowieso unmöglich gemacht haben würden.“¹²⁶

Das neue Amt verlieh Kaller jedoch keine jurisdiktionellen Befugnisse¹²⁷ hinsichtlich der ostdeutschen Geistlichen, sondern sollte dafür sorgen, daß diese statistisch erfaßt und angemessen auf die neuen Diözesen verteilt werden konnten. Ferner sollten Voraussetzungen für die Priesterausbildung geschaffen werden, was sich später in der Gründung eines theologischen Zentrums in Königstein manifestierte¹²⁸. Diese Aufgaben sah der Papst als äußerst dringlich an und wünschte, daß Kaller darüber bereits im August der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda einen Bericht vorlegen sollte¹²⁹.

Die Nachricht von seiner Ernennung vom 24. Juni 1946 erhielt Kaller erst am 8. August¹³⁰, und unter Zeitdruck angesichts der für den 20.–22. August vorgesehenen Bischofskonferenz forderte er einen Zusammenschluß aller bisher zersplitterten Kräfte¹³¹ für die Flüchtlingshilfe¹³².

Kaller dankte Pius XII. für dessen Worte der Hoffnung¹³³, die väterliche Sorge und die Anteilnahme „am schweren Los der vertrie-

126 Pius XII. an Kaller vom 24. 6. 1946, S. 1. EM. Abt. 2a.

127 Vgl. G. BRAUN, Zur kirchenrechtlichen Lage des heimatvertriebenen Klerus in Deutschland. In: Schicksal Vertreibung. Aufbruch aus dem Glauben. Dokumente und Selbstzeugnisse vom religiösen, geistigen und kulturellen Ringen. Hrsg. von F. LORENZ. Köln 1980, S. 256.

128 Pius XII. an Kaller vom 24. 6. 1946 (wie Anm. 126), S. 1f. Kaller schrieb über seine Pläne in einem Brief an Johannes Lenz vom 20. 1. 1947. Abdruck in: UNSER ERMLANDBUCH 1968, S. 33.

129 Ebd. S. 2.

130 Kaller an Pius XII. vom 14. 8. 1946, S. 1. EM. Abt. 2a.

131 Es ging um die „Kirchliche Hilfsstelle“ und um den Deutschen Caritasverband. Ein Beschluß über die Hilfsstelle wurde auf der Konferenz des Deutschen Episkopats im August 1945 getroffen. Vgl. dazu den Jahresbericht der Kirchlichen Hilfsstelle 1946. HAEEK. Sign. CR II 25.20b, 8.

132 Kaller an Pius XII. vom 2. 9. 1946, S. 1–8. EM. Abt. 2a.

133 Kaller an Pius XII. vom 14. 8. 1946 (wie Anm. 130), S. 1. Hier ging es um die Ansprache Pius' XII. an das Kardinalskollegium anläßlich des Namenstages des Papstes am 2. 6. 1945 und um den Brief Pius' XII. an Kardinal Faulhaber vom 1. 11. 1945. In beiden Äußerungen hatte der Papst zum Verhalten der Kirche in der Vergangenheit, insbesondere zur Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus in Deutschland, Stellung genommen. Er hatte auch den Rahmen für den künftigen Weltfrieden (mit der UNO) skizziert und seine Hoffnung auf Wiederherstellung des kirchlichen Lebens in Deutschland zum Ausdruck gebracht. Vgl. Akten deutscher Bischöfe (wie Anm. 92), S. 818–825, 884–893.

benen ostdeutschen Gläubigen und Priester“¹³⁴. Er nahm die besondere Mission an, obwohl er sich der Schwere der damit verbundenen Aufgaben durchaus bewußt war. Zur Verwirklichung des päpstlichen Auftrags verständigte er sich auch mit den ostdeutschen Ordinarien, wie z.B. dem Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau, Ferdinand Piontek, und dem Generalvikar von Glatz, Franz Monse¹³⁵.

Das neue Amt erforderte nach Ansicht Kallers Engagement im eigenen Land und auf internationaler Ebene. Was die Tätigkeit im Lande betraf, so wurde die Frage der sozialen Unterstützung neben der pastoralen Betreuung immer drängender, da eine Proletarisierung der Flüchtlinge drohte. Um Opferbereitschaft und karitative Gesinnung in der einheimischen Bevölkerung gegenüber den Neuankömmlingen zu wecken, wollte Kaller insbesondere die Deutschen im Westen über das tragische Schicksal ihrer Landsleute aus dem Osten informieren¹³⁶. Der internationale Aspekt sollte indessen durch die Vertretung der Flüchtlingsinteressen im Vatikan und beim Alliierten Kontrollrat zum Ausdruck kommen, wobei die Heimholung der zerstreuten Kinder und die Zusammenführung getrennter Familien aus Schlesien, Ostpreußen und Dänemark Priorität haben sollten¹³⁷.

Nach der päpstlichen Ernennung zum Flüchtlingsbischof gebrauchte Kaller selbst immer öfter den Titel *Vertriebenenbischof*. Diese Selbstbezeichnung tauchte bereits in einem Hirtenbrief Ende September 1946 auf¹³⁸, der an alle „heimatvertriebenen Brüder und Schwestern“ gerichtet war¹³⁹. Darin kam Kaller nochmals auf die Chancen einer Wiedergewinnung der Heimat und die Möglichkeiten einer Rückkehr zu sprechen. „Je länger Ihr in der Fremde weilt, ohne daß es Euch gelingen will, neue Heimat zu finden, desto stär-

134 Ebd. S. 1.

135 Ebd. S. 2.

136 Kaller an Golombek vom 2. 10. 1946. EM. A 19.

137 Memorandum Kallers über die Lage der Flüchtlinge und Vertriebenen und über die Aufgaben des Sonderamtes des Flüchtlingsbischofs bei der Audienz dem Heiligen Vater überreicht am 11. 11. 1946, S. 1–10. EM. Abt. 2a. Ähnliche statistische Materialien übersandte Kaller dem Papst am 17. 5. 1947.

138 Hirtenbrief vom September 1946. EM. Abt. 6. Dieser Brief wurde auf Anordnung des Erzbischofs von Köln am 23. 1. 1947 dort verlesen, „wo sich Vertriebene befinden“. Vgl. Hirtenbriefe und Ansprachen zu Gesellschaft und Politik 1945–1949. Bearb. von W. LOHR. Würzburg 1985, S. 161–164.

139 Ebd. S. 1.

ker wird Euer Wunsch, bald ins Ermland zurückzukehren. Zu Euren Klagen kommen in der letzten Zeit auch die Notrufe aus der alten Heimat: „Holt uns heraus, wir können die Leiden nicht mehr ertragen!“¹⁴⁰ Für Kaller stand fest, daß es letztlich zu keiner Heimkehr kommen werde, und er riet den im Ermland gebliebenen Menschen, nach Westdeutschland auszureisen¹⁴¹. Trotz des unbestreitbaren Rechts bleibe wenig Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat. „Je geringer diese Aussicht ist, desto mehr müßt Ihr Euch bemühen, in der Fremde Heimat zu suchen und zu schaffen.“¹⁴² Eine Wiedergewinnung des Ermlands schien für Kaller aus geographisch-politischen Gründen unmöglich zu sein¹⁴³.

Im Spätherbst 1946 begab sich Kaller nach Rom, wo er Pius XII. am 11. November während einer Audienz das „Memorandum über die Lage der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie die Aufgaben des besonderen Amtes des Flüchtlingsbischofs“ überreichte¹⁴⁴. Einen Tag später ergriff Kaller in Radio Vatikan¹⁴⁵ zu diesem Problem das Wort. Auch seine religiöse Neujahrsbotschaft von 1947 in Radio Frankfurt bezog sich auf diese Thematik¹⁴⁶.

Die Ansprache in Radio Vatikan konzentrierte sich darauf, Lösungen für die ökonomischen, bevölkerungspolitischen und religiösen Probleme zu suchen, die seit der Potsdamer Konferenz bestanden. Dabei übten sowohl die Begegnung mit dem Papst, die kurz zuvor stattgefunden hatte, als auch der ehrwürdige Ort der Rundfunkübertragung zweifellos einigen Einfluß auf manche Formulierungen und Postulate Kallers aus. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß hochrangige westliche Politiker damals den verbindlichen Rechtscharakter der Oder-Neiße-Grenze zunehmend in Frage stellten, wie

140 Ebd.

141 Kaller an Luisa Quandt (wie Anm. 111).

142 Hirtenbrief vom September 1946, S. 6.

143 Kaller an Reinhardt von Fischer-Loßbainen vom 12. 1. 1946. EM. A 2. Kaller an Studienrat Franz Buchholz vom 15. 1. 1947. EM. A 1.

144 Wie Anm. 137.

145 Rundfunkansprache des Päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen, des Bischofs Maximilian Kaller, im Vatikan-sender, am 12. 11. 1946, S. 1–3. EM. Abt. 6. Große Ausschnitte aus dieser Rede in: WÜRZBURGER BISTUMSBLATT vom 1. 12. 1946. Vgl. ERLANDBUCH 1987, S. 44 f.

146 Rundfunkansprache des Päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen, des Bischofs Maximilian Kaller, in der katholischen Sendung des Frankfurter Rundfunks am Neujahrstag 1947. EM. Abt. 6.

etwa Winston Churchill in seiner Rede in Fulton vom 5. März 1946 oder James F. Byrnes in seiner Stuttgarter Rede vom 6. September 1946. Indem Kaller von den 13 Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen sprach, unterstrich er die frühere ökonomische Bedeutung der deutschen Ostgebiete (ein Viertel der Agrarproduktion¹⁴⁷) und rief angesichts des eklatanten Mangels an Lebensmitteln, Wohnraum und Arbeit das Ausland zur Hilfe für diese Menschen auf. Dabei sah er in der freiwilligen Emigration nach Übersee eine geeignete Möglichkeit, die Überbevölkerung Deutschlands zu verringern. Eine andere Lösung bestand nach Kallers Ansicht in der teilweisen Rückgabe der Ostgebiete. Auf diese Weise könnten einige Millionen Menschen, diejenigen, die dort früher gewohnt haben, gerettet werden¹⁴⁸. In der ursprünglichen Version seiner Rede hatte Kaller die Revision der Ostgrenze bis zur Oderlinie im Abschnitt Swinemünde – Ratibor (eine Fläche von ca. 30 000 qkm) verlangt, was für viele der dort lebenden 3,5 Millionen Menschen eine Chance zum Bleiben bedeutet haben würde¹⁴⁹. Eindringlich ergänzte Kaller in seiner Neujahrsansprache 1947: „Das sind die Rufe eines Volkes, das um Sein und Nichtsein ringt. Das sind Rufe eines ertrinkenden Volkes, das sind Bitten, die angesichts unserer Not nicht als vermessen betrachtet werden dürfen.“¹⁵⁰

Kallers Worte sollten den Glauben an die Zukunft stärken, während die realen Verhältnisse eher Zweifel und Unsicherheit hervorriefen. An dieser Situation war die Politik der Alliierten nicht ganz unschuldig, da deren fehlende Konzeption zur Lösung der deutschen Frage der düsteren Stimmung im Lande zusätzliche Nahrung gab¹⁵¹. In der „Stunde Null“ blickten viele Menschen hoffnungsvoll auf die beiden großen Kirchen, deren institutionelle, soziale und politische Stellung im Lande und deren Verhältnis zu den Besatzungsmächten immer bedeutsamer wurden¹⁵². Außer der Beachtung der wichtigen Alltagsprobleme mußte die katholische Kirche jedoch bemüht sein, die Prinzipien ihres Zusammenlebens mit dem Staat zu formulieren. Dazu rief übrigens auch der Papst auf, als er an die deutschen Bischöfe appellierte, sich mit großer Sorgfalt um den fak-

147 Rundfunkansprache vom 12. 11. 1946, S. 1.

148 Ebd. S. 2.

149 Ursprünglicher Text mit Kallers Notizen, ebd. S. 4.

150 Rundfunkansprache am Neujahrstag 1947, S. 2.

151 Die Bildung der Bizone erfolgte am 1. 1. 1947, und das Wiederaufbauprogramm für Europa (Marshallplan) wurde am 5. 6. 1947 verkündet.

152 KLESSMANN (wie Anm. 26), S. 59–63.

tischen und juristischen Status der Kirche zu kümmern¹⁵³. Zugleich versuchte man, der katholischen Weltöffentlichkeit die deutschen Wünsche und Forderungen unter Zuhilfenahme der kirchlichen Institutionen glaubwürdig zu vermitteln. Als Plattform dienten dabei die Bischofskonferenzen in den westlichen Ländern sowie offizielle Stellungnahmen des Vatikans. Außerdem wurde keine Gelegenheit ausgelassen, unmittelbar auf neueste Entwicklungen einzugehen, wie z. B. anlässlich der Moskauer Konferenz, auf der die Grundsätze einer gemeinsamen Deutschlandpolitik der Alliierten festgelegt werden sollten¹⁵⁴.

In den mehreren tausend Briefen, die Kaller monatlich erreichten, wurde wiederholt der Wunsch geäußert, daß er von Amts wegen das Wort ergreifen und „die Rückgabe der Heimat vor den Augen der ganzen Welt“ fordern solle¹⁵⁵. Obwohl Kaller bereit war, sämtliche Protestaktionen zu unterstützen, wollte er andererseits keine falschen Hoffnungen bei den Menschen wecken. „Wir sind menschlich betrachtet zur Passivität verurteilt, aber als Christen können wir zum gerechten Frieden einen ganzen erheblichen Teil dadurch beitragen, daß wir vertrauensvoll um den Frieden beten, daß wir den Frieden leben und daß wir in Bußgesinnung das Kreuz tragen, das der Herr uns auferlegt hat.“¹⁵⁷

Die deutschen Bischöfe drückten ihr Bedauern darüber aus, daß auf der Moskauer Konferenz kein deutscher Vertreter zugelassen war, und riefen die Mächtigen dazu auf, das Recht und das Wohl aller Völker zu achten, die Sicherheit vor einem neuen Krieg zu gewährleisten sowie die Reparationslasten des Dritten Reiches in Grenzen zu halten¹⁵⁸. Am 9. März – einen Tag vor der Moskauer Konferenz – wurde in den Sonntagsgottesdiensten zusätzlich ein Friedensgebet gebetet, das bis zum Ende der Konferenz beibehalten

153 Das päpstliche Schreiben vom 18. 1. 1947 befand sich in einem Brief an Kardinal Faulhaber an die deutschen Ordinarien. EM. Abt. 2a, hier S. 8.

154 Es kam zu keiner Vereinbarung, und unter den Außenministern der Siegermächte gab es sogar Streit um den Beschluß des Alliierten Kontrollrats über die Auflösung Preußens (15. 2. 1947).

155 Katholische Seelsorger von Werl an Bischof Kaller vom 12. 9. 1946. EM. A 32.

156 Kaller an Studienrat Franz Buchholz vom 15. 1. 1947. EM. A 1.

157 Kaller an Pfarrer Klambt vom 12. 2. 1947. EM. A 19.

158 Die deutschen Bischöfe: Aufruf zu einem „Gebetstag beim Beginn der Moskauer Friedensverhandlungen“, 18. 2. 1947. In: Hirtenbriefe und Ansprachen (wie Anm. 138), S. 192.

wurde¹⁵⁹. Gleichwohl verließ man sich nicht nur auf das Beten. Kaller wurde nämlich wiederholt vorgeschlagen, vor dem Hintergrund der Moskauer Konferenz mit der passiven Haltung der Kirche zu brechen und im Namen des deutschen Episkopats die Rückgabe der Heimatgebiete zu fordern¹⁶⁰. Dies war übrigens nicht nur die Meinung der Flüchtlinge, sondern auch einiger bischöflicher Würdenträger aus Westdeutschland¹⁶¹. Auch der Klerus aus dem „verlorenen“ deutschen Osten spielte in den Protesten eine maßgebliche Rolle. So verlangten Priester aus Schlesien und aus dem Zentrum in Königstein¹⁶² in zahlreichen Resolutionen an weltliche und kirchliche Behörden im In- und Ausland die Achtung der Menschenrechte und forderten „eine gerechte Lösung der deutschen Frage“ durch die Rückgabe der „ostdeutschen Gebiete“¹⁶³. Nach Kallers Ansicht war allen diesen Stimmen kein Erfolg beschieden. So blieb weiterhin fraglich, inwieweit sich die Kirche hier überhaupt engagieren sollte. Kaller selbst sah die revisionistischen Forderungen von vornherein als aussichtslos an, wollte sie jedoch als „rein politische Angelegenheit“ einem geeigneten politischen Gremium überlassen¹⁶⁴. Er stand also dem mehrfach geäußerten Wunsch, sich in der Frage des deutschen Ostens an die Spitze einer gesamtkirchlichen Aktion zu stellen, äußerst skeptisch gegenüber. Vielmehr überließ er die endgültige Entscheidung dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Frings: „Ich persönlich halte die Rückkehr aller

159 *Erbeten wird vom Episkopat ein allgemeiner Gebetstag um einen gerechten Frieden. Vorgeschlagen wird dafür Sonntag d. 9. März [1947], der Vortag des Beginns der Moskauer Friedenskonferenz. Es wird gebeten, das beiliegende Gebet nach der hl. Messe verrichten zu lassen.* EM. Abt. 6. Vgl. Die deutschen Bischöfe ... vom 18. 2. 1947, S. 193.

160 Kaller an Frings vom 24. 2. 1947. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 7. Dasselbe in: EM. Abt. 3. Gröber an Kaller vom 16. 2. 1947. Ebd. Eine Abschrift des Beschlusses der ostdeutschen Geistlichen vom 30. 12. 1946 in Aurich befand sich bei dem Brief Pionteks an Kaller vom 27. 1. 1947. Ebd.

161 Gröber an Frings vom 16. 2. 1947. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 7.

162 HAEK. Sign. 25.20b, 9. Vgl. den Beschluß vom 26. 3. 1947, Anlage zum Brief Kallers an Frings vom 28. 3. 1947. EM. Abt. 3.

163 Eingabe schlesischer Priester um eine gerechte Lösung der deutschen Ostfrage. Im Auftrage der schlesischen Priester in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands, J. Kaps, Erzbischöflicher Konsistorialrat, S. 1–8, hier S. 1. Diese Eingabe befand sich bei dem Brief Gröbers an Kaller vom 16. 2. 1947.

164 Kaller an Piontek vom 20. 2. 1947. EM. Abt. 3.

Vertriebenen für die einzig richtige Lösung, wenn ich mir auch nicht verhehle, daß für die Erfüllung, namentlich was Ostpreußen anbelangt, sehr wenig Hoffnung vorhanden ist.“¹⁶⁵

In seinem Hirtenwort zur Fastenzeit des Jahres 1947 knüpfte Kaller an frühere Rundfunkansprachen an, wobei er jene Stellen aus seiner Korrespondenz mit dem Papst hervorhob, die neben den Pflichten auch die Rechte der besiegten deutschen Nation zur Sprache brachten. „Unser Volk atmete auf, als es aus berufenem Munde hörte, daß die Grundsätze der Atlantik-Charta für alle Völker, also auch für das geschlagene deutsche Volk, zur Geltung gebracht werden sollen. Das heißt also, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Recht auf unsere seit Jahrhunderten angestammte Heimat in unbestreitbar deutschen Gebieten geachtet werden soll. Wir wissen uns mit dem Gewissen aller rechtlich Denkenden in der Welt darin eins, daß die Vertreibung und Verelendung vieler Millionen deutscher Menschen ein Unrecht ist, das auch durch die verbrecherische Politik der durch die Geschichte gerichteten deutschen Machthaber nie entschuldigt werden kann.“¹⁶⁶ Obwohl Kaller sich einen gerechten Frieden und adäquate Lösungen der Moskauer Konferenz sehnüchlig erhoffte, befürchtete er zugleich, sich auf ein langes und schmerzliches Warten auf die Rückkehr einstellen zu müssen¹⁶⁷. In seiner Predigt zum Fest der Apostel Petrus und Paulus (29. 6. 1947) im Wallfahrtsort Werl stellte Kaller mit Hilfe der Bibelauslegung Bezüge zum Flüchtlings- und Vertreibungsproblem her: „Ihr werdet so erkennen, daß Eure Vertreibung aus der Heimat ein großer Segen werden kann, wenn Ihr sie so versteht, wie Christus es haben will.“¹⁶⁸

Das Problem von Sühne und Schuld, wie auch der Gedanke einer moralischen Abrechnung mit der Vergangenheit waren für Kaller höchst schwierige Fragen. Eine ähnliche Meinung bekam er nach einer Ansprache in Radio Vatikan von einem polnischen Bischof zu hören. Dieser bat darum, bei der Aufrechnung des Unrechts, das sich die beiden Völker gegenseitig zugefügt haben, in der Nachkriegsgeschichte nicht die Polen allein für alles verantwortlich zu

165 Kaller an Frings vom 24. 2. 1947 (wie Anm. 160).

166 Hirtenbrief zur Fastenzeit 1947 „Gib uns den Frieden“, S. 24. EM. Abt. 6. Vgl. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 8. Auszüge in: UNSER ERMLANDBUCH 1967, S. 171.

167 Hirtenbrief „Gib uns den Frieden“, S. 24, 26.

168 Predigt „Glaube und Liebe“, S. 31. EM. Abt. 6.

machen, was umgekehrt auch die deutschen Katholiken hinsichtlich der Bewertung der Politik des Dritten Reiches geltend machten¹⁶⁹.

Die Sorge um die Bevölkerung aus dem Osten schloß das Interesse am Schicksal der jenseits von Oder und Neiße Verbliebenen nicht aus. Entsprechende Mittel und Wege waren allerdings stark eingeschränkt, um nur das Problem der materiellen Not in der neuen politischen Konstellation nach 1945 zu nennen¹⁷⁰. Kaller war von sämtlichen Kontakten mit der deutschen Bevölkerung in den sowjetischen Gebieten abgeschnitten¹⁷¹. Anders verhielt es sich mit Polen. Dort ergaben sich für Kaller durch die Verbindungen mit dem polnischen Klerus gewisse Handlungsspielräume, die durch sein Amt als Flüchtlingsbischof zusätzlich begünstigt wurden. So organisierte Kaller mit Hilfe der Schweizer Caritas Paketsendungen mit Lebensmitteln und religiöser Literatur an die deutschen Priester¹⁷². Wie oben erwähnt, rief er seine Landsleute zum Verlassen des Ermlands auf, wobei er den Caritasdirektor der Diözese Allenstein, Pfarrer Szarnowski, um Unterstützung bei den Vorbereitungsmaßnahmen bat¹⁷³.

Ein anderes brennendes Problem stellte für Kaller die Zusammenführung der getrennten Familien und die Heimführung der vermißten Kinder dar. Deshalb enthielt seine kirchliche Verlautbarung vom Herbst 1946 die Bitte um genaue Informationen darüber, wieviele Kinder sich „in den von Polen oder Russen besetzten Gebieten“ befanden, die auf der Flucht bzw. bei der Deportation ihrer Eltern zurückgeblieben waren¹⁷⁴. Die Zahl dieser Kinder wurde auf 4 000 geschätzt. Voraussetzung für die Suche nach ihnen war die ständige Adresse der Eltern in Deutschland¹⁷⁵. Die dazu eingeholten Informationen wollte Kaller „geeigneten [weltlichen] Behörden“ und dem Papst persönlich übermitteln, deren Interventionen er erwartete. Ge-

169 P. LENZ-MEDOC, Aus der Liebe handeln. Festreferat gehalten am 31. Juli 1966 auf der Jugendburg Gemen aus Anlaß des 20. Gementreffens der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend und des Adalbertus-Werkes e. V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. In: Schicksal Vertreibung (wie Anm. 127), S. 308–317.

170 Kaller an Pfarrer Arnold Egerer vom 24. 2. 1947. EM. A. 19.

171 Kaller an Eva Dumoult du Voilel vom 24. 2. 1947. Ebd.

172 Kaller an Muench vom 16. 5. 1947. EM. Abt. 2c. Kaller an Szarnowski vom 11. 12. 1946. EM. Abt. 11.

173 Kaller an Szarnowski.

174 Kaller an Frings vom 26. 9. 1946. HAEK. Sign. CR II 25.20b, 6. In der Anlage der Text für die Kanzelverkündigung.

175 Kaller an Konsistorialrat Behrendt vom 13. 1. 1947. EM. A 19.

genüber Kardinal Frings äußerte Kaller die Befürchtung, daß die Kinder zu staatsstreuen Polen und Russen erzogen werden sollten¹⁷⁶. Als diese Bemühungen jedoch monatelang ergebnislos blieben, bat Kaller schließlich Kardinal Hlond um Unterstützung, in der Hoffnung, daß dessen Intervention die bisherige passive Haltung der polnischen Behörden in dieser Frage ändern werde¹⁷⁷. Mit großer Freude nahm Kaller die Nachricht aus dem Vatikan auf, daß der polnische Primas während eines Besuchs beim Papst seine persönliche Hilfe versprochen hatte¹⁷⁸. Gleichzeitig hatte sich Kaller mit seinem Anliegen auch an andere Organisationen gewandt¹⁷⁹.

Kallers Korrespondenz mit Hlond schloß außerdem Fragen bezüglich der Kulturgüter ein, die von den Russen und Polen nach dem Krieg übernommen worden waren. So ersuchte Kaller Primas Hlond im Namen des Hilfskomitees der Evangelisch-Lutherischen Deutschenbalten darum, untersuchen zu lassen, welche Archivmaterialien sich im Kloster Gostyn (bei Posen) befanden. In diesem Zusammenhang fragte Kaller, ob die katholische Kirche in Polen bereit sei, diese Bestände den früheren Eigentümern zurückzugeben¹⁸⁰.

Darüber hinaus stand Kaller mit Bischof Józef Gawlina in Kontakt, der für die Seelsorge der Auslands-Polonia verantwortlich war. Ihre Korrespondenz war jedoch eher durch den Austausch von Höflichkeitsformen geprägt. Religiöse Angelegenheiten wurden lediglich angesprochen, als es um die Zukunft der 20000 Polen in Berlin sowie um die 2300 ostdeutschen Priester ging, die sich um ihr Zentrum in Königstein sammelten¹⁸¹.

Der plötzliche Tod Bischof Kallers am 7. Juli 1947 bedeutete für viele Flüchtlinge und Vertriebene gleichsam den personifizierten Verlust der alten Heimat¹⁸². In fast einem Jahr seines Wirkens war

176 Ebd.

177 Kaller an Hlond vom 26. 3. 1947 und vom 28. 4. 1947. EM. Abt. 3.

178 Kaller an Hlond vom 28. 4. 1947. EM. Abt. 3. Vgl. Sekretariat des Bischofs von Ermland an Elisabeth Federn vom 14. 4. 1947. EM. A 2.

179 Rundfunkansprache am Neujahrstag 1947 (wie Anm. 146), S. 3.

180 Kaller an Hlond vom 26. 2. 1947. EM. Abt. 3.

181 Gawlina an Kaller vom 27. 2. 1947 und vom 7. 4. 1947. Kaller an Gawlina vom 1. 3. 1947 und vom 25. 4. 1947. EM. Abt. 3.

182 MITTEILUNGEN FÜR DIE HEIMATVERTRIEBENEN PRIESTER AUS DEM OSTEN. Königstein/T. Nr. 7 (1947) S. 1. W. DIRKS, Der Bischof der Verstoßenen. In: FRANKFURTER HEFTE 8 (1947) S. 749. Anfänglich hatten sich jedoch nach seiner Ernennung zum Flüchtlingsbischof liberale Kreise von Sudeten-deutschen gegen ihn gestellt, vgl. Paul Nahm an Frings vom 22. 7. 1947. HA EK. Sign. CR II 25.20e. 2.

der Päpstliche Sonderbeauftragte für die deutschen Heimatvertriebenen zum Symbol für die geistig-organisatorische Einigung der entwurzelten Bevölkerung aus dem Osten geworden. Als Kaller in den Jahren 1945 bis 1947 deren schweres Los mittrug, änderte sich allmählich auch seine persönliche Haltung zu den Ereignissen in den Oder-Neiße-Gebieten. Zweimal aus seiner Heimatdiözese Ermland verdrängt, hegte Kaller anfangs noch Hoffnungen auf seine Rückkehr, die sich jedoch nach der Klärung der politischen und kirchlichen Verhältnisse immer mehr verflüchtigten. Gewiß hat auch die Ernennung zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die Heimatvertriebenen dazu beigetragen, Kallers großes Engagement für die Fragen des Ostens noch zu verstärken. Dabei stand stets die Sorge um das geistige und materielle Wohl der betroffenen Bevölkerung im Vordergrund.

Während des freiwilligen bzw. erzwungenen Aufbruchs der deutschen Bevölkerung nach Westen im Sommer 1945 strebte Kaller in die entgegengesetzte Richtung – ins Ermland. Von diesem Ziel konnten ihn die beschwerliche Reise und das Risiko, Freiheit oder Leben zu verlieren, nicht abbringen. Er war sich über die grundlegenden Veränderungen im Ermland im klaren und suchte nach einem geeigneten Modell für das friedliche Zusammenleben von Polen und Deutschen. Seine Einstellung wurde sicherlich auch dadurch beeinflusst, daß er in Schlesien geboren war, die polnischen Saisonarbeiter auf Rügen seelsorglich betreut und lange Jahre als Bischof von Ermland gewirkt hatte.

Die Ereignisse von Pelplin am 16. August 1945 durchkreuzten jedoch Kallers Pläne und prägten ihn zutiefst. Denn angesichts der neuen politischen und kirchlichen Konstellation blieb ihm eigentlich keine Wahl mehr. Er war gezwungen, unter demütigenden Umständen, die eines Bischofs unwürdig waren, seine Diözese zu verlassen. Dennoch nahm er dies als den Willen des Papstes demütig hin und bewahrte ihm seinen uneingeschränkten Gehorsam. Er rückte von dieser Haltung auch später nicht ab, als er nach einigen Gesprächen mit dem Papst die vorangegangenen Ereignisse in einem anderen Licht hätte einschätzen können.

Die Erfahrung der eigenen Vertreibung aus dem Osten gewährte Kaller Einblicke in das Ausmaß der Tragödie der deutschen Bevölkerung, was sich in seiner Korrespondenz mit dem Papst und den Alliierten niederschlug. Er rief darin keineswegs zur Rückkehr in die Heimat auf, äußerte sich jedoch immer wieder zu den Folgen des Verlusts der Ostgebiete für die Deutschen. In seinen Verlautbarun-

gen an die Gläubigen sprach Kaller diesbezüglich vom „Willen Gottes“ und betonte die Notwendigkeit, unter den neuen Bedingungen eine neue Heimat zu schaffen, da die alte Heimat unwiderruflich verloren sei. Nach seinen Besuchen bei Pius XII. und der Ernennung zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die Heimatvertriebenen revidierte Kaller seine Auffassung in bestimmten Punkten. So sprach er im Zusammenhang mit der Verbesserung der Lage der in den Westzonen lebenden ostdeutschen Flüchtlinge und Vertriebenen davon, die Oder-Neiße-Grenze zu ändern. Auch die Beachtung der Grundsätze eines gerechten Friedens und des Rechts auf Heimat wurden von Kaller in immer deutlicheren Worten angemahnt. Dennoch identifizierte er diese Anliegen nicht mit den politischen Fragen, die u. a. vom ostdeutschen Klerus aufgeworfen wurden. Kaller lag vielmehr daran, die akuten Flüchtlingsprobleme zu lösen, deren Ausmaß seine bescheidenen Mittel und Kräfte bei weitem überstieg. Dies bestätigte im übrigen auch die Praxis seiner Nachfolger. Obwohl Kaller Zwist und Uneinigkeit der beiden Nachbarvölker im Osten am eigenen Leibe erfahren hatte, blieb er stets offen für die damit zusammenhängenden Probleme von Kirche, Gesellschaft und Kultur, deren Lösung beide Seiten anging. Diese Tatsache verdient um so mehr Anerkennung, als gerade die Verdrängung der ostdeutschen Ordinarien aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße in der katholischen Kirche Deutschlands und Polens einen tiefen Riß hinterließ. Dabei ging es nicht allein um Fragen moralischer Natur, sondern zunächst um den ganzen Komplex ungelöster Rechtsfragen, von dem die Funktionsfähigkeit der ostdeutschen Kirchenorganisation in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR abhing. Einen Teil dieser Fragen hatte Kaller nach seiner Ernennung zum Flüchtlingsbischof bereits zu lösen begonnen.

So wurde Maximilian Kaller, der letzte deutsche Bischof von Ermeland und erste Vertriebenenbischof der Deutschen, zum unerschütterlichen Symbol für alle Menschen, denen ein ähnliches Schicksal widerfahren war. Seine Person ist ein überzeugendes Beispiel dafür, daß die in der deutschen Kirche unmittelbar nach Kriegsende virulent werdenden Fragen des deutschen Ostens auch aus einem anderen Blickwinkel heraus betrachtet werden konnten.

**Biskup Maximilian Kaller a „sprawa wschodnia“
w latach 1945–1947**

Strzeszczenie

Sprawy wschodnie w słowie i działalności biskupa Kallera wiążą się przede wszystkim ze stosunkiem do zmian granicznych, postawą wobec nowych i starych mieszkańców, zmiany administracji diecezji, decyzją wobec alternatywy pozostania a wyjazdu. Na tym tle sporo miejsca poświęcono okolicznościom, które doprowadziły biskupa Kallera do złożenia jurysdykcji na Warmii. Udając się do swojej diecezji biskup warmiński zdawał sobie sprawę z nowej sytuacji i dlatego nosił w sobie ideę ułożenia współżycia między Polakami i Niemcami. Wydarzenia pelplińskie z 16. 8. 1945 jednak przekreśliły te plany i wycisnęły na Kallerze głębokie piętno. Musiał opuścić diecezję i Polskę w poniżający sposób, niegodny osoby biskupa. Przyjął to jednak, jako wyraz woli papieski, względem której zachowywał bezwzględne posłuszeństwo. Nie zmienił swego stanowiska także później, kiedy po rozmowach z papieżem mógł cenić inaczej zaszłe wydarzenia. W listach kierowanych do wiernych, całą sprawę przedstawił jako „wolę Bożą”, podkreślając konieczność budowania nowej ojczyzny w nowych warunkach, uznając los stron rodzinnych za przesądzone. Częściową rewizję tego stanowiska dokonał Kaller po wizytach papieskich i nominacji na Nadzwyczajnego Pełnomocnika Papieskiego ds. Uchodźców. W kontekście poprawy sytuacji ludności wschodniej w strefach zachodnich mówił wówczas o zmianie granicy Odry i Nisy Łużyckiej. Coraz wyraźniej podkreślał też konieczność przestrzegania zasad sprawiedliwego pokoju i praw do ojczyzny. Jednak Kaller nie utożsamiał tego z kwestiami politycznymi – inicjowanymi m. in. przez wschodnioniemieckie duchowieństwo. Bardzo zależało mu na rozwiązywaniu bieżących problemów, których rozmiar przerastał jego skromne środki i siły. Pomimo, że Kaller osobiście doświadczył rozdzwienku na tle współżycia dwóch sąsiadujących na wschodzie narodów, to cały czas pozostał otwarty na problemy kościelne, społeczne i kulturalne, których rozwiązanie dotyczyło obydwu stron. Zasługuje to na uwagę tym bardziej, że właśnie usunięcie ordynariuszy niemieckich z obszarów na wschód od Odry i Nisy, stworzyło głęboką rysę w Kościele katolickim Niemiec i Polski. Kaller jako ostatni ordynariusz warmiński z Fromborka oraz pierwszy biskup uchodźców urósł do rangi symbolu dla wszystkich, których dotknął podobny los i z tych względów jest przykładem nieco innego postrzegania spraw wschodnich w Kościele niemieckim.

**Bishop Maximilian Kaller and the German East
in the Years 1945–1947**

Summary

The questions of the German East, which occupied Bishop Kaller in the years 1945–1947, concern above all his views on the border changes, his attitude to the new and old inhabitants and to changes in the administration of his diocese, as well as his decision in the face of the alternatives: to stay or to go. Against this background the circumstances which caused the Bishop to renounce his jurisdiction over the diocese of Warmia are fully treated. After his return to his diocese Kaller was aware of the new situation and searched for a suitable model for a peaceful co-existence between Poles and Germans. The events of Pelplin on the 16th August 1945, however, thwarted his plans and left a deep impression on him. He was forced, under humiliating circumstances which were unworthy for a bishop, to leave his diocese. Yet he submitted to this as its being the will of the Pope, to whom he owed total obedience. He did not move from this standpoint later even, when, after talks with the Pope, he might have been able to assess the past events differently. Referring to this in his announcements to the faithful, he spoke of the »will of God« and stressed the necessity of building up a new homeland under the new conditions, as the old homeland was irrevocably lost. Kaller partly revised his standpoint after his visits to Pius XII and after his appointment as Special Papal Representative for the refugees and displaced persons. In connection with an improvement in the situation of East Germans in the West Zones, he spoke of an alteration of the Oder-Neiße border. More and more plainly he underlined the necessity of taking into account the principles of a just peace and the right to a homeland. He did not, however, identify these concerns with the political issues, which were raised by the East German clergy among others. He was more concerned in solving the acute refugee problems, the extent of which far exceeded his modest means and strength. Although Kaller had personally experienced the disharmony and discord of the two neighbouring peoples in the East, he still remained open to the problems of church, society and culture, whose solutions were the concern of both sides. This fact deserves recognition all the more as the displacement of the German clergy from the regions east of Oder and Neiße had left a deep rift in the Catholic Church of Germany and Poland. So it was that Maximilian Kaller, last Warmian Bishop of Frauenburg and first Bishop of

the displaced Germans, became the unshakable symbol for all those human beings whom a similar fate had befallen. For this reason his person is convincing proof for the fact that the questions of the German East, which were becoming virulent in the German Church immediately after the end of the war, may be seen from a different view-point.

Übersetzt von Sylvia H. Parker



200 Jahre Restaurierung des Schlosses Marienburg

Ein Abriss der Problematik

Von Artur Dobry

Die Marienburg – beinahe 150 Jahre lang Sitz des Hochmeisters und Machtzentrum des Deutschen Ordens – ist der größte Backsteinwehrbau des mittelalterlichen Europa, das Sinnbild des Ritterzeitalters und ein Kunstwerk zugleich.

Die ersten Bauarbeiten an dieser Stelle wurden um das Jahr 1276 im Auftrag des Konvents der Burg Zantir begonnen, welcher dorthin umzuziehen gedachte¹. Zehn Jahre später erhielt die südlich der Burg gegründete Stadt ihre Handfeste zu kulmischem Recht. Das Konventshaus – das spätere Hochschloß – wurde als ein rechteckiger Vierflügelbau mit einem von mehrstöckigen Kreuzganglauben umzogenen Innenhof angelegt. In der Nordostecke erhielt die Burg einen fast 44 m hohen Turm, der Wehr- und Beobachtungszwecken diente, während in der Südwestecke ein langer Bogengang, den ein in den äußeren Mauerring einbezogener Wehr- und Abortturm abschloß, der sog. Dansker, hinzugefügt wurde. Im Obergeschoß des Nordflügels wurden die beiden wichtigsten Räume plaziert, die Burgkapelle St. Marien und der Kapitelsaal. Der Westflügel beherbergte im Erdgeschoß die Konventsküche und die Bäckerei, im Obergeschoß Wohnräume. Das Dormitorium, der Konventsremter und die sog. Herrenstube befanden sich im Südflügel. Die übrigen Räume in den Kellern, im Erdgeschoß und auf dem Dachboden nutzte man als Vorratskammern und Waffenlager. Nördlich des Konventshauses lag die Vorburg mit ihren Ställen, Speichern, Werkstät-

1 Die Marienburg. Ihre Baugeschichte dargestellt von Bernhard Schmid. Hrsg. von K. HAUKE. Würzburg 1955, S. 12 (Datierung 1274); K. GÓRSKI, Dzieje Malborka. Gdańsk 1973, S. 22 (G. gibt 1274 als das Jahr der Gründung des Konventsitzes an, 1276 wird der Marienburger Komtur genannt, 1280 erfolgt der Umzug von Zantir); J. POWIERSKI, Chronologia początków Malborka. In: ZAPISKI HISTORYCZNE 44 (1979) Heft 2, S. 30–31 (nach P. wurden die Bauarbeiten an der Burg um 1279 begonnen, 1281 erfolgte der Umzug des Konvents aus Zantir, und 1286 erhielt die Stadt ihre Handfeste von Hochmeister Konrad von Thierberg d.J.).

ten und Wohnungen für das Gesinde. Der ursprüngliche Konvents-
bau wurde bis etwa 1300 fertiggestellt².

Einige Jahre später – ab 1309 – erfolgte eine großangelegte, mit der Verlegung des Hochmeistersitzes aus Venedig zusammenhängende Erweiterung und der Ausbau der Konventsburg zum Residenzschloß des Hochmeisters und einer repräsentativen Zentrale des Ordens. An der Stelle der Vorburg entstanden drei Flügel, die seitdem das Mittelschloß bildeten, nördlich davon schließlich die neue Vorburg, auch Niederburg genannt. Im Mittelschloß fand vor allem die Residenz des Hochmeisters Platz. Der Hochmeisterpalast wurde mit dem Westflügel verbunden, der den Großen Remter, den größten Repräsentationssaal der ganzen Anlage, beherbergte. Im Nordflügel befand sich die Herrenfirmarie (Räume für Kranke und Alte) und die Wohnung für den Großkomtur, den Stellvertreter des Hochmeisters. Im Ostflügel plazierte man die sog. Gastkammern, die Räume für die Ritter aus Westeuropa, die als Gäste des Ordens zur Teilnahme an den Kreuzzügen gegen Litauen nach Preußen kamen.

In den Jahren 1331–1344 wurde schließlich noch der Nordflügel des Hochschlusses umgestaltet. Der Kapitelsaal wurde verändert und die Burgkapelle durch Verlängerung in Richtung Osten zu einer Schloßkirche erweitert. Unter ihrem neuen Chor entstand die St. Annenkapelle, die zur „Beigruft“ (Konrad Steinbrecht) der Hochmeister wurde. Die letzten Bauarbeiten an der Marienburger Schloß- und Festungsanlage, die das von ihr eingenommene Gelände auf beinahe 20 ha vergrößerten, wurden nach der Belagerung Marienburgs durch das polnisch-litauische Heer nach der Tannenschlacht zur Zeit des Hochmeisters Heinrich von Plauen durchgeführt. Es wurde damals eine neue Befestigungslinie an der Ostseite errichtet. Während des Dreizehnjährigen Krieges hingegen wurde das Schloß von den nicht bezahlten Söldnern dem König von Polen übergeben. Seit dieser Zeit diente es bis zur ersten Teilung Polens 1772 als königliche Residenz und Verwaltungszentrum der neu gegründeten Wojewodschaft.

2 Die Marienburg (wie Anm. 1), S. 13 (das Ende der Bauarbeiten an der Konventsburg wird nach Dusburg auf das Jahr 1280 festgelegt); K. POSPIESZNY, *Gotyckie krużganki Zamku Wysokiego. Zagadnienia rekonstrukcji formy architektonicznej na tle dziejów budowy krzyżackiego domu konwentualnego do około roku 1300* (Zabytkoznawstwo i Konserwatorstwo, Serie B, Bd. 81). Warszawa 1987, S. 82–83 (die erste Bauphase der Konventsburg ging um 1300 zu Ende).

Nach der Übernahme Polnisch-Preußens durch Friedrich d. Gr. wurde das Marienburger Schloß dem Militär übergeben und als Kaserne und Lagerhaus genutzt. Die im 17. und 18. Jahrhundert teilweise veränderte mittelalterliche Baustruktur war nun einer drastischen Zerstörung ausgesetzt. Der bekannte Architekt David Gilly legte sogar Pläne vor, die gesamte Anlage um der Baumaterialgewinnung willen abzutragen³. Die ältere Generation verstand nicht, zu welchem Zweck solche Bauten zu schützen seien; doch sollte andererseits der unter den Jüngeren Einzug haltende Romantizismus für den Erhalt der Denkmäler nationaler Geschichte sorgen. Zum Ausdruck brachte diese Tendenz die Berliner Veröffentlichung von Aquatintenen mit Ansichten der Marienburg, die Friedrich Gilly, der Sohn Davids, unter Mitarbeit seiner Freunde Johann Friedrich Frick und Martin Friedrich Rabe anfertigte⁴. Auch unter den Studenten des neu entstandenen geisteswissenschaftlichen Fachs der Kunstgeschichte wurde der Denkmalschutz zum Thema, vor allem unter romantisch verklärten, nationalen Gesichtspunkten. Einer von ihnen, der Königsberger Student Maximilian von Schenkendorf, verfaßte sogar eine Denkschrift über die Zerstörung der Marienburg⁵. Dank dem Engagement der jungen Leute wurde die Sache schließlich zu

-
- 3 B. SCHMID, Oberpräsident Schön und die Marienburg (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse 15/16, 4). Halle 1940, S. 169; H. DOMAŃSKA, Zamek Wysoki w Malborku. Dokumentacja historyczna. Gdańsk 1962, S. 39–40 (Manuskript im Besitz des Schloßmuseums Marienburg/Muzeum Zamkowe w Malborku [künftig: MZM]); Acta der Königlichen Preussischen Regierung zu Danzig betreffend die Bauten beim Magazin in Marienburg vom 15ten April 1799 bis zum 27 Juli 1801. Vol. 1, S. 5, 142–143. Archiwum Państwowe w Elblągu z siedziwą w Malborku [künftig: APM]. Sign. 206/1.
- 4 C. STEINBRECHT, Die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses, Berlin 1896, S. 8; B. SCHMID, Die Wiederherstellung der Marienburg, Königsberg 1934, S. 6–7. Die Originalkupferstichplatten zum Album von Gilly, Frick und Rabe „Schloß Marienburg in Preußen. Nach seinen vorzüglichen äußeren und inneren Ansichten dargestellt“, Berlin 1799, heute in der Grafiksammlung (Gabinet Rycin) des MZM.
- 5 Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen. In: DER FREIMÜTHIGE oder BERLINER ZEITUNG FÜR GEBILDETE, UNBEFANGENE LESER Nr. 136 vom 26. 8. 1803. Abdruck bei SCHMID (wie Anm. 3) S. 221–222. C. STEINBRECHT (wie Anm. 4); B. SCHMID (wie Anm. 4), S. 7; H. BOOCKMANN, Das ehemalige Deutschordensschloß Marienburg 1772–1945. Die Geschichte eines politischen Denkmals. In: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Göttingen 1972, S. 110–111.

einem vieldiskutierten Thema der Berliner Gesellschaft. Dies führte im Jahre 1804 zu einer Kabinettsverfügung Friedrich Wilhelms III., die das Ende der Zerstörung herbeiführte⁶.

Als königlicher Architekt und später als preußischer Landeskonservator lenkte auch Karl Friedrich Schinkel sein Interesse auf die Marienburg. Während einer Dienstreise nach Ost- und Westpreußen 1815 besuchte er die Marienburg und bereitete dann einige Restaurierungsprojekte vor. Da das Hochschloß weiterhin vom Militär genutzt wurde, kam für einen Wiederaufbau nur das Mittelschloß in Frage, insbesondere der Hochmeisterpalast und der Westflügel. Schinkel und seine Mitarbeiter erarbeiteten einige für diese Zeit gewagte Entwürfe. Ein besonders auffallendes Merkmal der Restaurierung des Äußeren war die absichtliche Hinzufügung von Zinnen. Im Inneren konzentrierte man sich darauf, die in die gotischen Räume später eingebauten Geschosse zu beseitigen und die Ausschmückung dieser Räume mit im romantischen Sinne stilgerechten neugotischen Glasmalereien und einer ebensolchen Holzverkleidung der Türen und Fenster zu ergänzen⁷.

Die Räume des ersten Obergeschosses im Hochmeisterpalast erhielten wieder ihr früheres Aussehen. Es wurde ihnen ihr voller Glanz zurückgegeben, die Gewölbe wurden erneuert und ähnlich wie die Wände weiß angestrichen, man legte neue keramische Fußböden. Die Fenster bekamen figurale und heraldische Glasmalereien mit Darstellung historischer Szenen, es wurden neue Türen und Rahmen eingesetzt. Während der Arbeiten wurden im Winterremter

6 SCHMID (wie Anm. 4), S. 7–8; SCHMID (wie Anm. 3), S. 171.

7 SCHMID (wie Anm. 3), S. 185f.; B. SCHMID, Schinkel und Marienburg. In: Geschäftsbericht des Vorstandes des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg für die Zeit vom 1. Januar 1930 bis zum 31. Dezember 1931. Königsberg 1931, S. 12–13; M. KILARSKI, Działalność Karla Friedricha Schinkla w Malborku. Refleksje z okazji 200-lecia urodzin. In: KWARTALNIK ARCHITEKTURY I URBANISTYKY. Teoria i Historia 27 (1982) Heft 3–4, S. 205–237. Der Entwurf zur Gestaltung der Räume des ersten Obergeschosses des Hochmeisterpalastes vom 22. Nov. 1819, abgebildet bei SCHMID, wie oben, S. 9, der Entwurf zur Wiederherstellung der Ostfassade des Palastes und der Zugbrücke des Hochschlosses von 1820, beide von Schinkel, werden im Schinkel-Museum der National-Galerie zu Berlin aufbewahrt, während sich der Entwurf einer Glasmalerei für ein Fenster des Sommerremters in den Sammlungen des APM (Sign. V/22–158) befindet, ebenso wie die Glasmalereientwürfe von J. B. Breysig (Sign. V/22–157, 160–162, 165).

Reste von Wandmalereien entdeckt⁸. Man wollte sie indes nicht erhalten, da ihr Zustand die Restauratoren und Schinkel nicht befriedigte.

Später, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, verlangsamten sich die Bauarbeiten. Dafür wurden die Untersuchungen zur Architekturgeschichte der Marienburg intensiviert. Besonders verdient machten sich darum Forscher wie Ferdinand von Quast, Ludwig Wilhelm Häbler oder August Gersdorff⁹. Nicht zuletzt erhielt die Wiederherstellung der Marienburg neuen Auftrieb durch eine Schrift von Joseph von Eichendorff¹⁰. Sie regte den Danziger Architekten und Professor der dortigen Technischen Hochschule Carl Schultz dazu an, eine Reihe von Aquarellen zu schaffen, die den damaligen Zustand des Schlosses und seine Visionen für die beabsichtigte Rekonstruktion dokumentierten¹¹. Kopien dieser Aquarelle verbreiteten sich schnell und übten einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung zu diesem Thema aus.

So bemühte man sich seit dem Anfang der siebziger Jahre endlich sehr intensiv darum, das Hochschloß dem Militär abzurufen. Sein Zustand war damals bereits sehr schlecht. Das Aussehen des Gebäudes war von verschiedenen Umbauten bestimmt, die den noch erhaltenen gotischen Kern und seine Ästhetik nicht mehr zur Geltung kommen ließen. Schon 1871 wurde die Königliche Schloßbauverwaltung gegründet, die auch bald das gesamte, zu diesem Zeit-

8 B. SCHMID (wie Anm. 4), S. 23–24. Während der letzten Restaurierungsarbeiten Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre wurden diese Wandmalereien freigelegt. Teilweise ist noch die Galerie der Hochmeistergestalten auf der Nord- und Ostwand des Winterremters erhalten.

9 Außer den teilweise erhaltenen Archivalien im APM, u. a. den Handschriften von W. HÄBLER aus den Jahren 1820–1834 *Ueber das Ordens Haupthaus Marienburg* (Sign. 206/162–163), *Manuscript des Pfarrers Haebler zu Marienburg* (Sign. 206/164) und *Die Um- und Innenbauten im Schlosse Marienburg von 1773 ab* (Sign. 206/166), sind hier folgende Veröffentlichungen zu nennen: J. VOIGT, *Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des Deutschen Ritterordens in Preußen. Königsberg 1824*; F. von QUAST, *Beiträge zur Geschichte der Baukunst in Preußen. Bd. 3. Schloss Marienburg*. In: *NEUE PREUSSISCHE PROVINZIALBLÄTTER* 11 (1850) S. 1–74, 115–145, 180–223.

10 J. v. EICHENDORFF, *Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Königsberg 1844*.

11 Die Originalaquarelle von Schultz heute in der Sammlung der Abteilung für Geschichte des MZM, Sign. MZM/DH/765.

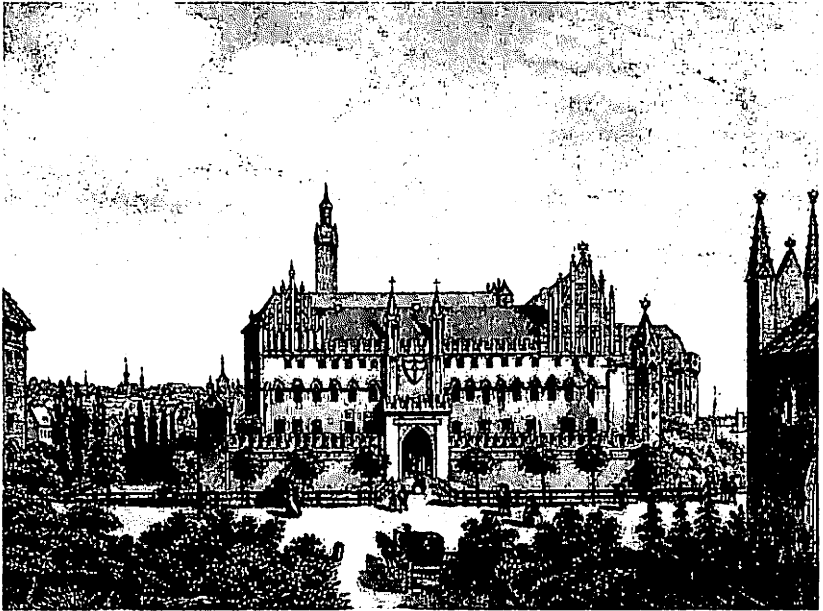


Abb. 1: Ansicht des Nordflügels des Mittelschloßes in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Lithographie von G. R. Dahms (MZM/R/76)

punkt als Lagerhaus genutzte Hochschloß vom Militär übernahm¹². Der Architekt Johann Matz legte 1881 die ersten Rekonstruktionsentwürfe für die ordenszeitlichen Kreuzganglaube vor. Der Durchbruch erfolgte indessen erst ein Jahr später, als in Marienburg der junge und begabte Architekt, Archäologe und Konservator Conrad Steinbrecht eintraf. Nach dem Studium an der Berliner Bauakademie und der Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen in Olympia bekam er eine Stellung als Regierungsbaurat auf dem Marienburger Schloß und wurde zur entscheidenden Antriebskraft seines Wiederaufbaus. Das Ausmaß der Aufgaben schreckte ihn nicht, und das Ergebnis seiner ununterbrochen 40 Jahre währenden Aktivitäten übertraf alle Erwartungen. Schon damals hielt man die Marienburg für ein Paradebeispiel einer komplexen historischen Restaurie-

¹² Acta des Königlichen Regierungs-Präsidii zu Danzig, betreffend Abtretung des militärfiskalischen Grundbesitzes pp, an die Schlossbauverwaltung Marienburg. APM, Sign. 206/64.

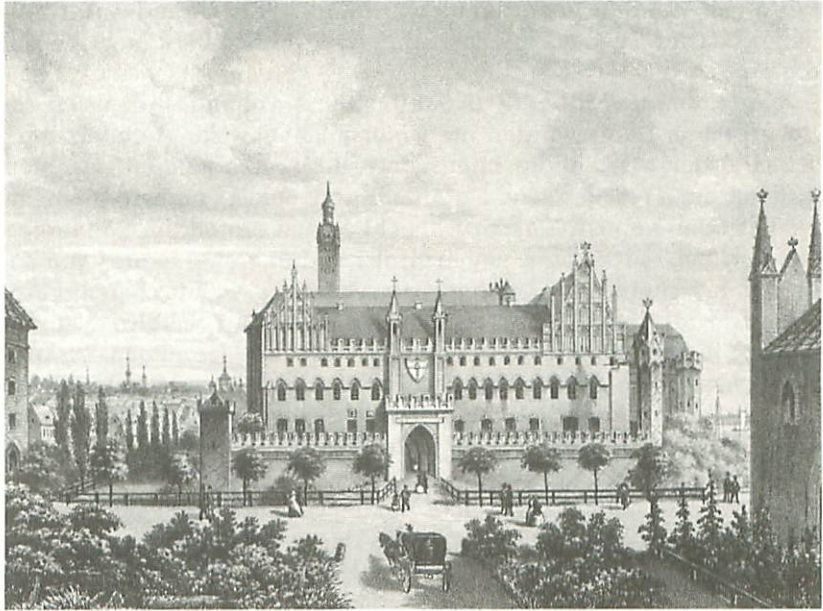


Abb. 1: Ansicht des Nordflügels des Mittelschloßes in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Lithographie von G. R. Dahms (MZM/R/76)

punkt als Lagerhaus genutzte Hochschloß vom Militär übernahm¹². Der Architekt Johann Matz legte 1881 die ersten Rekonstruktionsentwürfe für die ordenszeitlichen Kreuzganglauben vor. Der Durchbruch erfolgte indessen erst ein Jahr später, als in Marienburg der junge und begabte Architekt, Archäologe und Konservator Conrad Steinbrecht eintraf. Nach dem Studium an der Berliner Bauakademie und der Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen in Olympia bekam er eine Stellung als Regierungsbaurat auf dem Marienburger Schloß und wurde zur entscheidenden Antriebskraft seines Wiederaufbaus. Das Ausmaß der Aufgaben schreckte ihn nicht, und das Ergebnis seiner ununterbrochen 40 Jahre währenden Aktivitäten übertraf alle Erwartungen. Schon damals hielt man die Marienburg für ein Paradebeispiel einer komplexen historischen Restaurie-

¹² Acta des Königlichen Regierungs-Präsidii zu Danzig, betreffend Abtretung des militärfiskalischen Grundbesitzes pp, an die Schlossbauverwaltung Marienburg. APM, Sign. 206/64.

rung, die nach etwas anderen Prinzipien durchgeführt wurde als die von dem berühmten französischen Restaurator Viollet-Le-Duc propagierte sog. „puristische Restaurierung“. Im Laufe der Jahre perfektionierte Steinbrecht sein konservatorisches Können. Er hinterließ eine riesige historische, künstlerische, technische und finanzielle Dokumentation wie auch zahlreiche Entwürfe. Jede durchgeführte Restaurierungsarbeit wurde von Steinbrecht selbst oder seinen Mitarbeitern (u. a. von seinem späteren Nachfolger Bernhard Schmid) sorgfältig dokumentiert¹³.

In allen Planungen und dem ganzen Wirken Steinbrechts ist zu erkennen, daß er in Marienburg sein persönliches Idealbild eines mittelalterlichen Schlosses Wirklichkeit werden lassen wollte. Das von ihm ausgearbeitete Projekt der Instandsetzung und Restaurierung der Marienburg hatte die Wiederherstellung des Zustandes der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als der mittelalterliche Ausbau und alle Erweiterungsarbeiten beendet waren, zum Ziel¹⁴. Wie es einem Wissenschaftler ziemt, beschloß Steinbrecht, die planmäßige Restaurierung der Anlage von ihrem ältesten und am meisten von Umbauten betroffenen Teil an zu beginnen, dem Hochschloß. Es wurden dabei teilweise die bereits erwähnten Entwürfe der Kreuzganglauben von J. Matz genutzt. Die Fachwerkanbauten des 18. Jahrhunderts wurden beseitigt und die mittelalterlichen Wandfluchten des Hofes und die wenigen erhaltenen Überbleibsel der Laube (zwei Säulen des Erdgeschosses) freigemacht. Steinbrecht untersuchte den Hof auch archäologisch, wo er zahlreiche Fragmente der Backsteindekoration der ursprünglichen Laube ausfindig machen konnte. Die

13 Das Schloßarchiv mit den Dokumentationen der Restaurierungsarbeiten am Schloßkomplex – u. a. photographische und zeichnerische Bestandsaufnahmen, Entwürfe, Schablonen, Jahrbücher des Wiederaufbaus des Schlosses [im Folgenden abgekürzt: ROZ (= ROCZNIKI ODBUDOWY ZAMKU) mit Jahreszahl] sowie Hunderte von Glasnegativen – fand seinen Platz in den unteren Geschossen des Hochmeisterpalastes. Nach 1945 wurde die Sammlung zerstreut, teilweise während der Belagerung zerstört, teilweise ist sie verschollen. Der erhaltene Teil befindet sich heute in den Sammlungen des MZM, des APM und des Kunstinstituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Instytut Sztuki Polskiej Akademii Nauk [abgekürzt: IS PAN]) in Warschau.

14 Die Rekonstruktionszeichnung der Marienburger Anlage um das Jahr 1450 von Steinbrecht aus dem Jahr 1891 bei C. STEINBRECHT, Schloss Marienburg in Preussen. Führer durch seine Geschichte und Bauwerke. Berlin 1917.

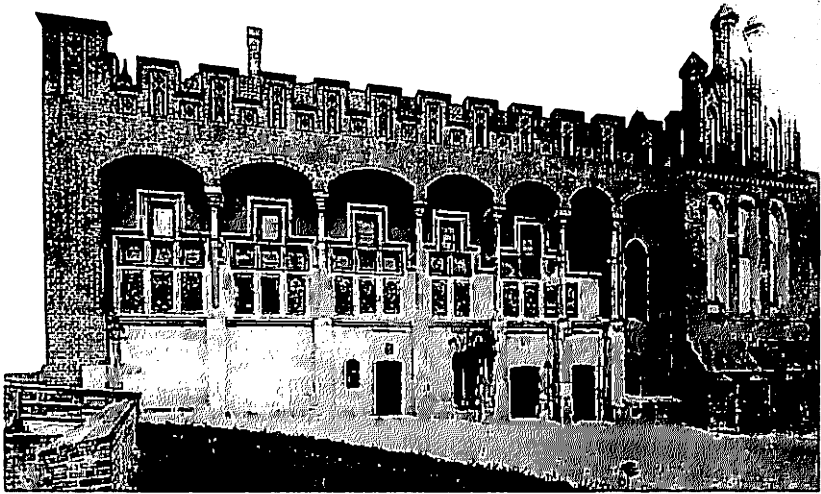


Abb. 2: Ostfassade des Hochmeisterpalastes vor dem Beginn der Restaurierungsarbeiten von Steinbrecht, um 1880 (MZM/DH/753/39)

Rekonstruktion dauerte bis 1888 an¹⁵. Es entstand eine komplette, den Hof umziehende Laube, an drei Flügeln zwei-, an der Südseite dreigeschossig. Man nutzte hierbei verschiedene während der archäologischen Untersuchungen im Hof entdeckte Fundstücke, wobei die Fenster des Obergeschosses besonders reiche Maßwerke mit Säulchen erhielten, deren Kapitelle mit Szenen aus der bekannten Manesse-Handschrift verziert wurden.

Während der achtziger Jahre führte man auch Restaurierungsarbeiten an den Außenfassaden des Hochschlosses durch¹⁶. Nach dem

15 Den Zustand vor der Rekonstruktion mit den Fachwerkanbauten vom Ende des 18. Jahrhunderts und die Abbrucharbeiten zeigen photographische Aufnahmen in der Sammlung der Abteilung für Geschichte des MZM, Sign. MZM/DH/753/38, 44 sowie ROZ 1882, Abb. 1–4 und ROZ 1890, Abb. 24–32; Dokumentation zur Wiedererrichtung der Kreuzgangeläuben in der Sammlung des MZM, Sign. MZM/DH/10–13, 26, 28.

16 Zeichnerische Dokumentation in der Sammlung der Abteilung für Geschichte des MZM, Sign. MZM/DH/40, 41, 44, 52, 75, 76, 88, 149; Photographien MZM/DH/753/27, 28, 34, 35, 40 sowie ROZ 1886, Abb. 1–3, 11, 15, 16, 25, 26; ROZ 1887, Abb. 8, 10, 18, 22–25, 30, 31; ROZ 1888, Abb. 23–27, 45.

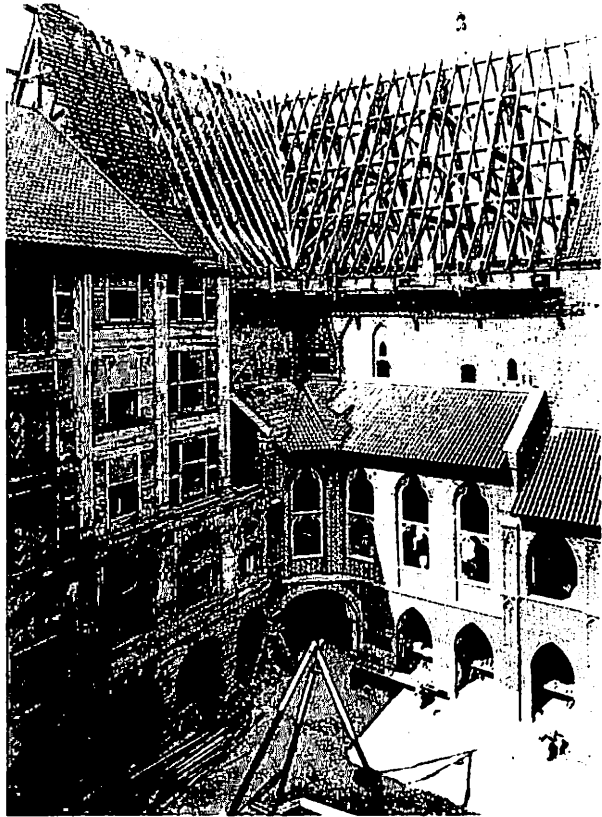


Abb. 3:
Hof des Hochschlosses während der Rekonstruktion der Kreuzgänge, 1886 (BAUJAHR 1886, Abb. 18)

Entfernen von aus der Neuzeit stammendem Putz wurde die frühere Wandgliederung sichtbar. Eine Reihe von häßlichen für den Speicher ausgeschlagenen Fensteröffnungen wurde zugemauert, und die Wände erhielten ihre früheren, gotischen Spitzbogenfenster zurück. Die Maueroberfläche blieb unverputzt und zeigte wieder ihr Backsteingesicht, das lediglich durch geometrische Muster aus schwarz gebrannten Köpfen und mit Relieffriesen verziert war. Wichtig war auch, die Dächer in ihrer ursprünglichen Höhe wiederherzustellen. Dies war dank den am Turm gefundenen Spuren möglich. Der Turm selbst wurde ebenfalls verändert. Sein pseudogotischer Helm der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wich einem von einer metallenen Ritterfigur bekrönten Walmdach. Um die Gestalt dieses Daches, die wegen der Unstimmigkeiten mit den mittelalterlichen Überliefe-

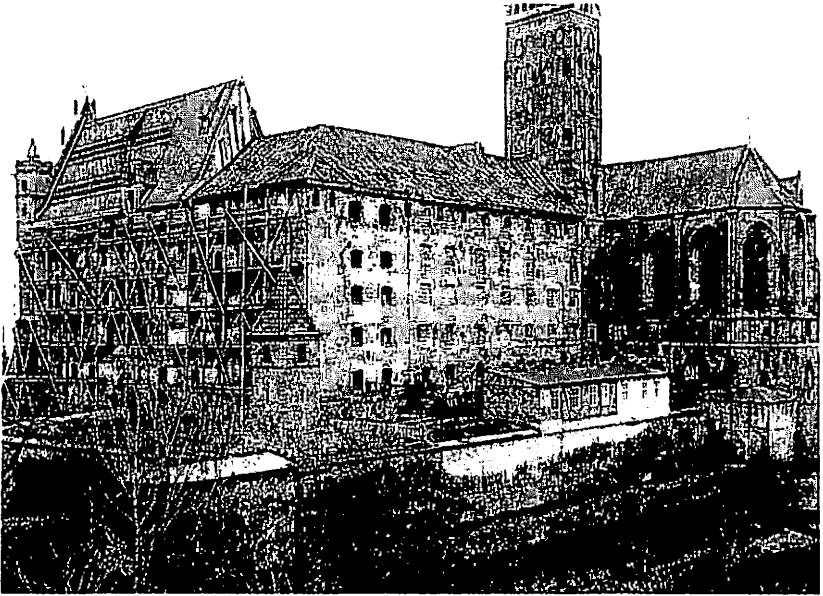


Abb. 4: Die Restaurierung der Außenfassaden des Hochschlusses, 1888 (BAU-
JAHR 1888, Abb. 28)

rungen nach dem Zweiten Weltkrieg oft kritisiert worden ist, wird unter den Kunsthistorikern heute noch gestritten. Ähnlich umstritten ist auch die äußere Gestaltung des Ostteiles der Schloßkirche. Steinbrecht rekonstruierte 1893–95 zwei Giebelkränze mit einer Maßwerk- und Fialendekoration rund um den Ostteil der Kirche und die darunter liegende St. Annenkapelle, die bis auf die Nordwand des Konventsbaus übergriffen, wo auch nach den Zerstörungen im letzten Weltkrieg das einzige erhaltene Fragment dieser Dekoration noch zu sehen ist¹⁷.

Im Inneren des Hochschlusses wurden ähnliche Änderungen vorgenommen. Restauriert wurde die Schloßkirche mit ihrem Gewölbe und ihrer reichen plastischen und malerischen Ausschmückung; ihr Westteil wurde um die zerstörte Empore ergänzt, und der ganze

¹⁷ Die Konservatoren, die den Wiederaufbau des Schlosses nach der Zerstörung von 1945 durchführten, hatten die Wiederherstellung einer solchen Dekoration der Schloßkirche und der unteren Kapelle vor allem deswegen nicht vorgesehen, weil sie auf der ältesten Schloßansicht aus der Zeit um 1480 fehlen.



Abb. 5:
Das Innere des
Ostflügels des
Hochschlusses
am Anfang der
Rekonstruktion
der Gewölbe,
1888 (BAUJAHR
1888, Abb. 36)

Raum erhielt einen neuen Fußboden. Die Anschaffung einer entsprechenden Ausstattung mit Möbeln und anderem Mobiliar dauerte bis 1902, als die Kirche in Anwesenheit des Kaisers feierlich geweiht wurde¹⁸. Die übrigen mittelalterlichen Räume des Hochschlusses

18 In den ROZ 1902 sind Photographien vom Besuch Kaiser Wilhelms II. auf der Marienburg aus Anlaß der feierlichen Einweihung der Schloßkirche zu finden: Abb. 14–20 (die als Residenz des Kaisers vorbereiteten Räume des Hochmeisterpalastes), Abb. 22–33 (Ablauf der Feierlichkeiten). Siehe auch: Geschäftsbericht des Vorstandes des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg für die Zeit vom 1. Oktober 1899 bis zum 1. Oktober 1902. Danzig 1902, S. 3–4, und Geheime Angelegenheiten, u. a. Johanniterfest, Einweihung der Schlosskirche 5. Juni 1902. APM, Sign. 206/41.

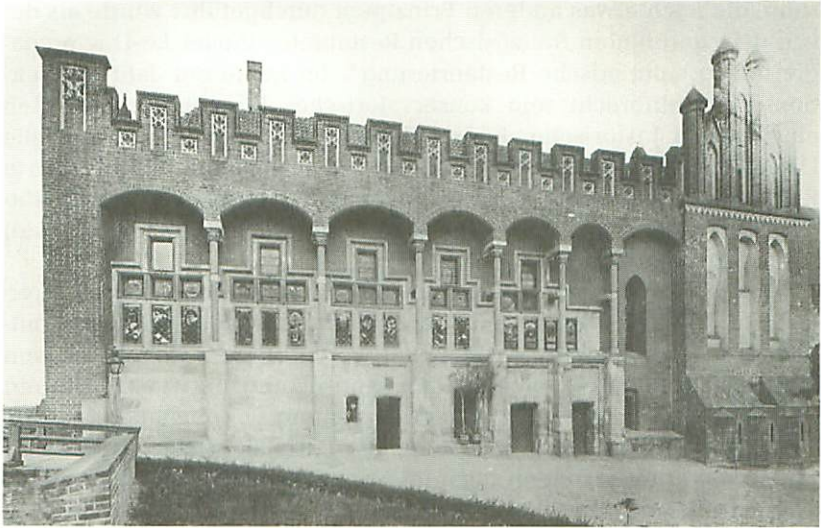


Abb. 2: Ostfassade des Hochmeisterpalastes vor dem Beginn der Restaurierungsarbeiten von Steinbrecht, um 1880 (MZM/DH/753/39)

Rekonstruktion dauerte bis 1888 an¹⁵. Es entstand eine komplette, den Hof umziehende Laube, an drei Flügeln zwei-, an der Südseite dreigeschossig. Man nutzte hierbei verschiedene während der archäologischen Untersuchungen im Hof entdeckte Fundstücke, wobei die Fenster des Obergeschosses besonders reiche Maßwerke mit Säulchen erhielten, deren Kapitelle mit Szenen aus der bekannten Manesse-Handschrift verziert wurden.

Während der achtziger Jahre führte man auch Restaurierungsarbeiten an den Außenfassaden des Hochschlosses durch¹⁶. Nach dem

15 Den Zustand vor der Rekonstruktion mit den Fachwerkanbauten vom Ende des 18. Jahrhunderts und die Abbrucharbeiten zeigen photographische Aufnahmen in der Sammlung der Abteilung für Geschichte des MZM, Sign. MZM/DH/753/38, 44 sowie ROZ 1882, Abb. 1–4 und ROZ 1890, Abb. 24–32; Dokumentation zur Wiedererrichtung der Kreuzganglauben in der Sammlung des MZM, Sign. MZM/DH/10–13, 26, 28.

16 Zeichnerische Dokumentation in der Sammlung der Abteilung für Geschichte des MZM, Sign. MZM/DH/40, 41, 44, 52, 75, 76, 88, 149; Photographien MZM/DH/753/27, 28, 34, 35, 40 sowie ROZ 1886, Abb. 1–3, 11, 15, 16, 25, 26; ROZ 1887, Abb. 8, 10, 18, 22–25, 30, 31; ROZ 1888, Abb. 23–27, 45.

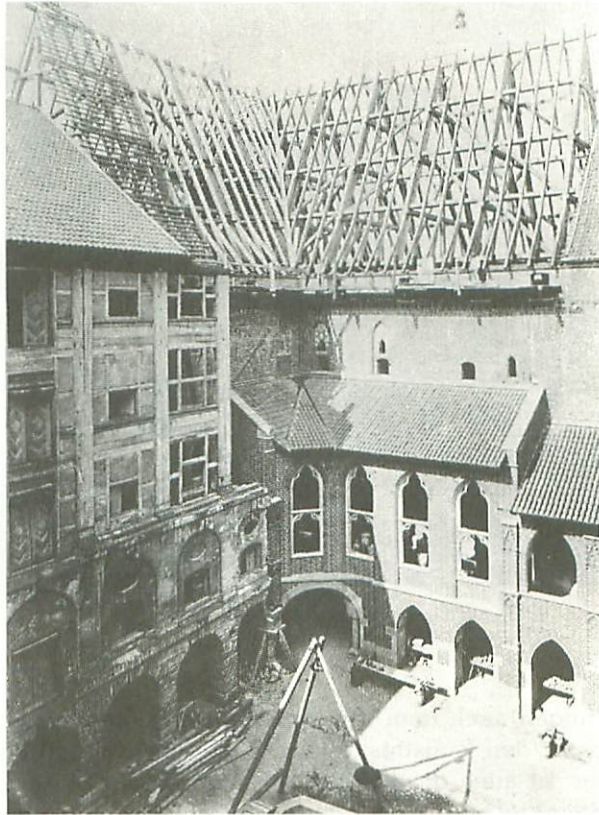


Abb. 3:
Hof des Hochschlosses während der Rekonstruktion der Kreuzgänge, 1886 (BAUJAHR 1886, Abb. 18)

Entfernen von aus der Neuzeit stammendem Putz wurde die frühere Wandgliederung sichtbar. Eine Reihe von häßlichen für den Speicher ausgeschlagenen Fensteröffnungen wurde zugemauert, und die Wände erhielten ihre früheren, gotischen Spitzbogenfenster zurück. Die Maueroberfläche blieb unverputzt und zeigte wieder ihr Backsteingesicht, das lediglich durch geometrische Muster aus schwarz gebrannten Köpfen und mit Relieffriesen verziert war. Wichtig war auch, die Dächer in ihrer ursprünglichen Höhe wiederherzustellen. Dies war dank den am Turm gefundenen Spuren möglich. Der Turm selbst wurde ebenfalls verändert. Sein pseudogotischer Helm der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wich einem von einer metallenen Ritterfigur bekrönten Walmdach. Um die Gestalt dieses Daches, die wegen der Unstimmigkeiten mit den mittelalterlichen Überliefe-

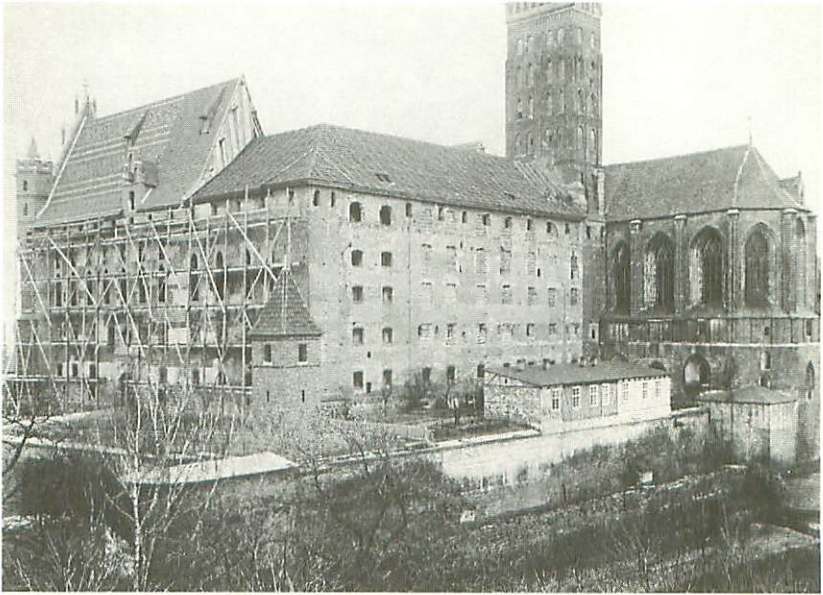


Abb. 4: Die Restaurierung der Außenfassaden des Hochschlosses, 1888 (BAU-
JAHR 1888, Abb. 28)

rungen nach dem Zweiten Weltkrieg oft kritisiert worden ist, wird unter den Kunsthistorikern heute noch gestritten. Ähnlich umstritten ist auch die äußere Gestaltung des Osteiles der Schloßkirche. Steinbrecht rekonstruierte 1893–95 zwei Giebelkränze mit einer Maßwerk- und Fialendekoration rund um den Ostteil der Kirche und die darunter liegende St. Annenkapelle, die bis auf die Nordwand des Konventsbaus übergriffen, wo auch nach den Zerstörungen im letzten Weltkrieg das einzige erhaltene Fragment dieser Dekoration noch zu sehen ist¹⁷.

Im Inneren des Hochschlosses wurden ähnliche Änderungen vorgenommen. Restauriert wurde die Schloßkirche mit ihrem Gewölbe und ihrer reichen plastischen und malerischen Ausschmückung; ihr Westteil wurde um die zerstörte Empore ergänzt, und der ganze

17 Die Konservatoren, die den Wiederaufbau des Schlosses nach der Zerstörung von 1945 durchführten, hatten die Wiederherstellung einer solchen Dekoration der Schloßkirche und der unteren Kapelle vor allem deswegen nicht vorgesehen, weil sie auf der ältesten Schloßansicht aus der Zeit um 1480 fehlen.



Abb. 5:
Das Innere des
Ostflügels des
Hochschlosses
am Anfang der
Rekonstruktion
der Gewölbe,
1888 (BAUJAHR
1888, Abb. 36)

Raum erhielt einen neuen Fußboden. Die Anschaffung einer entsprechenden Ausstattung mit Möbeln und anderem Mobiliar dauerte bis 1902, als die Kirche in Anwesenheit des Kaisers feierlich geweiht wurde¹⁸. Die übrigen mittelalterlichen Räume des Hochschlosses

18 In den ROZ 1902 sind Photographien vom Besuch Kaiser Wilhelms II. auf der Marienburg aus Anlaß der feierlichen Einweihung der Schloßkirche zu finden: Abb. 14–20 (die als Residenz des Kaisers vorbereiteten Räume des Hochmeisterpalastes), Abb. 22–33 (Ablauf der Feierlichkeiten). Siehe auch: Geschäftsbericht des Vorstandes des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg für die Zeit vom 1. Oktober 1899 bis zum 1. Oktober 1902. Danzig 1902, S. 3–4, und Geheime Angelegenheiten, u.a. Johanniterfest, Einweihung der Schlosskirche 5. Juni 1902. APM, Sign. 206/41.

wurden durch die Umbauten des 18. Jahrhunderts fast vollständig vernichtet. Nach der Beseitigung dieser brutalen Eingriffe in die Baustruktur des früheren Konventshauses erhielt Steinbrecht einen architektonisch beinahe leeren Raum zwischen den Außenwänden, den es auszufüllen galt. Durch sorgfältige Untersuchung der erhaltenen Wände konnte er jedoch eine Vorstellung über das frühere Aussehen der gotischen Räume gewinnen¹⁹. So wurde im Nordflügel der zweischiffige Kapitelsaal mit seinem auf drei Säulen gestützten Gewölbe rekonstruiert. Jeweils ein neues Gewölbe erhielten auch der Konventsremter und die Herrenstube im Süd- wie auch die beiden Dormitorien im Süd- und im Ostflügel. Im Westflügel rekonstruierte man die Wohnungen für den Hauskomtur und den Treßler. Alle Räume wurden mit Wandmalereien und Reliefs, die biblische Themen und Szenen aus dem Leben des Ordens darstellten, ausgeschmückt und mit Nachbildungen gotischer Möbel sowie sonstigen Gebrauchsgegenständen ausgestattet. Das Innere des Schlosses wurde wie ein Museum gestaltet, das das Leben auf der Marienburg in der Ordenszeit dokumentieren sollte. Es fehlte auch nicht an Schaufensterpuppen, die Ordensritter und Mönche darstellten. Als letzte Etappe der Instandsetzung des Hochschlosses wurden der direkt an der St. Annenkapelle gelegene Pfaffenturm und das Glöcknerhäuschen wiederhergestellt²⁰. Der Pfaffenturm, der höchstwahrscheinlich im 15. Jahrhundert entstand, wurde auf alten Fundamenten nach dem Vorbild eines Wehrturmes in Braunsberg wiedererrichtet. Diese malerische Baugruppe ist also weitgehend eine Schöpfung Steinbrechts und war eigentlich nicht mit seinen strengen, historisch-konservatorischen Prinzipien vereinbar. Anscheinend haben wir es hier mit einem kleinen Zugeständnis des großen Konservators an die Burgenromantik zu tun, da auch seine Vorgänger bereits an eine solche „romantische“ Verbindung zwischen dem Hoch- und Mittelschloß dachten. Völlig neu gestaltet war indes das Innere des Tur-

19 In der Sammlung des MZM sind Teile der Dokumentation zur Rekonstruktion der Räume des Hochschlosses erhalten. Es handelt sich hierbei u. a. um Entwürfe für den Kapitelsaal (Sign. MZM/DH/63, 64, 67, 68, 70, 71, 766), die Wohnräume des Komturs und des Treßlers (Sign. MZM/DH/96, 107, 127), den Konventsremter (Sign. MZM/DH/177, 193, 228), die Herrenstube (Sign. MZM/DH/165, 171, 204) sowie Querschnittzeichnungen aller Schloßflügel (Sign. MZM/DH/52, 54, 78, 159, 167, 176). Ein Teil der Entwürfe wird im APM und im IS PAN aufbewahrt.

20 A. DOBRY, Rekonstrukcja Wieży Kleszej na zamku malborskim w czasach Conrada Steinbrechta. Im Druck.

mes, wo die Zunftstube und das Archiv mit Dokumenten zur Geschichte der St. Georgenkirche zu Marienburg untergebracht wurden²¹.

Nach der Jahrhundertwende ging man zur Wiederherstellung des Mittelschlosses und der Vorburg über. Zunächst wurde das Äußere des Ost-, Nord- und teilweise auch des Westflügels restauriert. Man kehrte zur ursprünglichen Wandgliederung zurück, setzte wieder Spitzbogenfenster ein und errichtete Dächer in alter Form. Im Inneren des Ost- und des Nordflügels wurden neue Räume geschaffen, die sich an den aufgefundenen Spuren der mittelalterlichen Inneneinteilung orientierten. Teilweise wurden diese Räume anschließend als Aufbewahrungsort für die Materialsammlung genutzt, die von dem Grundbesitzer und passionierten Sammler Theodor Blell aus Tüngen in Ostpreußen erworben worden war²². Nicht unwesentlich wurde auch der Westflügel verändert, wo die Schinkelschen Zinnen verschwinden mußten und im Großen Remter des Hochmeisters die Farbgebung korrigiert wurde. Die Gewölberippen wurden ausgemalt, und in den durch das Gewölbe bestimmten, spitzbogigen oberen Wandfeldern schuf Prof. Hermann Schaper Fresken mit Szenen aus der Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen. Es wurden auch die Maßwerke und die Glasmalereien der Fenster ausgetauscht. Ähnlich verfuhr man mit dem Hochmeisterpalast. Es wurden die Räume des Erd- und des ersten Obergeschosses renoviert, wo man u. a. Fenster mit neuen Glasmalereien einsetzte²³.

Das Vorburggelände ließ man aber ebenso nicht unberücksichtigt. Es wurde vor allem der Westblock der Wirtschaftsgebäude mit der in der Ordenszeit als Kirche für das Gesinde genutzten Lorenzkapelle restauriert. An der Ostseite galt das Augenmerk der Konservatoren

21 Nach der Zerstörung des Pfaffenturmes 1945 ging der größte Teil der Ausstattung der Zunftstube sowie die Archivaliensammlung verloren. Die wenigen erhaltenen Stücke befinden sich im Besitz des MZM.

22 A. R. CHODYŃSKI, Zbiory oręza w muzeum malborskim. In: MUZEALNICTWO 23 (1975) S. 144–150. Photographische Aufnahmen der Räume mit der Militariasammlung in: BAUJAHR 1917, Abb. 20–31. Über die Sammlung Geschäftsbericht (wie Anm. 18), S. 6–7.

23 Die Glasmalereien aus der Zeit der sog. „romantischen Restaurierung“, 1819 von Schinkel entworfen, sah Steinbrecht mit allzu nationalen und politischen Inhalten behaftet. Daher beschloß er, sie gegen neue auszutauschen, die sich in das Konzept einer mittelalterlichen Wehranlage des Deutschen Ordens einfügten. Die heute nicht mehr erhaltene Verglasung kennen wir nur aus Photographien u. a. in: ROZ 1901, Abb. 12 und ROZ 1902, Abb. 21.

den Befestigungsanlagen mit ihren Türmen und Basteien, aber auch dem größten Gebäude der Vorburg, dem Karwan, der im Mittelalter als Zeughaus und Wagenremise diente.

Eine der letzten Arbeiten Steinbrechts war der Umbau der Dächer des Hochmeisterpalastes, begonnen schon zur Kriegszeit 1915²⁴. Es ging hier nicht unbedingt um die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes, sondern vielmehr darum, die Mauern des Palastes besser vor Feuchtigkeit zu schützen, indem das Regenwasser nun ganz und gar über die Wändenumrisse hinaus abgeleitet wurde. Auf diese Weise entstand das bis heute erhaltene charakteristische, malerische Bild des Palastes mit seinem großen Dach. Unter den bereits nach dem Ersten Weltkrieg ausgeführten Bauvorhaben sind besonders zwei zu nennen: der Umbau des Chorschlusses der St. Katharinen-Hauskapelle der Hochmeister aus der bisherigen rechteckigen in eine polygonale Form und die Rekonstruktion des Neuen Tores, das in der nach der Tannenberg Schlacht errichteten Befestigungslinie an der Ostseite lag und damals zu Ehren des neuen Siegers von Tannenberg Hindenburg-Tor genannt wurde. Beide Vorhaben entwarf und realisierte bereits Bernhard Schmid²⁵.

Zum Verhängnis für die Marienburg wurde die Tatsache, daß sie am Ende des Zweiten Weltkrieges zur Festung erklärt wurde. Im Januar 1945 begann ihre – in ihrer bisherigen Geschichte letzte – Verteidigung gegen die Sowjetarmee. Die Belagerung dauerte über zwei Monate, und ihr Ergebnis war eine verheerende Zerstörung der historischen Substanz des Schlosses. Besonders betroffen war die Feldseite der Anlage. Vollkommen ruiniert wurden die Schloßkirche mit der Annenkapelle, die Räume in den Ostflügeln des Hoch- und Mittelschlusses, die Hoffassade des Hochmeisterpalastes; auch die Vorburg und die Befestigungen der Ostseite wurden von Beschädigungen hart getroffen²⁶.

Nach 1945 wurde die Schloßanlage vom polnischen Staat übernommen, dessen Verwaltung anfänglich wenig Interesse an ihr zeigte. Erst Ende der vierziger Jahre wurden erste Sicherungsarbeiten

24 ROZ 1915, Abb. 43–56.

25 Bernhard Schmid war für die Schloßbauverwaltung seit 1897 tätig. Nach Steinbrecht betreute er die Marienburg bis 1945, K. HAUKE, Bernhard Schmid, der letzte Baumeister der Marienburg. In: Neues Marienburger Heimatbuch. Hrsg. von R. ZACHARIAS. Herford 1967, S. 251–255.

26 Die damals am Schloß entstandenen Schäden zeigen die photographischen Aufnahmen von W. Hodakowski und J. Bułhak im Besitz der Abteilung der Geschichte des MZM.

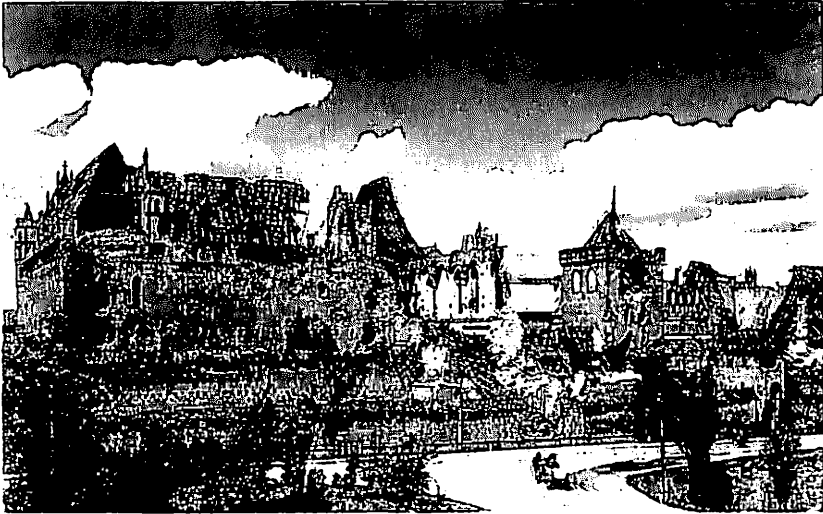


Abb. 6: Das zerstörte Schloß von Osten im Jahre 1945. Aufnahme von W. Hodakowski in der Sammlung des MZM.

vorgenommen. Trotz großer Zerstörungen beschloß man letztlich, das Schloß als ein einmaliges Denkmal der mittelalterlichen Baukunst, später auch als Denkmal der Konservierungskunst des 19. Jahrhunderts wiederaufzubauen. Der Großbrand der Dächer über dem Nord- und Westflügel des Mittelschlosses 1959 wurde zum Anlaß für die Übernahme der gesamten Anlage durch das Warschauer Ministerium für Kultur und Kunst und für die Gründung des Schloßmuseums Marienburg zum 1. Januar 1961. Seit dieser Zeit datiert die volle, planmäßige Restaurierung und der Wiederaufbau des Objekts²⁷. Wiederhergestellt wurden das Äußere der Schloßkirche und der Annenkapelle, die zerstörten Ostflügel des Hoch- und des Mittelschlosses wie auch viele Gebäude der Vorburg. Die Arbeiten sind bis zum heutigen Tag nicht abgeschlossen. Außer der Heilung von Kriegswunden, die immer noch zu sehen sind, beschäftigen die Konservatoren einige neu aufgetretene Probleme. Das ernsteste ist die Gefahr für den Bestand des Westflügels des Mittelschlosses samt

²⁷ Zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg s. die Photographien in: ROZ 1946–1959 und später (in der Abteilung für Geschichte des MZM) sowie die Aufnahmen von K. Lelewicz von 1950 in: APM, Sign. 206/617.



Abb. 6: Das zerstörte Schloß von Osten im Jahre 1945. Aufnahme von W. Hodakowski in der Sammlung des MZM.

vorgenommen. Trotz großer Zerstörungen beschloß man letztlich, das Schloß als ein einmaliges Denkmal der mittelalterlichen Baukunst, später auch als Denkmal der Konservierungskunst des 19. Jahrhunderts wiederaufzubauen. Der Großbrand der Dächer über dem Nord- und Westflügel des Mittelschlosses 1959 wurde zum Anlaß für die Übernahme der gesamten Anlage durch das Warschauer Ministerium für Kultur und Kunst und für die Gründung des Schloßmuseums Marienburg zum 1. Januar 1961. Seit dieser Zeit datiert die volle, planmäßige Restaurierung und der Wiederaufbau des Objekts²⁷. Wiederhergestellt wurden das Äußere der Schloßkirche und der Annenkapelle, die zerstörten Ostflügel des Hoch- und des Mittelschlosses wie auch viele Gebäude der Vorburg. Die Arbeiten sind bis zum heutigen Tag nicht abgeschlossen. Außer der Heilung von Kriegswunden, die immer noch zu sehen sind, beschäftigen die Konservatoren einige neu aufgetretene Probleme. Das ernsteste ist die Gefahr für den Bestand des Westflügels des Mittelschlosses samt

²⁷ Zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg s. die Photographien in: ROZ 1946–1959 und später (in der Abteilung für Geschichte des MZM) sowie die Aufnahmen von K. Lelewicz von 1950 in: APM, Sign. 206/617.

der herrlichen Architektur des Großen Remters. Die bereits im 16. Jahrhundert entdeckten Wand- und Gewölberisse wurden in unserem Jahrhundert immer größer. Sie sind eine Folge der Veränderung der Grundwasserstruktur nach den Regulierungsmaßnahmen an der Nogat in den Jahren 1900–1917. Da das Grundwasserniveau sank, begannen die hölzernen Fundamentunterlagen auszutrocknen und morsch zu werden, was ein langsames Kippen und Abrutschen der Westwand des Großen Remters zur Folge hatte²⁸. Zusätzlich wird die Situation durch gewisse geologische Prozesse verschärft, da das Hochplateau östlich der Nogat, auf dem die Marienburg liegt, gegen das Flachland des Weichseldeltas drängt. Dieser Vorgang ist nicht nur auf dem Schloßgelände zu beobachten, sondern auch auf dem früheren Altstadtgebiet Marienburgs und an vielen Stellen des Nogatabhanges.

In den letzten Jahren kam es auch zur Rekonstruktion eines Teils der Wirtschaftsgebäude im Westen der Vorburg, die als Hotel genutzt werden, und des Karwans, in dem das Wissenschafts- und Kongreßzentrum des Museums untergebracht wurde. In der Zukunft wird dort auch eine ständige Militariaausstellung im Erdgeschoß eingerichtet, was an die ursprüngliche Zweckbestimmung des Gebäudes anknüpft. Gegenwärtig wird noch an der Innenausschmückung der Annenkapelle und der Ostseite des ersten Obergeschosses des Hochmeisterpalastes gearbeitet. Es bleibt außerdem als eine große Aufgabe noch die Rekonstruktion des Inneren der Schloßkirche St. Marien. Immer noch ist man sich indessen über Umfang und Art dieser Rekonstruktion nicht einig.

So war und ist die Marienburg, im Laufe der Jahrhunderte mehrmals zerstört und wiederaufgebaut, ein Denkmal der Geschichte und der Politik, vor allem aber ein ungewöhnliches Zeugnis der Baukunst des Mittelalters und der Entwicklung von konservatorischen Ideen in den letzten zwei Jahrhunderten.

Übersetzt von Waldemar Moscicki

28 Die Westwand des Westflügels des Mittelschlusses wurde zur wichtigsten konservatorischen Aufgabe in Polen Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre. Zu dieser Zeit wurden die ersten umfassenden Untersuchungsarbeiten durchgeführt. Mit den Sicherungsarbeiten wurde die schwedische Firma Stabilator AB betraut. M. MIERZWIŃSKI, Zabezpieczenie zachodniego skrzydła Zamku Średniego w Malborku. In: OCHRONA ZABYTKÓW 1994, Heft 2, S. 123–137.

200 lat restauracji zamku malborskiego. Zarys problematyki**Strzeszczenie**

Pierwszą fazę prac restauracyjnych na początku XIX wieku wiąże się głównie z nazwiskiem słynnego architekta i konserwatora królewskiego Karla Friedricha Schinkla. On to między innymi opracowywał projekty restauracji elewacji i wnętrz zamkowych, głównie Pałacu Wielkich Mistrzów i skrzydła zachodniego Zamku Średniego. W 1871 roku utworzono Królewski Zarząd Odbudowy Zamku, który rozpoczął starania o przejęcie Zamku Wysokiego od wojska i o restaurację całego obiektu na użytek społeczny jako wyjątkowego pomnika historii. W 1882 roku pojawił się w Malborku Conrad Steinbrecht, twórca średniowiecznej kreacji zamku, dla której poświęcił ponad 40 lat swojego zawodowego życia. Zamek malborski stał się bezprecedensowym w Europie przykładem zakrojonych na niezwykle szeroką skalę działań rekonstrukcyjnych i konserwatorskich. Dzięki Steinbrechtowi odtworzono hipotetyczny wygląd zamku z czasów krzyżackich z około połowy XV wieku. Restauracji uległy zewnętrzne partie i większość wnętrz warowni, głównie na Zamku Wysokim. Powstało niezwykle muzeum wnętrz, wraz z doskonałej jakości kopiami średniowiecznego wystroju i wyposażenia w meble, dzieła sztuki a także manekiny, tak aby w każdej chwili zwiedzający mógł czuć średniowiecznego ducha tej budowli. Taki stan dotrwał do końca II wojny światowej. Niestety, w 1945 roku Malbork uznany za twierdzę nie uchronił się przed ogromnym zniszczeniem. Cała wschodnia część zespołu zamkowego uległa destrukcji, głównie kościół NMP i kaplica św. Anny, skrzydła wschodnie Zamku Wysokiego i Średniego oraz obronne założenia Przedzamcza. Od 1946 roku następowało powolne zabezpieczenie i odbudowa architektury, a od czasu powołania z dniem 1. stycznia 1961 roku Muzeum Zamkowego w Malborku planowa i sukcesywna konserwacja i restauracja tego ogromnego założenia obronnego, która trwa do dnia dzisiejszego.

**Two Hundred Years of Restoration of the Marienburg
A brief outline of the problems**

Summary

The first phase of the restoration in the first half of the nineteenth century is inseparably linked with the name of the famous architect and Royal curator Karl Friedrich Schinkel. He drew up the plans for

the restoration of the façades and the interiors, mainly of the Grand Master's palace and the west wing of the middle castle. In 1871 the Royal Administration of the Castle was founded, which, having wrested the main castle complex from the military, was in a position to repair and restore the whole castle complex as an historical monument for the benefit of the general public. In 1882 Conrad Steinbrecht came to the Marienburg, devoted forty years of his professional life to the castle and gave back to it a mediaeval aspect according to his ideas. The restoration and conservation of the Marienburg, uniquely complex by European standards and carried out over years with great perseverance, was unparalleled. Thanks to Steinbrecht the hypothetical appearance of the castle complex from the period of the Teutonic Order in approximately the mid-fifteenth century was reconstructed. Both the exterior of the castle and a large number of interior rooms were restored, especially in the main complex. An unusual museum was created, which was intended to convey to the visitor a mediaeval atmosphere, not only by means of the restored architecture, but also by the refurbishing of the rooms with high-quality copies of suitable furniture, works of art and dummy figures, all chosen with a sensitive artistic understanding. The Marienburg retained this state until the end of the Second World War. Unfortunately, the castle complex, which had been declared a fortress, could not be saved from destruction. The whole land side, including the castle church, was laid in ruins. From 1946 on the castle was first made safe, then later restoration began, which since the founding of the Castle Museum Marienburg on the first of January 1961, has continued consistently, with determination and the most modern methods to the present day. Übersetzt von Sylvia H. Parker

Bibliographie Anneliese Triller geb. Birch-Hirschfeld

Von Dorothea Triller

Abkürzungen

- APB = ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE
EHK = ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER, Braunsberg – 1950ff. Osnabrück
EKBl = ERMLÄNDISCHES KIRCHENBLATT, Braunsberg
EMH = ERMLAND, MEIN HEIMATLAND. Monatl. Heimatbeilage der WARMIA, Heilsberg
NDB = NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE
OprBl = DAS OSTPREUSSENBLATT, Hamburg
UEH = UNSERE ERMLÄNDISCHE HEIMAT. Monatl. Heimatbeilage der ERMLÄNDISCHEN ZEITUNG, Braunsberg. – 1955ff. Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Ermland. Beilage der ERMLANDBRIEFE
ZGAE = ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE ERMLANDS, Braunsberg. – 1956ff. Münster

1929

1. Das Kollegiatstift Guttstadt.
600 Jahre Guttstadt. Jubiläumsbeilage der GUTTSTÄDTER ZEITUNG vom 31. 8. 1929, S. 6–12.
2. Ein neu aufgenommenes Anniversarienbuch des Kollegiatstifts Guttstadt.
ZGAE 23 (1929) S. 493–496.

1930

3. Soldatenraub ermländischer Bauernsöhne in Kleinenfeld.
UEH 10 (1930) Nr. 12, S. 49–50.

1932

4. Geschichte des Kollegiatstiftes in Guttstadt 1341–1811.
ZGAE 24 (1932) S. 273–438, 595–758.
5. Soldatenraub im Ermland.
ZGAE 24 (1932) S. 912–919.

1933

6. Ein Braunsberger Alchimist aus dem 16. Jahrhundert.
UEH 31 (1933) Nr. 11, S. 41.
7. Neue Beweise für das Deutschtum südostpreußischer Städte im 16. Jahrhundert.
MITTEILUNGEN DES VEREINS FÜR DIE GESCHICHTE VON OST- UND WESTPREUSSEN 8 (1933) S. 22–26.

1934

8. Familiengeschichtliche Quellen im Bischöflichen und Domkapitulärischen Archiv in Frauenburg.
ALTPREUSSISCHE GESCHLECHTERKUNDE 8 (1934) S. 75–80.
9. Eine Räubergeschichte aus dem Jahre 1612.
UEH 14 (1934) Nr. 4, S. 13–14.
10. Ein Einbruch in die Braunsberger Kreuzkirche im Jahre 1682.
UEH 14 (1934) Nr. 10, S. 37–38.
11. [Rez.:] Das St. Josephi-Stift in Heilsberg 1859–1933. Heilsberg 1933.
ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 11 (1934) S. 135.
12. Dorothea von Montau, ihr Wesen und ihre Frömmigkeit.
EKBl 3 (1934) S. 381–382.
13. Die Frömmigkeit der Seligen Dorothea von Montau.
EKBl 3 (1934) S. 441, 444.
14. Leidensgesinnung und Frohsinn der Seligen Dorothea von Montau.
EKBl 3 (1934) S. 485–486.
15. Die Selige Dorothea von Montau und die Armen.
EKBl 3 (1934) S. 516.
16. Das Apostolat der Seligen Dorothea von Montau.
EKBl 3 (1934) S. 547–549.
17. Ein neues Bild der Seligen Dorothea von Montau.
EKBl 3 (1934) S. 595–596.

1935

18. Ein- und Auswanderung zwischen Ermland und Herzogtum Preußen im 16. und 17. Jahrhundert.
ZGAE 25 (1935) S. 520–535.
19. Gottfried Heinrich Frh. von Eulenburg, Konvertit und ermländischer Domherr 1670–1734.
ZGAE 25 (1935) S. 668–783.
20. [Rez.:] Altpreußische Beiträge. Festschrift zur Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine zu Königsberg 1933. Königsberg 1933.
ZGAE 25 (1935) S. 260–262.
21. [Rez.:] PAUL NIEBOROWSKI, Die selige Dorothea von Preußen, ihr Heiligsprechungsprozeß und ihre Verehrung in unseren Zeiten. Breslau 1933.
ZGAE 25 (1935) S. 545–548.
ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 12 (1935) S. 140–141.
22. [Rez.:] HANS SCHMAUCH, Das staatsrechtliche Verhältnis des Erm-

- lands zu Polen. In: ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 11 (1934) S. 153–167.
ZGAE 25 (1935) S. 555–557.
23. [Rez.:] ERICH WEISE, Bauernaufstand in Preußen. Elbing 1935.
(= PREUSSENFÜHRER, Bd. 5.)
ZGAE 25 (1935) S. 823–824.
24. [Rez.:] GEORG MATERN, Geschichte der Pfarrgemeinde S. S. Petri und Pauli in Röbel. Königsberg 1935.
ZGAE 25 (1935) S. 824–825.
25. Die selige Dorothea von Montau, Patronin des Ordenslandes Preußen.
KATHOLISCHE FRAUENBILDUNG 48 (1935) S. 666–667, 753–765.
26. Ein neues Bild der seligen Dorothea von Montau.
EKBl 4 (1935) S. 476.
27. Ein Verzeichnis der Königsberger Katholiken von 1773.
ALTPREUSSISCHE GESCHLECHTERKUNDE 9 (1935) S. 65–72.
28. Auf Grenzwatch im Osten. Ostpreußens Sendung und Leistung für das Gesamtdeutschtum. Darin: Das Bistum Ermland.
GERMANIA. Sonntagsbeilage Nr. 32 (1935).
29. Ein Gaunerstückchen aus dem Jahre 1626.
UEH 15 (1935) Nr. 8, S. 32.
30. Hedwig von Schau, ein Mündel von Bischof Andreas Thiel. Lebensbild einer Frühverstorbenen.
UEH 15 (1935) Nr. 10, S. 38–39; Nr. 11, S. 42–48.

1936

31. Kirche und Hexenprozesse. Allgemeines und Heimatgeschichtliches.
EHK 80 (1936) S. 44–58.
32. Ein ermländischer „Vexierbrief“ aus dem 17. Jahrhundert.
UEH 16 (1936) Nr. 7, S. 23–24.
33. „Starstecher“ im alten Ermland. Wie man vor 400 Jahren die Kranken kurierte.
UEH 80 (1936) Nr. 8, S. 26–27.
34. Der Heilsberger Kellerknecht. Ein kulturgeschichtliches Bild aus dem 16. Jahrhundert.
UEH 16 (1936) Nr. 9/10, S. 31–32.
35. Wallfahrt anno 1736 nach Glottau.
EKBl 5 (1936) S. 361–363.
36. Das Heilandsbild, das nicht verbrennen wollte. Vom alten Holzkreuz in Heiligelinde und dem Wunder, das sich mit ihm begab. Eine Röbeler Urkunde aus dem Jahre 1634.
EKBl 5 (1936) S. 442–443.

37. [Rez.:] GUSTAV BECKMANN, Aus der Geschichte des Kirchspiels Groß Köllen. T. 1: Die Anfänge der Besiedlung. Heilsberg 1935. ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 13 (1936) S. 155–156.

1937

38. [Hrsg.:] GEORG MATERN und A. Birch-Hirschfeld. Das Rößeler Pfarrbuch. Aufzeichnungen der Kirchenväter an der Pfarrkirche zu Rößel in den Jahren 1442 bis 1614. Braunsberg 1937 (= MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, Bd. 13.)
39. Ein Heiligelinder Beichtzettel aus dem 18. Jahrhundert. EKBl 6 (1937) S. 188.
40. Wallfahrt unter Todesgefahr. Wie die selige Dorothea von Monttau nach Aachen und Finsterwalde pilgerte. EKBl 6 (1937) S. 275–276.
41. Die neue Kirche in Wengoyen. EKBl 6 (1937) S. 674.

1938

42. Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660 und 1688. ZGAE 26 (1938) S. 137–236. Nachdruck 1982.
43. Ermländische Heiligelindepilger während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. ZGAE 26 (1939) S. 430–450.
44. Heiligelindepilger aus dem Herzogtum Preußen um die Mitte des 17. Jahrhunderts. ZGAE 26 (1938) S. 657–661.
45. [Rez.:] HERMANN KOWNATZKI, „Brückenkopf Elbing“. Elbing 1936. (= PREUSSENFÜHRER, Bd. 6.) – BRUNO TH. SARTORI-NEUMANN, Dreihundert Jahre berufsständisches Theater in Elbing. Bd. 1. 1605–1848. Danzig 1936. (= QUELLEN UND DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE WESTPREUSSENS, Bd. 20.) ZGAE 26 (1938) S. 262–263.
46. [Rez.:] ADOLF POSCHMANN, 600 Jahre Rößel. Rößel 1937. ZGAE 26 (1938) S. 474–475.
47. [Rez.:] Hans Westpfahl, Jutta von Sangershausen. Maitingen 1938. ZGAE 26 (1938) S. 685–686.
48. [Rez.:] KURT VON STASZEWSKI u. ROBERT STEIN, Was waren unsere Vorfahren? Amts-, Berufs- und Standesbezeichnungen aus Altpreußen. Königsberg 1938. (= EINZELSCHRIFTEN DES VEREINS FÜR FAMILIENFORSCHUNG IN OST- UND WESTPREUSSEN, Nr. 2.) ZGAE 26 (1938) S. 694–697.

49. Ermländische Konvertiten: Fabian Quadrantinus, Guttstädter Domherr und Jesuit (1546–1606).
EKBl 7 (1938) S. 516–518, 525–528.
50. Ermländische Konvertiten: Gottfried Heinrich Frh. von Eulenburg (1670–1734).
EKBl 7 (1938) S. 387–389.
51. Vor einem Frauenburger Grabmal. Der ermländische Domkantor und Konvertit Joachim Pastorius von Hirtenberg, ein Gelehrter gläubigen Vertrauens aus dem 17. Jahrhundert.
EKBl 7 (1938) S. 559–561.
52. Die Schutzfrau des Ordenslandes Preußen.
Der Regenbogen. Hrsg. von IDA FRIEDERIKE GÖRRES. Freiburg 1938. S. 114–127.

1939

- 53.–55. Frauenburg, Kr. Braunsberg; Guttstadt, Kr. Heilsberg; Mehlsack, Kr. Braunsberg.
Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Hrsg. von ERICH KEYSER. Stuttgart, Berlin 1939. Bd. 1: Nordostdeutschland.
56. Ein Spuk im Heilsberger Schloß.
EMH 1939, S. 46–48, 50–51.
57. Die Einwohner des Dorfes Sturmhübel vor 1800.
EMH 1939, S. 53–55.
58. Wie die selige Dorothea von Montau in der Fastenzeit betete.
EKBl 8 (1939) S. 163.
59. Autobiografia Joachima Pastoriusa.
REFORMACJA W POLSCE 9–10 (1937–39) S. 470–477.

1940

60. Eine ermländische Soldatenordnung aus dem Jahre 1613.
EMH 1940, S. 3–4.
61. Die Ermordung des Bischofs Andreas Stanislaus von Hatten am 3. 1. 1841. Zeitgenössische Briefberichte.
EMH 1940, S. 6–7.

1941

- 62.–68. Deutschmann, Albert, † 1335; Dorothea von Montau, † 1394; Emerich, Fabian, † 1559; Fantoni, Ludwig Michael, † 1737; Grunert, Joseph, † 1906; Kober, Johann Thaddäus, † 1685; Kretzmer, Johannes, † 1604.
APB 1 (1941)
69. Kekitten, Schönborn und Porwangen wurden 600 Jahre alt.
EMH 1941, Nr. 1.

70. Drei Jubiläumsdörfer: Gr. Klausitten, Frauendorf, Workheim.
EMH 1941, Nr. 2.

1942

71. GEORG MATERN, Ermländische Güter und Vasallen im 16. Jahrhundert. Hrsg., bearb. u. vollendet v. A. BIRCH-HIRSCHFELD.
ZGAE 27 (1942) S. 178–230.
72. Ein Gedicht über die Bauern zu Wuslack aus dem Jahre 1740.
ZGAE 27 (1942) S. 287–291.
73. Eine ermländische Söldnerordnung aus dem Jahre 1613.
ZGAE 27 (1942) S. 386–397.
74. [Rez.:] CARL SCHULZ u. KURT TIESLER, Das älteste Bürgerbuch der Stadt Königsberg Pr. (1746–1809). Königsberg 1940.
ZGAE 27 (1942) S. 464–466.
75. [Rez.:] ÉDUARD GRIGOLEIT, Verzeichnis der ostpreußischen und Danziger Kirchenbücher sowie der Dissidenten- und Judenregister. Görlitz 1939.
ZGAE 27 (1942) S. 299–301.
76. [Rez.:] HERMAN v. PETERSDORF, Der große Kurfürst. Leipzig 1939.
ZGAE 27 (1942) S. 302–303.
77. Ein neuer Fund zur älteren Geschichte der Katharinerinnen und Regina Protmanns.
ZGAE 27 (1942) S. 430–432.
78. Landesverweisungen und andere Strafen bei Verstößen gegen die Pestordnung.
ZGAE 27 (1942) S. 432–437.
79. Über neue Ordnungs- und Katalogisierungsarbeiten im Frauenburger Diözesanarchiv.
ZGAE 27 (1942) S. 444–448.

1943

80. Eine Frauenburger Bürgerliste von 1626–30.
ZGAE 28 (1943) S. 100–106.
81. Das Tagebuch des Michael Fox vom Heilsberger Bischofshof 1790–92.
ZGAE 28 (1943) S. 117–124.
82. Der „Zwangsaufenthalt des ostelbischen Volkes“.
NEUE ORDNUNG 1 (1947) S. 449–454.

1950

83. Diözesanarchiv Frauenburg in Ostpreußen.
DER ARCHIVAR 3 (1950) Sp. 197–198.

84. Die Gottesmutter im Frauenburger Dom.
KÖNIGSTEINER JAHRBÜCHLEIN 1950, S. 85–86.
85. Erinnerungen an Pillau.
KÖNIGSTEINER RUFÉ 2 (1950) S. 203–205.
86. Ein ostpreußisches Hungertuchbild.
KÖNIGSTEINER RUFÉ 2 (1950) S. 77.
87. Geopfert für das Volk. Edith Stein – Martyrin unserer Tage.
FRAU UND MUTTER 1950, H. 3, S. 6–7.

1951

88. Der heilige Stein von Frauenburg.
EHK 84 (1951) S. 266–268.
89. Frauenburg am Frischen Haff.
OprBl 2 (1951) F. 9, S. 13–14.
90. Der „Gnadenstuhl“ in der Pfarrkirche zu Guttstadt.
KÖNIGSTEINER RUFÉ 3 (1951) S. 42–53.

1952

91. Die Hexe von Bischofstein.
EHK 85 (1952) S. 30–36.
92. Der ermländische Heimatforscher Pfarrer Eugen Brachvogel
1882–1942.
KÖNIGSTEINER JAHRBÜCHLEIN 1952, S. 82–83.
93. „Alte“ oder „neue“ Heimat?
DIE MITARBEITERIN 3 (1952) S. 73–74.
94. Weihnachtsbrauchtum in deutscher Heimat.
DIE MITARBEITERIN 3 (1952) S. 174–177.

1953

95. Arnold (von Stapel), Bischof von Kulm.
NDB 1 (1953).
96. Pfarrer Michael Pogorzelski, der Dichter des „Wanzkergedichtes“ (1737–1798).
EHK 86 (1953) S. 63–65.
97. P. Timotheus Kranich OSB, ein Priesterdichter aus dem Erm-
land.
EHK 86 (1953) S. 36–43.
98. Die Wallfahrt nach Krossen.
EHK 86 (1953) S. 144–148.

1954

99. Unser ermländischer Heimatdichter Julius Pohl.
EHK 87 (1954) S. 97–112.

100. Der Bischofsmord von Frauenburg. Das Ende des Bischofs von Ermland Andreas von Hatten.
OPrBl 5 (1954) F. 4, S. 5; F. 6, S. 5; F. 7, S. 6.
101. Nothgottes im Rheingau. Limburg 1954.

1955

102. Wallfahrtsleben in Heiligelinde in der Mitte des 17. Jahrhunderts.
EHK 88 (1955) S. 52–56.
103. Wie sieht es heute in Frauenburg aus?
UEH 1 (1955), Nr. 1, S. 3–4.
104. Benefiziat Bernhard Graw (1767–1848).
UEH 1 (1955) Nr. 3, S. 10–13; 2 (1956) Nr. 1, S. 2–3.
105. Ignatz Krasicki, der widerspruchsvolle Rokokofürst auf dem ermländischen Bischofsthron.
UEH 1 (1955) Nr. 4, S. 14–16.
106. Hedwig Poschmann †.
ERMLANDBRIEFE 1955, Nr. 33, S. 7–8.
107. Das blutschwitzende Töpfchen zu Seeburg. (Nach des Guttstädter Domherrn Johannes Leo „Historiae Prussiae“).
EHK 88 (1956) S. 60–63.

1956

108. Der ermländische Marienwallfahrtsort Krossen bei Wormditt.
KATHOLISCHES KIRCHENBLATT FÜR DAS BISTUM HILDESHEIM 11 (1956) Nr. 6, S. 6.
109. Die ermländischen Bischöfe polnischer Herkunft und das ermländische Volk im 17. und 18. Jahrhundert.
UEH 2 (1956) Nr. 1, S. 3–4.
110. Die „Dargel-Sekte“ und ihr Auszug nach Triest.
UEH 2 (1956) Nr. 3, S. 9–11; Nr. 4, S. 16.
111. Heute in Frauenburg.
OPrBl 7 (1956) F. 16, S. 10.

1957

- 112.–115. Christian, Bischof der Preußen; Johannes Clare, Bischof von Samland; Martin von Cromer, Bischof von Ermland; Johannes Dantiscus, Bischof von Ermland.
NDB 3 (1957).
116. Ermländische Zeugen im Heiligsprechungsprozeß der Dorothea von Montau.
UEH 3 (1957), Nr. 1, S. 1–2.

117. Ein scherzhaftes Gedicht über das ermländische Domkapitel aus der Feder von Bischof Ignatius Krasicki.
UEH 3 (1957) Nr. 2, S. 7–8.
118. Pfarrbuch von Röbel (1442–1614).
UEH 3 (1957) Nr. 4, S. 13–14.
119. Erinnerungen an Pfarrer Eugen Brachvogel.
EHK 90 (1957) S. 103–106.
120. Wie die Pest ins Ermland kam.
EHK 90 (1957) S. 216–225.
121. Entdeckungen auf der Domburg von Frauenburg.
OPrBl 8 (1957) F. 50, S. 10.

1958

122. Der Kanonisationsprozeß Dorotheas von Montau in Marienwerder 1394–1405 als Quelle zur altpreußischen Kultur- und Volkskunde.
Preußenland und Deutscher Orden. Festschrift für Kurt Forstreuter zur Vollendung seines 60. Lebensjahres. Würzburg 1958, S. 311–343.
123. Das Bänkelliederlied vom Kühnappel.
UEH 4 (1958) Nr. 1, S. 2–3; Nr. 2, S. 8; Nr. 3, S. 11–12.
124. Frauendorf, ein zwölfter ermländischer Wallfahrtsort.
UEH 4 (1958) Nr. 2, S. 6–8.
125. Das Philipponen-Klösterchen in Ostpreußen.
UEH 4 (1958) Nr. 3, S. 10–11.
126. „Historia vom Resslerer Gott“.
EHK 91 (1958) S. 116–121.

1959

127. Fabian Quadrantinus, Konvertit, ermländischer Priester und Jesuit (1546–1605).
UEH 5 (1959) Nr. 2, S. 6–7.
128. In den Schuhen sterben. Bischof Maximilian Kaller.
Große Ost- und Westpreußen. Hrsg. von WALTER SCHLUSNUS. München 1959, S. 231–234.
129. [Rez.:] GÜNTER DETTMER, Die ost- und westpreußischen Verwaltungsbehörden im Kulturkampf. Heidelberg 1958. (= STUDIEN ZUR GESCHICHTE PREUSSENS, Bd. 2.)
BLÄTTER FÜR DEUTSCHE LANDESGESCHICHTE 95 (1959) S. 641–643.
130. Jutta von Sangerhausen, die Heilige von Kulmsee.
WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 1959, S. 89–94.
131. [Bearb.:] Stadtbuch von Dinslaken. Dokumente zur Geschichte der Stadt von 1273 bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Bearb. von A. TRILLER unter Mitarb. von BERTOLD SCHÖN. Neustadt/

Aisch 1959. (= BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE UND VOLKSKUNDE DES KREISES DINSLAKEN AM NIEDERRHEIN, Bd. 2.)

1960

132. Zur Entstehung und Geschichte der ermländischen Wallfahrtsorte.
ZGAE 29 (1960) S. 212–321.
133. Geschichte der Pfarrgemeinde Reimerswalde-Raunau.
ZGAE 29 (1960) S. 534–621.
134. [Rez.:] KURT FORSTREUTER, Das Preußische Staatsarchiv in Königsberg. Ein geschichtlicher Rückblick mit einer Übersicht über seine Bestände. Göttingen 1955. (= VERÖFFENTLICHUNGEN DER NIEDERSÄCHSISCHEN ARCHIVVERWALTUNG, 3.)
ZGAE 29 (1960), S. 379–381.
135. [Rez.:] WILHELM GAERTE, Volksglaube und Brauchtum Ostpreußens. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Würzburg 1956. (= MARBURGER OSTFORSCHUNGEN, Bd. 5.)
ZGAE 29 (1960) S. 684–686.
136. [Rez.:] ALEKSANDER ROGALSKI, Kościół katolicki na Warmii i Mazurach. Warszawa 1956.
ZGAE 29 (1960) S. 686–688.
137. [Rez.:] HALINA KONECZNA, WANDA POMIANOWSKA, Baiki Warmii i Mazur. Kraków o. J.
ZGAE 29 (1960) S. 688–689.
138. [Rez.:] GERHARD FITTKAU, Mein dreiunddreißigstes Jahr. München 1957.
ZGAE 29 (1960) S. 691–692.
139. Ermländische Städte – heute.
UEH 6 (1960) Nr. 5, S. 20; 7 (1961) Nr. 1, S. 3–4.
140. Hexenglauben in Ostpreußen.
UEH 6 (1960) Nr. 3, S. 10–12.
141. Frauenburg.
OPrBl 11 (1960) F. 30, S. 8.

1961

142. Die Wiedereinrichtung des Guttstädter Kollegiatstifts.
UEH 7 (1961) Nr. 1, S. 1.
143. Ostpreußische Städte – heute.
UEH 7 (1961) Nr. 1, S. 6–7.
144. Mauritius Ferber, Bischof von Ermland.
NDB 5 (1961).
145. Pranger im alten Ermland.
OPrBl 12 (1961) F. 6, S. 10.

146. Die ermländische „stiew Mötz“.
OPrBl 12 (1961) F. 6, S. 10.
147. Das Kollegiatstift Guttstadt.
OPrBl 12 (1961) F. 18, S. 11.
148. Das Heilsberger Bischofsschloß.
OPrBl 12 (1961) F. 33, S. 11.
149. Wartenburg.
OPrBl 12 (1961) F. 48, S. 13.
150. Die Frauenburger „Lichtmachersche“.
OPrBl 6 (1961) F. 50, S. 10.
151. [Bearb.:] Preußisches Urkundenbuch. Bd. 3: Nachträge. Hrsg. von HANS KOEPPEN. Register. Bearb. von A. TRILLER. Marburg 1961

1962

152. Der Domhof in Frauenburg heute.
OPrBl 13 (1962) F. 5, S. 11.

1963

153. Häresien in Altpreußen um 1390?
Studien zur Geschichte des Preußenlandes. Festschrift für Erich Keyser. Hrsg. von ERNST BAHR. Marburg 1963, S. 397–404.
154. Der „Heilige Stein“ im Frischen Haff.
OPrBl 14 (1963) F. 12, S. 10.

1964

155. [Hrsg.:] Vita Dorothea Montoviensis Magistri Johannis Marienwerder. Hrsg. von HANS WESTPHAL unter Mitw. von A. TRILLER. Köln, Wien 1964. (= FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, Bd. 1.)
156. „Heilsberg“ auf dem Arc de Triomphe in Paris.
UEH 10 (1964) Nr. 4, S. XVI.
157. Tiedemann Bartholomäus Giese, Bischof von Ermland.
NDB 6 (1964).
158. Dorothea von Montau, die Schutzheilige des Deutschen Ordens.
OPrBl 15 (1964) F. 40, S. 13.
159. Der Danziger Maler mit der Teufelsmaske.
Der Dorotheenbote 21 (1964) S. 13–15.

1965

160. Wallfahrt und Jahrmart in Heiligelinde im Jahre 1814. Eingel. von A. TRILLER, hrsg. von ERNST MANFRED WERMTER.
UEH 11 (1965) Nr. 3, S. XI–XII.

161. Die Entstehung des Wallfahrtsortes Schönwiese bei Guttstadt.
UEH 11 (1965) Nr. 4, S. XV–XVI.
162. [Rez.:] LUDWIK PIECHNIK, Gimnazjum w Braniewie w XVI w. In: *Nasza Przeszłość* 7 (1958) S. 5–72. – JAN KOREWA, Z dziejów diecezji warmińskiej w XVI w. *Geneza braniewskiego Hozianum*. Poznań, Warszawa, Lublin 1965.
UEH 11 (1965) Nr. 4, S. XIII.

1966

163. Aus der Geschichte des Gymnasiums zu Braunsberg 1566–1945. Darin: Das Jesuitenkolleg 1565–1772.
ZGAE 30 (1966) S. 497–515.
164. [Rez.:] JAN OBLĄK, Stosunek niemieckich władz kościelnych do ludności polskiej w diecezji warmińskiej w latach 1800–1870. Lublin 1960.
ZGAE 30 (1966) S. 461–463.
165. [Rez.:] KURT FORSTREUTER, Beiträge zur preußischen Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert. Heidelberg 1960. (= STUDIEN ZUR GESCHICHTE PREUSSENS, Bd. 7.)
ZGAE 30 (1966) S. 463–464.
166. Der polnische Dialekt im südlichen Ermland.
UEH 12 (1966) Nr. 1, S. II–III.
167. Die Entstehung der Wallfahrt zum heiligen Kreuz bei Braunsberg.
UEH 12 (1966) Nr. 3, S. XV.
168. Durch gemeinsame Arbeit verbunden [Hans Schmauch].
UEH 12 (1966) Nr. 4, S. XVI.
- 169.–174. Frauenburg (Frombork, Kr. Braunsberg); Glottau (Glottowo, Kr. Heilsberg); Guttstadt (Dobre Miasto, Kr. Heilsberg); Heiligelinde (Święta Lipka, Kr. Rautenberg); Pettelkau (Pierzchały, Kr. Braunsberg); Schmolainen (Smolajny, Kr. Heilsberg).
Ost- und Westpreußen. Hrsg. von ERICH WEISE. Stuttgart 1966.
(= HANDBUCH DER HISTORISCHEN STÄTTEN.)
175. Professor Dr. med. Arthur Birch-Hirschfeld (1871–1945).
Die ostpreußische Arztfamilie. Adventsrundbrief 1966, S. 9–14.

1967

176. [Hrsg.:] *Historia Residentiae Walcencis Societatis Jesu. Geschichte der Jesuitenresidenz in Wälcz (Deutsch-Krone) 1618–1773*. Hrsg. von MAX ROHWERDER unter Mitw. von A. TRILLER. Köln, Graz 1967. (= FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, Bd. 4.)

177. Katharina Mulner, Deutschordensschwester in Marienwerder um 1400.
Acht Jahrhunderte Deutscher Orden in Einzeldarstellungen. Hrsg. von CLEMENS WIESER. Bad Godesberg 1967. (= QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 1.) S. 185–190.
178. Die Statusberichte der ermländischen Bischöfe des 17. und 18. Jahrhunderts.
UEH 13 (1967) Nr. 2, S. VI–VII.
- 179.–182. Potocki, Theodor Andreas, † 1738; Radziejowski, Michael Stephan Graf, † 1705; Rozrazewski (Rozdrzewski), Hieronymus Graf, † 1600; Rudnicki, Simon, † 1621.
APB 2 (1967).

1968

183. Jugenderinnerungen an die Heimat im Werke des Kartäusers Dominikus von Preußen (1384–1460).
ZGAE 31/32 (1967/68) S. 41–58.
184. [Rez.:] BIRGITTA EIMER, Gotland unter dem Deutschen Orden und die Komturei Schweden zu Arsta. Innsbruck 1966.
ZGAE 31/32 (1967/68) S. 451–453.
185. [Rez.:] Akta Stanów Prus Krolewskich. Wyd. K. GÓRSKI i M. BISKUP. Toruń 1955–1966. (= SOCIETAS SCIENTIARUM TORUNENSIS. FUND. 41. 43. 50. 54. 57.)
ZGAE 31/32 (1967/68) S. 456–458.
186. [Rez.:] JÜRGEN PETER RAVENS, Staat und katholische Kirche in Preußens polnischen Teilungsgebieten 1772–1807. Wiesbaden 1963. (= VERÖFFENTLICHUNGEN DES OSTEUROPA-INSTITUTS MÜNCHEN, Bd. 21.)
ZGAE 31/32 (1967/68) S. 469–472.
187. [Rez.:] ALFRED ROTHE, Geschichte der Ostdeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu seit ihren Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Berlin 1967. Als Ms. vervielf.
ZGAE 31/32 (1967/68) S. 474–476.
188. Der Wallfahrtsort Dietrichswalde in der Kulturkampfszeit.
UEH 14 (1968) Nr. 1, S. I–III.
189. Das „Buch der Berufungen zur Gesellschaft Jesu“ – oder: Wie kamen die ersten Braunsberger Jesuiten zu ihrem Beruf?
UEH 14 (1968) Nr. 4, S. XIV–XVI.
190. Der polnische Volkskundler Oskar Kolberg (1814–1890) im Verkehr mit masurischen Pfarrern.
Acta Prussica. Fritz Gause zum 75. Geburtstag. Würzburg 1968. (= JAHRBUCH DER ALBERTUS-UNIVERSITÄT KÖNIGSBERG/PR., Beih. 29.) S. 285–297.

191. [Rez.:] JOSEPH SCHLEUTER, Ratinger Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts. Ratingen 1964. (= BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE RATINGENS, Bd. 3.)

1969

192. Das polnische Jahrbuch „Studia Warمیńskie“ zur ermländischen Geschichte.
ZGAE 33 (1969) S. 358–366.
193. [Rez.:] Unicus Universae Societas Jesu Vocationum Liber Autobiographicus Poloniae Provinciae Proprius (1575–1580). Ed. JOSEPHUS WARSZAWSKI. Roma 1966.
ZGAE 33 (1969) S. 389–398.
194. [Rez.:] HEINZ NEUMEYER, Bibliographie zur Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen. Leer 1967.
ZGAE 33 (1969) S. 420–421.
- 195.–196. Andreas Stanislaus von Hatten, Bischof von Ermland; Hermann (Melniker) von Prag, Bischof von Ermland.
NDB 8 (1969).
197. Ostpreußen und das Ermland mit sowjetischen Augen gesehen. Zu Ilja Ehrenburgs Memoiren.
UEH 15 (1969) Nr. 1, S. I–II.
198. [Rez.:] HILDE FIRTEL, Dorothea von Montau. Freiburg/Schweiz 1968.
UEH 15 (1969) Nr. 2, S. VIII.
199. [Rez.:] WALTER MERTEN, Familienchronik des Kirchspiels Tolksdorf. Koblenz 1968. (= VERÖFFENTLICHUNGEN DER BISCHOF-MAXIMILIAN-KALLER-STIFTUNG, R. 2, Nr. 7.)
200. [Rez.:] GEORG R. SCHROUBEK, Wallfahrt und Heimatverlust. Marburg 1968. (= SCHRIFTENREIHE DER KOMMISSION FÜR OSTDEUTSCHE VOLKSKUNDE, Bd. 5.)
PREUSSENLAND 7 (1969) S. 41–42.
201. [Rez.:] ULRICH TOLKSDORF, Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg 1967. (= SCHRIFTENREIHE DER KOMMISSION FÜR OSTDEUTSCHE VOLKSKUNDE, Bd. 4.)
PREUSSENLAND 7 (1969) S. 42.
202. [Bearb.:] Das Abschriftenbuch der Stadt Wipperfürth. Bearb. von A. TRILLER und JOSEF FÜCHTNER. Essen 1969. (= LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND. INVENTARE NICHTSTAATLICHER ARCHIVE, Bd. 11.)

1970

203. Konrad von Wallenrodt, Hochmeister des Deutschen Ordens (1391–1393) im Spiegel der Quellen über Dorothea von Montau.
ZGAE 34 (1970) S. 21–43.

204. [Rez.:] ERNST BENZ, Die Vision. Erfahrungsformen und Bilderwelt. Stuttgart 1969.
ZGAE 34 (1970) S. 50–52.
205. [Rez.:] HERMANN HOFFMANN, Friedrich II. von Preußen und die Auflösung der Gesellschaft Jesu. Roma 1969. (= BIBLIOTHECA INSTITUTI HISTORICI SOCIETAS JESU, 30.)
ZGAE 34 (1970) S. 65–66.
206. [Rez.:] IRMA GRÜNKE, Das evangelische Kirchspiel Guttstadt im Ermland. 2. Aufl. Treysa 1970. (= OSTDEUTSCHE LANDGEMEINDEN UND KIRCHSPIELE, Bd. 5.)
ZGAE 34 (1970) S. 74–75.
207. [Rez.:] GÜNTER DETTMER, Die ost- und westpreußischen Verwaltungsbehörden im Kulturkampf. Heidelberg 1958. (= STUDIEN ZUR GESCHICHTE PREUSSENS, Bd. 2.)
ZEITSCHRIFT FÜR OSTFORSCHUNG 19 (1970) S. 124–125.
208. Neuentdeckte Fresken in der Heilsberger Orangerie.
UEH 16 (1970) Nr. 2/3, S. VII–VIII.
209. Reformation und Gegenreformation in Osteuropa. Tagungsbericht.
UEH 16 (1970) Nr. 1, S. II–III.
210. [Rez.:] ANTON GREIFENBERG, Plausen. Kisdorf 1969.
UEH 16 (1970) Nr. 2/3, S. VI.

1971

211. [Rez.:] Drei Inquisitionsverfahren aus dem Jahre 1425. Akten der Prozesse gegen die deutschen Hussiten Johannes Drändorf und Peter Turnau sowie gegen Drändorfs Diener Martin Borchard. Hrsg. von HERMANN HEIMPEL. Göttingen 1969. (= VERÖFFENTLICHUNGEN DES MAX-PLANCK-INSTITUTS FÜR GESCHICHTE, Bd. 24.)
ZGAE 35 (1971) S. 219–222.
212. [Rez.:] CHRISTIAN PROPST, Helfen und Heilen. Hospital, Firmarie und Arzt des Deutschen Ordens in Preußen bis 1525. Bad Godesberg 1969. (= QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 29.)
ZGAE 35 (1971) S. 222–224.
213. [Rez.:] JAN OBLAK, Katedra we Fromborku. Olsztyn 1969.
ZGAE 35 (1971) S. 224.
214. Ein Dorotheenbild im Braunsberger Jesuitenkolleg 1567.
DER DOROTHEENBOTE 29 (1971) S. 203–205.

1972

215. „Das dy helige gerechtikeit nicht vorhindert worde.“ Zu einer Rechtsformel in einem Brief des Copernicus.
ZGAE 36 (1972) S. 124–132.
216. [Rez.:] STEFANIA KAMIŃSKA, *Klasztory Brygidek w Gdańsku, Elblągu i Lublinie*. Gdańsk 1970. (= GDAŃSKIE TOWARZYSTWO NAUKOWE. WYDZIAŁ NAUK SPOŁECZNYCH I HUMANISTYCZNYCH. SERIA MONIGRAFIA, Nr. 38.)
ZGAE 36 (1972) S. 209–211.
217. [Rez.:] CHRISTOPH EDUARD RHODE, *Prespyterologia Elbingensis. Die evangelischen Geistlichen im Kirchenkreis von Elbing von 1555 bis 1883 nebst Ergänzungen und Nachträgen bis 1945*. Hamburg 1970. (= SONDRSCHRIFTEN DES VEREINS FÜR FAMILIENFORSCHUNG IN OST- UND WESTPREUSSEN, Nr. 14.)
ZGAE 36 (1972) S. 216–217.
218. [Rez.:] FRIEDRICH MÖLLER, *Altpreußisches evangelisches Pfarrerbuch von der Reformation bis zur Vertreibung im Jahre 1945*. Bd. 1: Die Kirchspiele und ihre Stellenbesetzungen. Hamburg 1968. (= SONDRSCHRIFTEN DES VEREINS FÜR FAMILIENFORSCHUNG IN OST- UND WESTPREUSSEN, Nr. 11.)
ZGAE 36 (1972) S. 217–218.
219. [Rez.:] Wilhelm Matull, *Große Deutsche aus Ostpreußen*.
UEH 18 (1972) Nr. 1, S. II–III.
220. Dr. Aloys Marquardt †.
UEH 18 (1972) Nr. 3, S. IX.

1973

221. *Geschichte der Stadt Dinslaken 1273–1973*. Von RICHARD STAMPFUS und A. TRILLER. Dinslaken 1973.
222. Robert Samulski 65 Jahre.
UEH 19 (1973) Nr. 1, S. IV.

1974

223. *Geschichte der Pfarrei Groß Bertung, Kr. Allenstein*.
ZGAE 37 (1974) S. 9–53.
224. [Rez.:] HEINZ NEUMEYER, *Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht*. Bd. 1: Von den Anfängen der christlichen Mission bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leer 1971.
ZGAE 37 (1974) S. 129–132.
225. Prälat Richard Stachnik 80 Jahre.
UEH 20 (1974) Nr. 2/3, S. V–VI.

226. Zum 80. Geburtstag von Pfarrer Johannes Westpfahl.
UEH 29 (1974) Nr. 4, S. XI–XII.

1975

227. Das Wallfahrtswesen in Westpreußen um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert auf Grund des „Processus Dorotheae Montoviensis“ 1404–1405.
Festschrift für Bernhard Stasiewski. Köln 1975. S. 24–33.
228. Kleine Erinnerung an P. Alfred Delp SJ.
UEH 21 (1975) Nr. 1, S. II–III.
- 229.–236. Brachvogel, Eugen, † 1942; Dargel, Justina, † 1926; Dominikus von Preußen, † 1460; Grabowski, Adam Stanislaus de Götzendorf, † 1766; Graw, Bernhard, † 1848; Kranich, Paul (Timotheus), † 1947; Pfeiffer, Richard, † 1962; Pingel, Franz, † 1955.
APB 3 (1975).
237. Dorotheas Wallfahrt nach Köslin.
DER DOROTHEENBOTE 34 (1975) S. 315–316.
238. [Rez.:] Archiv für schlesische Kirchengeschichte. Bd. 26 (1968), 27 (1969).
ZEITSCHRIFT FÜR OSTFORSCHUNG 24 (1975) S. 311–315.

1976

239. Juden im Ermland um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
ZGAE 38 (1976) S. 42–52.
240. [Rez.:] IRMA GRÜNKE, Das Kirchspiel Miswalde, Kr. Mohrungen. Bremerhaven 1973 (= OSTDEUTSCHE LANDGEMEINDEN UND KIRCHSPIELE, Bd. 9.)
ZGAE 38 (1976) S. 94–95.
241. [Rez.:] WACŁAW ODYNYEC, Dzieje Prus Królewskich (1454–1772). Warszawa 1972.
ZGAE 38 (1976) S. 99–100.
242. [Rez.:] MARCIN KROMER, Historia prawdziwa o przygodzie załosnej Księżeczki finlandzkiego Jana i Królowny Polskiej Katarzyny. Bearb. von JANUSZ MAŁŁEK. Olsztyn 1974.
ZGAE 38 (1976) S. 105–106.
243. [Rez.:] JÓZEF POKLEWSKI, Święta Lipka, polska fundacja barokowa na terenie Prus Książęcych. Warszawa, Toruń 1974. (= TOWARZYSTWO NAUKOWE W TORUNIU. PRACE WYDZIAŁU FILOLOGICZNO-FILOZOFICZNEGO, 24,3.)
ZGAE 38 (1976) S. 106–107.
244. [Hrsg.:] Dorothea von Montau. Eine preußische Heilige des 14. Jahrhunderts. Hrsg. von RICHARD STACHNIK und A. TRILLER.

Münster 1976. Darin: Dorothea von Montau vor dem Hintergrund ihrer Zeit und Umwelt, S. 21–37.

1977

245. Bernhard Maria Rosenberg †.
UEH 23 (1977) Nr. 2/3, S. V–VI.
246. Zum Tode von Pfarrer Hans Westpfahl.
UEH 23 (1977) Nr. 2/3, S. VI–VII.
247. Bernhard Maria Rosenberg. – Hans Westpfahl.
PREUSSENLAND 15 (1977) S. 72–74.
248. Die Hl. Dorothea von Montau, eine Mittlerin zwischen Deutschen und Polen.
DIE CHRISTLICHE FRAU 1977, S. 97–103.

1978

249. Die Dargelsekte im Ermland.
ZGAE 39 (1978) S. 35–58.
250. Ein ermländisches Leichencarmen.
ZGAE 39 (1978) S. 145–150.
251. [Rez.:] ZBIGNIEW NOWAK, Początki sztuki drukarskiego na Pomorzu w XV wieku.
ZGAE 39 (1978) S. 164.
252. [Rez.:] HEINZ NEUMEYER, Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht. Bd. 2: Die evangelische Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Leer 1977.
ZGAE 39 (1978) S. 174–175.
253. [Rez.:] JAN CHŁOSTA, Wydawnictwo „Gazety Olsztyńskiej” w latach 1918–1939. Olsztyn 1977. (= Rozprawy i materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 61.)
ZGAE 39 (1978) S. 181–182.
254. [Hrsg.:] Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521. Hrsg. von RICHARD STACHNIK in Zusammenarbeit mit A. TRILLER und HANS WESTPFAHL. Köln, Wien 1978. (= FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, Bd. 15.)
255. Die hl. Dorothea von Montau in ihrem Verhältnis zum Deutschen Orden und die Deutschordensmitglieder im Kanonisationsprozeß Dorotheas 1404–1406.
Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Marian Tumler. Marburg 1978 (= QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, Bd. 20.) S. 76–83.

256. Die heilige Dorothea von Montau und die Priester.
UNIO APOSTOLICA 19 (1978) S. 7–12.

257. Wer war Dorothea von Montau?
WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 28 (1978) S. 92–98.

1979

258. Familienforschung heute im Bereich des ostpreußischen Ermlandes.

ALTPREUSSISCHE GESCHLECHTERKUNDE NF 11 (1979) S. 162–164.

259. In königlichen Diensten. Zum 400. Todestag des ermländischen Bischofs Hosius.

OPrBl 30 (1979) F. 31, S. 10.

1980

260. Ermländische Zaubersprüche.

ZGAE 40 (1980) S. 89–92.

261. Ermländische Scharfrichter im 18. Jahrhundert.

ZGAE 40 (1980) S. 94–97.

262. Das Martyrium des hl. Adalbert von Prag. Wo wurde er von heidnischen Preußen im Jahre 997 erschlagen?

WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 30 (1980) S. 21–26.

263. Erinnerungen an Bischof Dr. Augustinus Bludau.

UEH 26 (1980) Nr. 3, S. IX–X.

1981

264. Zur Biographie des Königsberger Propstes Johannes Szadowski (1834–1914).

ZGAE 41 (1981) S. 134–146.

265. Die letzten Lebensjahre Julius Pohls.

ZGAE 41 (1981) S. 148–157.

266. Kardinal Stanislaus Hosius (1504–1579). Münster 1981.

1982

267. Der Stand der Dorotheenforschung.

PREUSSENLAND 20 (1982) S. 37–40.

268. Richard Stachnik.

PREUSSENLAND 20 (1982) S. 42–43.

269. Zum Tode von Prälat Stachnik.

UEH 28 (1982) Nr. 3, S. IX–X.

270. Aussagen über Dorothea von Montau – Westpreußische Zeugen im Kanonisationsprozeß anno 1404.

WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 32 (1982) S. 38–42.

271. Auf der Fahrt zu den ermländischen Pfarrarchiven 1937–1945.
ERMLANDBUCH 1982, S. 149–157.

1983

272. Konvertiten im Ermland um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert.
ZGAE 42 (1983) S. 33–53.
- 273.–275. Bludau, Augustinus (1862–1930); Hatten, Andreas Stanislaus von (1763–1841); Marquardt, Aloys (1891–1972).
Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945.
Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von ERWIN GATZ. Berlin 1983.

1984

- 276.–279. Redig, Michael, † 1907; Rosenberg, Bernhard Maria, † 1982; Stachnik, Richard, † 1982; Westpfahl, Hans, † 1977.
APB 4 (1984).

1985

280. Preußische Soldatenwerbungen im Ermland 1747–1755.
ZGAE 43 (1985) S. 77–84.
281. Die Rolle der ermländischen Bader, Barbieri und Wundärzte von 1631.
ZGAE 43 (1985) S. 145–156.
282. [Rez.:] HUGO RASMUS, Lebensbilder westpreußischer Frauen in Vergangenheit und Gegenwart. Münster 1984. (= QUELLEN UND DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE WESTPREUSSENS, Nr. 22.)
ZGAE 43 (1985) S. 161.
283. [Rez.:] HORST HANKE, HEINZ SCHACHT, Kaschaunen, Kr. Braunschweig. Monschau 1985.
ZGAE 43 (1985) S. 170.
284. [Rez.:] HENRYK MADAJ, Współkatedra Św. Jakuba Starzego w Olsztynie. Olsztyn 1980.
ZGAE 43 (1985) S. 196.
285. Marienwerder, Johannes.
Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Aufl. Bd. 6 (1985).

1986

286. [Hrsg.:] Historia Residentiae Gedanensis Societatis Jesu ab anno 1585. Geschichte der Jesuitenresidenz in Danzig von 1585 bis 1642. Hrsg. von RICHARD STACHNIK in Zusammenarb. mit A. TRILLER. Köln, Wien 1986. (= FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, Bd. 2.)

287. Zur Edition des „Liber de festis“ (von 1397) des Deutschor-
denspriesters Johannes Marienwerder über die Visionen der
hl. Dorothea von Montau.
Romantik und Moderne. Neue Beiträge aus Forschung und Lehre.
Festschrift für Helmut Motekat. Hrsg. von ERICH HUBER-THOMA und
GHEMELDA ADLER. Frankfurt, Bern, New York 1986. S. 493–502.

1988

288. Tomasz Ujejski (1612–1689), ein heiligmäßiger ermländischer
Dompropst.
ZGAE 44 (1988) S. 29–34.

1989

289. Bischof und Domkapitel von Ermland als Almosenspender im
18. Jahrhundert.
ZGAE 45 (1989) S. 141–143.
290. Historiker des Ermlandes. Zum Tode von Bischof Jan Obląk.
UEH 35 (1989) Nr. 1, S. I–II.
291. Ein Judenschicksal 1943.
UEH 35 (1989) Nr. 1, S. III.
292. Dorothea von Montau.
Marienlexikon. Hrsg. im Auftrag des Institutum Marianum Regensburg
von REMIGIUS BAUMER und LEO SCHEFFCZYK. St. Ottilien, Bd. 2 (1989).

1990

- 293.–312. Grabowski, Adam Stanisław (1698–1766); Hohenzollern-
Hechingen, Johann Carl Reichsgraf von (1732–1803);
Krasicki, Ignacy Błażej Franciszek (1735–1801); Kunigk,
Johann Georg (Jan Jerzy) (1648–1719); Kurdwanowski,
Jan Franciszek (1645–1729); Łaszewski, Michał Remi-
gusz (1682–1746); Leszczyński, Wacław (1605–1666);
Leżeński, Kazimierz Benedykt (OCist); Pilchowicz, Woj-
ciech (1600–1665); Potocki, Teodor Andrzej (1664–1738);
Radziejowski, Michał Stefan (1645–1705); Scholz (Szolc),
Zacharias Johannes (Zachariasz Jan) (um 1630–1692);
Schulz (Schulc) Nikolaus Anton (Mikołaj Antoni) (1695–
1761); Stolpmann (Sztoltzman), Jakob Franz (Jakób Fran-
ciszek) († 1766); Szembek, Krzysztof Andrzej Jan (1680–
1740); Ujejski (Ujeyski), Tomasz (1612–1689); Wydźga,
Jan Stefan (um 1610–1685); Załuski, Andrzej Chryzostom
(1648–1711); Zbąski (Sbąski), Jan Stanisław (1625–1697);
Zehmen, Karl Friedrich Frh. von (1720–1798).
Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648–1803. Ein

biographisches Lexikon. Hrsg. von ERWIN GATZ unter Mitw. von STEPHAN M. JANKER. Berlin 1990.

313. Nothgottes im Rheingau.
Nothgottes im Rheingau. Anlässlich der 600-Jahrfeier hrsg. vom Bischoflichen Ordinariat Limburg. Limburg 1990, S. 7–37.

1992

314. [Hrsg.:] Liber de festis Johannis Marienwerder. Offenbarungen der Dorothea von Montau. Hrsg. von A. TRILLER unter Mitw. von ERNST BORCHERT nach Vorarbeiten von HANS WESTPFAHL. Köln, Weimar, Wien 1992. (= FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KIRCHEN- UND KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, Bd. 25.)
315. Interesse und Verehrung für Adalbert im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts.
Święty Wojciech w tradycji i kulturze europejskiej. Gniezno 1992. (= BIBLIOTHECA „STUDIA GNESNENSIA“), S. 177–190.
316. Ein Hexenprozeß aus Bischofsburg 1612.
ERMLANDBUCH 1992, S. 203–204.

1994

317. HANS-JÜRGEN KARP, A. TRILLER, Die katholische Kirche. Ermland. Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens. I.A. der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung hrsg. von ERNST OPGENOORTH. Teil II/1: Von der Teilung bis zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1466–1655. Lüneburg 1994. (= Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 10.) S. 150–154
318. HANS-JÜRGEN KARP, A. TRILLER, Humanismus und Bildung beim katholischen Bevölkerungsteil. Ermland.
(Wie Nr. 317), S. 170–174.

1996

319. HANS-JÜRGEN KARP, A. TRILLER, Die katholische Kirche 1655–1772. Ermland.
Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens. I.A. der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung hrsg. von Ernst Opgenoorth. Teil II/2: Vom Schwedisch-Polnischen Krieg bis zur Reformzeit 1655–1807. Lüneburg 1996. (= Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 10.) S. 119–124.
320. HANS-JÜRGEN KARP, A. TRILLER, Bildung beim katholischen Bevölkerungsteil. Ermland.
(Wie Nr. 319), S. 141–145.

Einzelbesprechung

Martin Armgart, Die Handfesten des preußischen Oberlandes bis 1410 und ihre Aussteller. Diplomatische und prosopographische Untersuchungen zur Kanzleigeschichte des Deutschen Ordens in Preußen. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Beiheft 2) Köln–Weimar–Wien: Böhlau 1995, 517 S., 1 Karte, 2 Abb.

Die Bochumer Dissertation stößt in eine seit langem bedauerte Forschungslücke vor¹, denn Untersuchungen zur Kanzleigeschichte des Deutschen Ordens in Preußen sind trotz dessen wiederholt betonter Modernität in Verwaltung und Schriftlichkeit noch immer dürftig. Die Arbeiten von M. Hein, R. Grieser, K. Forstreuter und K. Conrad wurden in neuerer Zeit zwar durch K. Neitmann und jüngst (für das späte 15. Jahrhundert) durch M. Thumser² ergänzt, eine zusammenfassende Übersicht

1 Die Bedeutung von Armgarts aufwendiger Untersuchung ist bereits mehrfach herausgestellt worden; vgl. die Besprechungen von A. MENTZEL-REUTERS, in: DEUTSCHES ARCHIV FÜR ERFORSCHUNG DES MITTELALTERS 52 (1996) S. 675 f., K. MILITZER, in: ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG 24 (1997) S. 605 f., und J. SARNOWSKY, in: BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE WESTPREUSSENS 15 (1997) S. 177–179. Die folgende Rezension möchte daher in Absprache mit dem Verfasser einige Ergänzungen und Korrekturen beisteuern, die aber – dies sei vorweg betont – weder den Forschungswert der Arbeit mindern noch ihre Ergebnisse wesentlich revidieren werden.

Verwendete Abkürzungen: StA Kbg. = Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, XX. HA (= historisches Staatsarchiv Königsberg); OBA = Ordensbriefarchiv, OF = Ordensfoliant; die Pergamenturkunden werden mit Schiebladen (Sch.) und Nummern zitiert. – PrUB = Preußisches Urkundenbuch, hg. v. R. PHILIPPI, C. P. WOELKY, A. SERAPHIM, M. HEIN, E. MASCHKE, H. KOEPPEN u. K. CONRAD, Bd. 1–6. Königsberg, später Marburg 1882–1986; Bd. 1–3/1, ND Aalen 1961. – CDW = Codex diplomaticus Warmiencis oder Regesten und Urkunden zur Geschichte Ermlands, Bd. 1–4, hg. von C. P. WOELKY, J. M. SAAGE u. a. (MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, 1, 2, 5, 9). Mainz, Braunsberg 1860–1929. – UB Kulm = Urkundenbuch des Bisthums Culm, bearb. v. C. P. WOELKY (NEUES PREUSSISCHES URKUNDENBUCH. WESTPREUSSISCHER TEIL, II. Abt., Bd. 1). Danzig 1884/1887. – UB Samland = Urkundenbuch des Bisthums Samland, 3 Hefte [mit fortlaufender Seiten- und Nummernzählung], hg. v. C. P. WOELKY und H. MENDTHAL (NEUES PREUSSISCHES URKUNDENBUCH. OSTPREUSSISCHER TEIL, II. Abt., Bd. 2). Leipzig 1891–1905.

2 M. THUMSER, Schriftlichkeit in der Spätzeit der preußischen Deutschordensherrschaft. Kanzleitätigkeit und Aufzeichnungen des hochmeisterlichen Sekretärs Liborius Naker († 1502/1503). In: DERS. (Hg.), Schriftkultur und Landesgeschichte. Studien zum südlichen Ostseeraum vom 12.

steht aber noch aus. Die von K. Lukas 1921 vorgelegte Königsberger Dissertation über die Registerführung der Hochmeisterkanzlei ist zwar keineswegs verloren³, wie Armgart (S. 35) vermutet, inhaltlich aber völlig unzureichend; ihr Wert besteht vor allem darin, daß Lukas noch jene Hochmeisteregistrierten heranziehen konnte, die seit 1945 als verschollen gelten.

Armgart setzt für seine Studien zum Urkundenwesen und zum Kanzleipersonal des preußischen Ordenszweiges bei den Güter- und Besitzverschreibungen an, die die Ordensgebietiger und ihre Kanzleien bis 1410 für die Bewohner des preußischen Oberlandes ausstellten. Diese Beschränkung des Untersuchungsgegenstandes ist ebenso sinnvoll wie angemessen, bilden die sog. Handfesten doch gerade in den oberländischen Ordenskomtureien Elbing, Christburg und Osterode, die in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts im Mittelpunkt des Siedlungsinteresses standen, die Masse der Überlieferung.

Die Eingrenzung auf diese Quellengattung birgt indes methodische Gefahren, will man die Ergebnisse für die Bewertung der preußischen Kanzleiverhältnisse insgesamt heranziehen. Schon M. Hein, der verdienstvolle Herausgeber des *Preußischen Urkundenbuchs*, formulierte 1932 in seinen Überlegungen zu den preußischen Ordenskanzleien der Jahre nach 1310 die These, daß die in ihrem Diktat bemerkenswert konstante Kanzleiorganisation in Christburg und Elbing eine Folge der in diesen Gebieten anfallenden kolonisatorischen Aufgaben gewesen sei und die im Vergleich dazu eher „mangelhafte Organisation“ der zentralen Hochmeister- bzw. Großkomturskanzlei darauf schließen lasse, „daß der Schwerpunkt der Ordensarbeit damals noch nicht in der Marienburg“ gelegen habe.⁴ Dieses Ergebnis scheint indes nicht zuletzt durch die einseitige Überlieferung preußischer Quellen des 14. Jahrhunderts bedingt zu sein. Handfesten waren als Rechtstitel von besonderem Erhaltungswert, was auch ihre reiche Kopialüberlieferung erweist, die Armgart für die oberländischen Verschreibungen vorbildlich zusammen-

bis zum 16. Jahrhundert (MITTELDEUTSCHE FORSCHUNGEN, 115). Köln, Weimar, Wien 1997, S. 155–218; siehe auch seine ergänzenden Editionen: ders., Private Briefkonzepte aus dem Nachlaß des Deutschordenssekretärs Liborius Naker († 1503/1503). In: ARCHIV FÜR DIPLOMATIK 43 (1997) S. 413–454.

3 K. LUKAS, Das Registerwesen der Hochmeister des Deutschen Ordens. Phil. Diss. Königsberg 1921 (masch.). Die Arbeit kann – wie viele Königsberger Dissertationen – in der Berliner Staatsbibliothek (Haus 2) eingesehen werden und trägt dort die Signatur MS 22/6901.

4 M. HEIN, Die Ordenskanzleien in Preußen 1310–1324. In: ALTPREUSSISCHE FORSCHUNGEN 9 (1932) S. 9–21, hier S. 18.

gestellt hat (S. 405–479). Aufzeichnungen der inneren Verwaltung oder der ein- und ausgehende Briefverkehr waren dagegen von weniger langfristigem Interesse; in Preußen nimmt ihr Anteil an der insgesamt erhaltenen Überlieferung erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu.⁵ Man darf indes annehmen, daß bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zahlreiche Briefe die Marienburg verließen. So hat beispielsweise K. Forstreuter aus Kölner Beständen zehn deutsche und lateinische Briefe des in Preußen weilenden Kaufmanns Alexander von Pfau und des Marienburger Hauskomturs Johann Overstolz publiziert, die die beiden allein in den Jahren 1329–1331 an einen Kölner Verwandten schickten.⁶ Nur sehr wenige solcher privaten Schreiben sind jedoch erhalten; die meisten verdanken ihre Überlieferung allein dem Umstand, daß ihr wertvolles Pergament an anderer Stelle wiederverwertet wurde.⁷ Einen Eindruck vom Ausmaß der Schriftlichkeit um 1320/30 vermitteln die elf Schreiben von Gebietigern und einfachen Ordensbrüdern aus dem Osten des Ordenslandes, die M. Perlbach allein dem Einband zweier theologischer Handschriften entnehmen konnte.⁸ An ähnlicher Stelle entdeckte O. Günther auch den Brief eines Marienburger Schreibers namens Matthias von etwa 1340 an seinen Freund, den Schullektor Alexander in Königsberg, in dem er sich bitter über seine nur von den Messen unterbrochene Schreibearbeit beklagt.⁹

5 Vgl. H. PATZE, Neue Typen des Geschäftsschriftgutes im 14. Jahrhundert. In: Ders. (Hg.), *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert*, Bd. 1 (VORTRÄGE UND FORSCHUNGEN, 13). Sigmaringen 1970, S. 9–64, hier S. 18f.

6 K. FORSTREUTER, Briefe aus Preußen nach Köln um 1330. In: *JAHRBUCH DES KÖLNISCHEN GESCHICHTSVEREINS* 26 (1951) S. 85–99.

7 Die bei H.-P. LACHMANN, *Deutschordensbriefe aus dem frühen 14. Jahrhundert*. In: *ARCHIV FÜR DIPLOMATIK* 23 (1977) S. 383–404, wiedergegebenen Marburger Fragmente fanden sich beispielsweise als Grundierung für die Bemalung eines Holzkastens, auf dem der Sarkophag der Heiligen Elisabeth in der Sakristei der Elisabethkirche ruhte.

8 M. PERLBACH, Königsberger Correspondenzen aus der Zeit Werners von Orseln. In: *ALTPREUSSISCHE MONATSSCHRIFT* 10 (1873) S. 79–84. Vgl. hierzu auch die Bemerkungen von U. Niess, Hochmeister Karl von Trier (1311–1324). Stationen einer Karriere im Deutschen Orden (QUELLEN UND STUDIEN ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN ORDENS, 47). Marburg 1992, S. 101f.

9 O. GÜNTHER, Schreiberdienst auf der Marienburg im 14. Jahrhundert. In: *MITTEILUNGEN DES WESTPREUSSISCHEN GESCHICHTSVEREINS* 16 (1917) 53–58. Danach auch gedruckt im PrUB 3, Nr. 348. – Auch der Geschäftsbrief des Thorner Ratsherrn Johann Steinweg an seinen Neffen Godko in Brügge von etwa 1349/50 wurde als Vorstoßblatt auf den vorderen Deckel eines Folianten geklebt; vgl. PrUB 4, 453.

Es ist ein großes Verdienst der Arbeit von Armgart, daß sie die knappen Ausführungen Heins durch detaillierte Diktatstudien überprüft und durch eine systematische Erfassung des Kanzleipersonals ergänzt, denn allein aus den Handfesten lassen sich nur bedingt Aufschlüsse über das Verhältnis der zentralen Ordenskanzlei zu den Komturskanzleien gewinnen oder weitergehende Folgerungen über den Entwicklungsstand der Verwaltung insgesamt ableiten.

In Armgarts Untersuchung miteinbezogen sind auch die Kanzleiverhältnisse der Kulmer Bischöfe, da ein Teil ihres Stiftsgebietes mit der Löbau in das Oberland hinüberreichte. Eine bedauerliche Fehleinschätzung ist dem Verfasser hier jedoch zum Inhalt und zur Entstehungszeit eines Formelbuches unterlaufen, das A. Kolberg 1878 in der Universitätsbibliothek von Uppsala¹⁰ entdeckt und 1891 auszugsweise in dieser Zeitschrift ediert hat.¹¹ Der bis heute für die Kirchengeschichte Preußens viel zu wenig beachtete Kodex stammt zweifellos aus der Kanzlei des Kulmer Bischofs (und vormaligen Hochmeisterkaplans) Arnold Stapel (1402–16) und enthält weit über hundert Berichte über Visitationen, Bruderschaftsbestätigungen, Schreiben über Weihen und Einsetzungen von Priestern, Ablaßkunden und Mandate mit der Verkündung von Kirchenstrafen, die mitunter der frühere Hochmeisternotar Hoyke von Konyec (1395–1399) als Offizial der Diözese erließ. Aus Arnolds Amtszeit wäre zudem ein Notariatsinstrument vom 10. Juni 1407 zu ergänzen, mit dem der Bischof zu einer Urkundentranssumierung für das Kollegiatstift Guttstadt einlud.¹²

Einen Großteil von Armgarts Arbeit nehmen prosopographische Untersuchungen über die Kapläne, Notare und übrigen Geistlichen der oberländischen Ordensgebietiger ein. Noch immer unklar ist die Bedeutung, die die persönlichen Kapläne der Land- und Hochmeister im 14. Jahrhundert für die Kanzleiführung besaßen, und wann ihr Aufstieg

10 Signatur C 575; Beschreibung der Handschrift bei M. ANDERSSON-SCHMITT, H. HALBERG u. M. HEDGUND (Bearb.), *Mittelalterliche Handschriften der Universitätsbibliothek Uppsala. Katalog über die C-Sammlung*, Bd. 6 (ACTA BIBLIOTHECAE R. UNIVERSITATIS UPSALENSIS, 26/6). Stockholm 1993, S. 44–46. Vgl. auch T. BORAWSKA, *Katalog der ermländischen Handschriften in der Universitätsbibliothek Uppsala*. In: ZGAE 44 (1988) S. 95–127, hier S. 119.

11 A. KOLBERG, Ein preußisches Formelbuch des 15. Jahrhunderts. In: ZGAE 9 (1891) S. 273–328. – ARMGART (S. 41, Anm. 216) schreibt zu Unrecht: „Das von Kolberg beschriebene Formelbuch enthält Urkunden aus den vier preußischen Bistümern, die früheste aus dem Jahr 1427, der Schwerpunkt liegt im 16. Jahrhundert.“

12 Druck nach dem Original CDW 3, Nr. 431, Regest auch UB Kulm Nr. 457. Als Notar diente der Kulmer Kleriker Johann *Korczmelczir* von Strasburg.

zum Leiter der zentralen Ordenskanzlei und „Kanzler“ der Hochmeister einsetzte. Ihr Einfluß auf die politischen Entscheidungsprozesse in der Umgebung des obersten preußischen Ordensgebietigers ist in den Quellen des 14. Jahrhunderts kaum faßbar. Armgart hat sich daher bemüht, zunächst ihre biographischen Daten zu sammeln, ihre Herkunft zu ermitteln und ihren Karrieren nachzugehen, um so eine solide Grundlage für weitere Forschungen zu schaffen. Bemerkenswert ist das spätere Schicksal des Hochmeisterkaplans Peter (1391–95), der 1401 überraschend nach Livland zog und die Pfarrstelle der Stadt Fellin übernahm. Vier Empfehlungsschreiben, die die Stadt und der Deutschordenskomtur von Fellin sowie der Livländische Meister im Juli 1408 an den Hochmeister und den Komtur von Elbing richteten¹³, deuten an, daß Hochmeister Konrad von Jungingen den Priesterbruder wegen seines Ungehorsams nach Livland verbannt und ihm zeitlebens eine Rückkehr in seine Heimatstadt Elbing untersagt hatte.

Anders als die Land- und Hochmeisterkapläne wurden die Kapläne der oberländischen Komture nach Armgarts Beobachtungen keineswegs regelmäßig aus den Reihen der Priesterbrüder des Deutschen Ordens bestellt. Ergänzend zu Armgarts Übersicht ließe sich anmerken, daß der Christburger Kaplan Nikolaus bereits im Mai 1323 in einer Urkunde des Landmeisters Friedrich von Wildenberg unter den Zeugen genannt ist.¹⁴ In der Reihe der Elbinger Kapläne ist zu 1384 ein Johann zu hinzuzufügen.¹⁵ Der Osteroder Komtur Friedrich von Zollern schlug dem Hochmeister 1409 als Nachfolger für den auf dem Totenbett liegenden Pfarrer von Saalfeld seinen Kaplan Georg vor, der ein *getruwer man* sei und dem Orden sechzehn Jahre ergeben gedient habe, *was im alle seyne herren dancken*.¹⁶

Die Abfolge der Hochmeisternotare läßt sich gerade für die Zeit Winrichs von Kniprode (1352–82), für den Armgart in den Jahren nach 1365

13 Bürgermeister, Rat und Gemeinde von Fellin an den Hochmeister StA Kbg. OBA 992, Druck bei F. G. v. BUNGE (Hg.), Liv-, esth- und curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Abt. 1, Bd. 4. Reval 1859, ND Aalen 1971, Nr. 1761; Bürgermeister, Rat und Gemeinde von Fellin an den Komtur von Elbing OBA 993, ungedruckt; Komtur von Fellin an den Komtur von Elbing OBA 994, Druck ebd. Bd. 4, Nr. 1762; Livländischer Meister an den Hochmeister OBA 997, Druck ebd. Bd. 4, Nr. 1769.

14 PrUB 2, Nr. 405 (1323 V 1).

15 CDW 3, Nr. 170 (1384 IV 23).

16 StA Kbg. OBA 1113, Beilage (o.J. [1409 VIII 20]). Der Name des Kaplans ist in dem Schreiben nicht genannt, ergibt sich aber aus den bei Armgart (S. 188) angeführten Daten, die auch zeigen, daß Georg die Stelle zunächst nicht erhielt.

keinen Notar mehr namentlich festmachen konnte, um zwei weitere Schreiber erweitern. Unter den Zeugen einer Urkunde des Bischofs Johann Mönch von Pomesanien (1377–1409) vom 8. August 1379 erscheint nach dem Hochmeister, dem Großkomtur, dem Hochmeisterkaplan Pilgrim und dem Hochmeisterkumpan auch *Johannes dez meisters schreiber*.¹⁷ Etwa 1380 bezeichnete Winrich von Kniprode den öffentlichen Notar und pomesanischen Geistlichen Peter Grotkau aus Lessen als seinen *secretarius*¹⁸, der einige Jahre später als Pfarrer an St. Marien in der Danziger Altstadt nachweisbar ist¹⁹. Für Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein (1382–90) beurkundete im Juni 1383 der pomesanische Geistliche und öffentliche Notar Johann *Czadeler* den Ausschluß eines Ordensbruders.²⁰

Eine Verwechslung ist Armgart beim Artikel über den Hochmeisternotar Paul Winkelmann unterlaufen (S. 267–269), denn in allen angeführten Belegen aus den Jahren 1409/10 heißt der Schreiber stets Peter, nicht Paul. Winkelmann fertigte zwar mitunter Notariatsinstrumente für die Hochmeister, ist aber nie als Hochmeisternotar im engeren Sinne belegt. Er stammte aus der pomesanischen Stadt Garnsee (nicht Garczin) und war 1408–16 Pfarrer der pomesanischen Bischofsstadt Riesenburg. Beim Kanonisationsprozeß Dorotheas von Montau, in dessen Verlauf 1404/05 in Marienwerder zahlreiche Zeugen vernommen wurden, war er mit der Führung des Protokolls beauftragt worden.²¹

In den Akten dieses Prozesses tauchen zudem weitere Notare auf, deren Dienste für die Hochmeister bei Armgart dokumentiert ist. Den Hochmeisternotar Johann Schwarz/Niger (1389–92), der eine Altaristenstelle am Dom zu Marienwerder innehatte, betrauten die pomesanischen Domherren nach dem Tode Dorotheas mit der Untersuchung zweier Berichte über das wunderhafte Wirken der Rekluse.²² 1395 wandte er sich als Pfarrer von Lesewitz (nördlich von Marienburg) gemeinsam mit anderen Pfarrern des Bistums Pomesanien an den Papst und die Kardinäle,

17 Stark abgeschabte Abschrift im StA Kbg. OF 116, fol. 30v/31r = p. 62f.

18 Vgl. K. FORSTREUTER (Bearb.), Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Bd. 1 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER NIEDERSÄCHSISCHEN ARCHIVVERWALTUNG, 12). Göttingen 1961, Nr. 154 und 159.

19 CDW 3, Nr. 212 (1387 V 24), S. 173.

20 J. VOIGT (Hg.), Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preussens, Bd. 4. Königsberg 1853, ND Osnabrück 1965, Nr. 15 (1381 VI 13).

21 Vgl. R. STACHNIK (Hg.), Die Akten des Kanonisationsprozesses Dorotheas von Montau von 1394 bis 1521 (FORSCHUNGEN UND QUELLEN ZUR KULTURGESCHICHTE OSTDEUTSCHLANDS, 13). Köln, Wien 1978, S. 50 u. 490–492.

22 STACHNIK (wie Anm. 21), S. 483 (ad 41) und 485 (ad 74). Vgl. ferner S. 480.

um für die Kanonisation Dorotheas zu werben.²³ Der bei Armgart (S. 176) angeführte Notar Arnold Stapel von Gottswalde aus Pommerellen erscheint im Februar 1406 ebenfalls unter den Prozeßnotaren.²⁴

Auf die personellen Verbindungen, die im 14. Jahrhundert zwischen dem Bistum Ermland und der Hochmeisterkanzlei bestanden, hat der Verfasser schon früher in dieser Zeitschrift hingewiesen.²⁵ Für einzelne dieser ermländischen Geistlichen lassen sich noch weitere Hinweise zu ihrer Herkunft und ihrem späteren Lebenslauf ermitteln. Der ermländische Bischofsnotar und spätere Hochmeisterschreiber Tilo Sperling (S. 235–237) stammte aus einer führenden Heilsberger Bürgerfamilie, deren Mitglieder gut dokumentiert sind.²⁶ Sein Vater Wilhelm Sperling (latinisiert auch *Passer*) ist seit 1308 belegt und hatte zwei Brüder, Dietrich (Theodericus) und Johann, die bereits 1305 und 1306 als Bürger der Stadt erscheinen. Nach seinen zahlreichen Nennungen unter den Zeugen bischöflicher Urkunden dürfte Wilhelm zum engeren Vertrautenkreis des ermländischen Bischofs Eberhard von Neiße (1301–1326) gehört haben. Neben Tilo, der seit 1346 als Notar in den Diensten des ermländischen Bischofs Hermann von Prag (1338–49) stand, hatte er einen zweiten Sohn namens Gerko. Der 1393–98 belgete Notar Mathias Foramis/Loch (S. 249f.) war 1416–21 Pfarrer in Liebstadt und 1419–25 auch Generalvikar der ermländischen Bischöfe Johann Abezier (1417–24) und Franz Kuhschmalz von Rösel (1424–57).²⁷ Die Auszeichnung, seine Notarswürde dank kaiserlicher und päpstlicher Legitimation führen zu dürfen, besaß in Preußen bis 1410 schließlich nicht nur der von Armgart (S. 239) erwähnte Heinrich Fredeck von Bischofswerder (1356–63), sondern auch der ermländische Geistliche Johann Sternchen von Bartenstein, der 1404–06 ebenfalls beim Kanonisationsprozeß Dorotheas von Montau als öffentlicher Notar mitwirkte²⁸ und 1414–19 mehrfach für Hochmeister Michael Kuchmeister tätig war.

Drei kurze Hinweise für die Biographien anderer Notare seien hier ebenfalls angeschlossen: Der spätere pomesanische Bischofsnotar Nikolaus Stampe/Schampe wurde am 3. August 1372 von Papst Gregor XI. mit jenem Leslauer Domkanonikat providiert, das zuvor der frühere

23 STACHNIK (wie Anm. 21), S. 530.

24 STACHNIK (wie Anm. 21), S. 492.

25 M. ARMGART, Ermländische Geistliche in der Hochmeisterkanzlei des 14. Jahrhunderts. In: ZGAE 47 (1994) S. 55–78.

26 Vgl. die Zusammenstellung der Belege im CDW 1, Register, S. 555 (s. v. „Sperling“).

27 CDW 3, Nr. 512 (1416 IV 13), 543 (1419 VI 17), 568 (1420 XI 5) u. 574 (1421 VI 18); CDW 4, Nr. 40 (1425 I 31).

28 STACHNIK (wie Anm. 21), S. 55 (1404 VI 25) und S. 490–492 (1406 II 10).

Hochmeisternotar Heinrich von Nedasin (1347–54) innehatte.²⁹ Der Hochmeisternotar Heinrich (S. 252f.) läßt sich noch bis Ende Oktober 1400 (nicht nur bis Dezember 1399) neben dem späteren Ordensprokurator Peter von Wormditt als Schreiber des Hochmeisters Konrad von Jungingen nachweisen.³⁰ Für die Notare Michael Wigel und Michael Krapitz (S. 266f.) wäre zu ergänzen, daß sie mindestens seit 1401 gemeinsam in Prag studierten und beide aus Marienburg stammten³¹, wo sie einige Jahre später in die Dienste der preußischen Ordensleitung traten.

Viele neue Hinweise zum Personal der Hochmeisterkanzlei konnte Armgart aus den sog. Notariatsinstrumenten gewinnen, die von den Herausgebern des *Preußischen Urkundenbuches* und anderen Editoren lange Zeit kaum beachtet und allenfalls in den Überlieferungsnachweisen der Originalurkunden erwähnt wurden, obgleich die beim Beglaubigungsakt anwesenden Zeugen und die Notarsunterschriften reiches Material für prosopographische und kanzleigeschichtliche Studien liefern.³² Noch heute lassen sich unter den Pergamenturkunden des historischen Staatsarchivs Königsberg beachtenswerte Neufunde machen. Hinzuweisen ist beispielweise auf zwei von Armgart übersehene Notariatsinstrumente des Hochmeisternotars Siegwinn von Dachenbach von 1325³³, als dessen Zeugen unter anderem vier Marienburger Priester auftreten; ferner auf drei Instrumente des Notars Johann Bando Stenionis von 1336.³⁴

29 Regest bei A. THEINER (Hg.), *Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae*, Bd. 1: 1217–1409, Rom 1860, Nr. 917; UB Kulm Nr. 327, Anm. 1.

30 StA Kbg. OF 105, fol. 127v (1401 X 19); OF 94, p. 192 (1400 X 29).

31 M. PERLBACH, *Prussia scholastica. Die Ost- und Westpreußen auf den mittelalterlichen Universitäten* (MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, 4. – BIBLIOTHECA WARMIENSIS, 2). Braunsberg 1895, S. 168.

32 Für die Anfänge des öffentlichen Notariats in Preußen, die Armgart (S. 193f.) in die zwanziger Jahre des 14. Jahrhunderts datiert, sollte auch das Schreiben des samländischen Domkapitels an den Rigaer Erzbischof Friedrich von Pernstein über die Wahl des Bischofs Johann Clare vom 13. Dezember 1310 berücksichtigt werden, das von einem Notar Nikolaus gefertigt wurde, der auch die Unterschriften zweier Domherren hinzufügte, da diese selbst nicht schreiben konnten. Druck UB Samland Nr. 214.

33 StA Kbg. Sch. 50, Nr. 1.

34 StA Kbg. Sch. 17, Nr. 4 (1336 I 5) und 14 (1336 I 6). Erwähnt werden die beiden Stücke nur in der Nachbemerkung zu PrUB 1/2, Nr. 128 und 26. Ferner StA Kbg. Sch. 5, Nr. 93 (1336 VII 2); unter den Zeugen dieses Notariatsinstrumentes findet sich auch der Hochmeisterkaplan Heinrich von Waldicke (1326–37 u. 1341–44), der bereits hier (nicht erst im August, wie Armgart, S. 144, angibt) als samländischer Domherr bezeichnet wird.

Über Bandos Familie gibt ein Streit Auskunft, den er als Pfarrer von Pr. Holland 1368 mit seinen Nichten um das Erbe seines Bruders, des Ritters *Glabunez de Tessimdorf*, austrug³⁵; der Notar, der den akademischen Titel eines Lizentiaten im weltlichen Recht führte, entstammte danach einer im pomesanischen Stiftsgebiet ansässigen, preußischen Vasallenfamilie.

Ergänzt werden Armgarts prosopographische Kanzleistudien durch eine Zusammenstellung der Deutschordenspriester und anderen Geistlichen, die in den Urkunden der Land- und Hochmeister sowie der oberländischen Komture auftreten (S. 286–301). Da für die Priesterbrüder des Deutschen Ordens in Preußen personengeschichtliche Arbeiten bisher fehlen, bieten ihre Namen eine hilfreiche Basis für weitere Forschungen. Der von Armgart 1246 in Preußen nachgewiesene Deutschordenspriester Ulrich von Dorne / von Dürn ist ein Jahr zuvor im Marburger Konvent belegt und auch schon früher in Deutschordensurkunden der Umgebung zu finden.³⁶ Für den Priesterbruder Richard ließen sich zwei Belege aus den Jahren 1255 und 1257 anfügen.³⁷ Zu 1260 wäre der Priesterbruder *Godefridus* zu ergänzen³⁸; er könnte mit *Godefridus dictus de Mulusin* identisch sein, der bereits 1255 in einer preußischen Hochmeisterurkunde unter den Zeugen genannt wird³⁹. Der Priesterbruder Berthold Wolf/Lupus ist schon Anfang 1287 im Gefolge des Preußischen Landmeisters Konrad von Tierberg⁴⁰ und im August 1288 auch beim Preußischen Landmeister Meinhard von Querfurt⁴¹ belegt. Wie viele der bei Armgart erwähnten Kapläne (Christian, Heinrich von Limburg, Rudolph u.a.) wurde er später ins pomesanische Domkapitel aufgenommen; ein Nekrolog des Kapitels gibt als seinen Todestag den 15. Mai an.⁴² In der Aufzählung der Deutschordenspriester des Christburger Konvents fehlt der Priesterbruder Heinrich, der 1380 mit der Visitation

35 THEINER (wie Anm. 29), Nr. 880.

36 Vgl. A. WYSS (Hg.), Hessisches Urkundenbuch, 1. Abt: Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen, Bd. 1 (PUBLICATIONEN AUS DEN K. PREUSSISCHEN STAATSARCHIVEN, 3). Leipzig 1879, Nr. 14 (1225 o. T.), 45 (1234 XI 6) und 79 (1245 VII).

37 UB Samland Nr. 46 (1255 VI 18) und 52 (1257 IV 14).

38 UB Kulm Nr. 59 (1260 V 8).

39 UB Kulm Nr. 36 (1255 [XII 25–31]).

40 CDW 1, Nr. 74 (1287 I 1).

41 CDW 2, Nr. 542 (1288 VIII 24).

42 Vgl. M. PERLBACH, Deutsch-Ordens Necrologe. In: FORSCHUNGEN ZUR DEUTSCHEN GESCHICHTE 17 (1877) S. 357–371, hier S. 368f. Heinrich von Limburg ist zum 18. September eingetragen, die späteren pomesanischen Bischöfe Christian und Rudolph zum 14. Dezember bzw. 16. Juni.

der Ordensskonvente im Reich beauftragt wurde.⁴³ Hinzuweisen ist ferner darauf, daß der Christburger Priesterbruder Heidenreich, den Bischof Albert von Pomesanien 1284 mit der Auswahl von Priesterbrüdern für sein neu gegründetes Domkapitel betraute, trotz des gleichen Namens nicht mit dem ersten Propst des Kapitels identisch ist.⁴⁴

Mehrfach zeigt Armgart die Verluste auf, die der Zweite Weltkrieg und die Auslagerungen der alten Königsberger Archivalien für die Bestände der ehemaligen Hochmeisterkanzlei mit sich brachten.⁴⁵ In jüngerer Zeit häufen sich glücklicherweise Nachrichten über das Wiederauftauchen einzelner Archivalien oder Bestände. So befindet sich beispielsweise das mittelalterliche Stadtbuch von Saalfeld, dessen Verlust der Autor (S. 58) beklagt, heute in der Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften in Wilna (Signatur F 15-(47)-182), zusammen mit dem ebenfalls verloren geglaubten Stadtbuch von Pr. Holland.⁴⁶

Ausgesprochen hilfreich sind die im Anhang der Arbeit gebotenen Listen mit den Amtsdaten der Preußischen Land- und Vizelandmeister, der in Preußen residierenden Hochmeister sowie der Komture von Christburg, Elbing und Osterode (S. 376–384). Einige kleinere Korrekturen und Ergänzungen seien auch hier erlaubt: Hochmeister Konrad von Wallenrode war bis 1393 (nicht 1392) im Amt; zwischen den Landmeistern Ludwig von Queden (1250/51) und Hartmut von Grumbach (1259–62) ist 1257 Gerhard (von Hirzberg?) zu ergänzen⁴⁷; Konrad von Tierberg d.J. war im Juli 1283 noch Vizelandmeister⁴⁸. Konrad Sack hatte Helwig von Goldbach bereits am 12. Juni 1289 als Komtur von Christburg abgelöst⁴⁹;

43 Vgl. die Belege bei B. JÄHNIG, Hat Karl IV. im Jahre 1355 mit Hochmeister Winrich von Kniprode verhandelt? Ein Beitrag zu Regierungsstil und Diplomatiegeschichte des Deutschen Ordens im 14. Jahrhundert. In: BLÄTTER FÜR DEUTSCHE LANDESGESCHICHTE 116 (1980) S. 77–119, hier S. 104, Anm. 287.

44 Vgl. die Ausführungen von P. REH, Das Verhältnis des Deutschen Ordens zu den preußischen Bischöfen im 13. Jahrhundert. In: ZEITSCHRIFT DES WESTPREUSSISCHEN GESCHICHTSVEREINS 35 (1896) S. 35–161, hier S. 129, Anm. 3.

45 Nicht verloren ist allerdings der S. 282, Anm. 1843 angeführte Foliant A 38 des ehemaligen Staatsarchivs Königsberg; es ist vielmehr der heutige Ordensfoliant 276.

46 Vgl. S. ECKDAHL, Archivalien zur Geschichte Ost- und Westpreußens in Wilna, vornehmlich aus den Beständen des Preußischen Staatsarchivs Königsberg. In: PREUSSENLAND 30 (1992) S. 41–61.

47 UB Kulm Nr. 52 (1257 XI 19).

48 M. PERLBACH (Bearb.), Pommerellisches Urkundenbuch. Danzig 1881–1916, ND Aalen 1969, Nr. 366 (1283 VII 26).

49 PrÜB 1/2, Nr. 539 (1289 VI 12).

Hartung von Sonnenborn ist erst seit März 1335 (nicht 1334) als Christburger Komtur belegt.⁵⁰ Bei den Elbinger Komturen ließe sich aus der wiederaufgefundenen Handfestensammlung der Komturei Brandenburg zu 1294 ein Ritterbruder namens Cuno nachtragen.⁵¹

Trotz möglicher Ergänzungen und Korrekturen kann abschließend nur erneut betont werden, daß die Arbeit sowohl für die Kanzlei- und Verwaltungsgeschichte des Deutschen Ordens in Preußen als auch für die propographische Erforschung der preußischen Geistlichkeit im 14. Jahrhundert einen einzigartigen und beeindruckenden Überblick bietet. Bedauerlich ist allenfalls, daß der ursprüngliche Beleg-Anhang der Dissertation beim Druck weggefallen ist und der Verfasser darauf verzichtet hat, seiner Arbeit ein Register beizugeben, was den Zugriff auf die in 2500 Fußnoten versteckten Namen und Daten aufs unangenehmste erschwert.

Mario Glauert

⁵⁰ PrUB 2, Nr. 873 (1335 III 21).

⁵¹ Vgl. die bei NIESS (wie Anm. 8), S. 211, Nr. 8, edierte Landmeister-Urkunde von 1294 VIII 9.



Buchbesprechungen

Altpreußische Biographie. Hrsg. im Auftrage der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung von Ernst Bahr und Gerd Brausch. Bd. IV, 3. Lieferung, S. 1309–1542. Register zu den Bänden I–IV. Bearbeitet von Achim Breuer und Gerd Brausch, S. 1–43. Marburg/Lahn: N. G. Elwert-Verlag 1995.

Die Besprechung der einzelnen Teile der Altpreußischen Biographie in der ZGAE hat bereits Tradition (vgl. die Rezensionen von: Franz Buchholz, Bd. 26, 1936, S. 237–239; Brigitte Poschmann, Bd. 38, 1976, S. 89–90; Bruno Riediger, Bd. 43, 1985, S. 159–160 und Bd. 45, 1989, S. 170–171). Der hier vorgestellte Bd. IV, 3. Lieferung, sowie das gesondert herausgegebene Register für die bisher publizierten Bände I–IV beschließen eine langandauernde Arbeit an einem biographischen Lexikon über Personen, die in Ost- und Westpreußen geboren bzw. durch ihre Tätigkeit mit dieser Region verbunden sind. Initiatorin dieses Werkes war die 1923 gegründete Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Die erste Lieferung erschien im Jahre 1936 in Königsberg. Durch die Kriegseignisse im Jahre 1944 wurde die Edition mit der 3. Lieferung von Bd. II jedoch unterbrochen. Nach einer Pause erschienen erst seit 1961 die weiteren Lieferungen (4–7) und danach die Bände III und IV, die Ergänzungen zu den vorangegangenen Bänden enthielten sowie Biogramme der nach 1936 verstorbenen Personen. Die gesamte Paginierung (1–1542) ist zwar in allen Bänden erhalten geblieben, aber die im Bereich der Bände I–II gewährte alphabetische Anordnung ist für Band III gesondert eingeführt worden, ebenso für die einzelnen Lieferungen zu Bd. IV. Deshalb war auch ein Register für alle Bände erforderlich, das die Nutzung dieses Werkes erleichtert. Die gesamte Nachkriegsedition (auch die Nachdrucke von Bd. I und Bd. II, Lieferung 1–3) erschien im N. G. Elwert-Verlag in Marburg.

Die 3. Lieferung von Bd. IV im Umfang von 233 Druckseiten enthält 605 Lebensläufe (die zwei vorangehenden Lieferungen enthielten auf 231 Seiten 632 Biogramme), hauptsächlich von Personen aus dem 20. Jahrhundert, hin und wieder auch von solchen, die in früheren Jahrhunderten lebten, in die vorangegangenen Bände jedoch noch nicht aufgenommen worden waren. Mehr als die Hälfte der publizierten Lebensläufe wurden von Klaus Bürger (104), Walter Tetzlaff (101), Hugo Rasmus (66), Ernst Bahr (55), Gerd Brausch (28) und dem noch vor der Drucklegung der Publikation verstorbenen Fritz Gause (33) verfaßt. Unter den Biogrammen sind auch die anderer, inzwischen verstorbener Autoren des Bandes IV, z. B. Hans Bloech (1907–1988), Harald Kohtz (1925–1991)

oder Margarete Kudnig (1898–1990). Aus dem Kreis der bekannten Historiker der Region sind besonders die Biogramme von Forschern hervorzuheben, die sich um die Geschichte Preußens verdient gemacht haben, wie Walter Hubatsch (1915–1984), Ernst Wermke (1893–1987) oder Hans Rothfels (1891–1976) bzw. die bereits früher (in den Lieferungen 1–2) erschienenen von Kurt Forstreuter (1897–1979), Fritz Gause (1893–1973) und Werner Conze (1910–1986). Die Lektüre der meisten Artikel läßt beim Leser ein Bild von den schweren und verwickelten Schicksalen der einzelnen Personen entstehen, die oft von der tragischen Kriegszeit gezeichnet waren, die ihre frühere Existenz vernichtet und sie zum Aufbau eines neuen Lebens unter veränderten Bedingungen gezwungen hat. Eine gleichsam symbolische Gestalt für den Bewußtseinswandel und gewiß auch für die Anpassungsfähigkeit an die veränderten Umstände war Wernher von Braun (1912–1977).

Nur wenige Personen (kaum mehr als zehn Biogramme) waren enger mit dem Ermland verbunden. Zweifellos ist an erster Stelle Paul Hoppe (1900–1988) zu nennen, Absolvent einer Allensteiner Schule und des Seminars in Braunsberg, der seit 1925 in Ostpreußen als Priester wirkte. Gegen Ende des Krieges ernannte ihn Bischof Maximilian Kaller zum Generalvikar für den von den Russen besetzten Teil der Diözese Ermland. Deshalb blieb Hoppe bis Ende November 1947 in Königsberg. Später betreute er als Seelsorger die ermländischen Katholiken in Westdeutschland. Nicht ganz so eng mit dem Ermland verbunden war Josef Funk (1907–1980), geboren in Tolkemit und Schüler des Gymnasiums in Mehlsack. Nach dem Studium der Theologie und des Kirchenrechts in Wien und in Rom arbeitete er als Ordensmann und Dozent in Deutschland und in Spanien. Die in Wormditt geborene Toni Koy (1896–1990) ist durch ihre Kunstwerke aus Bernstein und Silber bekannt geworden, und Agnes Miegel widmete ihr die Novelle „Das Bernsteinherz“, wodurch ihre Freundschaft im Gedächtnis der Nachwelt fortlebte. Aus Braunsberg stammte der bekannte Architekt und Eisenbahnbaumeister Hermann Loeffler (1817–1894). Ebenfalls in dieser Stadt arbeitete der Arzt Jacob Jacobson (1807–1858), der für seine Verdienste die Ehrenbürgerschaft der Stadt Braunsberg erhielt. Ähnlich Elisabeth Schröter (1858–1937); im Waisenhaus in Braunsberg erzogen, kehrte sie nach Jahren ihrer Tätigkeit als Lehrerin in die Stadt zurück und leitete dort die Mädchenschule. In Allenstein wirkte der Architekt Paul Christian Zeroch (1876–1929), der Schöpfer eines Entwurfs für die „Kapelle für den neuen evangelischen Friedhof, die heute unter Denkmalschutz steht“, sowie des schönen Rathausgebäudes im Neorenaissancestil, das in den Jahren 1912–1915 erbaut wurde.

Abschließend ist zu betonen, daß die in die Bände I–IV der Altpreußi-

schen Biographie aufgenommenen Lebensläufe innerhalb eines sehr langen Zeitraumes entstanden und aus unterschiedlichen Sichtweisen geschrieben wurden, häufig auch unter dem Druck der politischen Verhältnisse. Der Historiker, der diese Materialien benutzt, sollte auch die vorhandenen polnischen biographischen Lexika heranziehen: *Słownik biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego*, t. 1–4, Suplement I, Gdańsk 1992–1998 sowie Tadeusz Oracki, *Słownik biograficzny Warmii, Prus Książęcych i Ziemi Malborskiej od połowy XV do końca XVIII wieku*, t. 1–2, Olsztyn 1984–1988 und vom gleichen Autor *Słownik biograficzny Warmii, Mazur i Powiśla XIX i XX wieku (do 1945 roku)*, Warszawa 1983 (vgl. die Anzeigen in ZGAE 43, 1985, S. 160–161 und 45, 1989, S. 171–172).

Henryk Rietz

Słownik biograficzny kapituły warmińskiej [Biographisches Wörterbuch des ermländischen Domkapitels.] (Rozprawy naukowe Wyższego Seminarium Duchownego Metropolii Warmińskiej „Hosianum“.) Olsztyn 1996, 324 S.

Die Erhebung des Bistums Ermland zur Erzdiözese am 25. März 1992 bot in Verbindung mit dem in das Jahr 1993 fallenden 750jährigen Jubiläum der Bistumsgründung den Anlaß für verschiedene Arbeiten zur ermländischen Kirchengeschichte. Bereits 1994 erschien in Alleinstein die von Stanisław Achremczyk, Roman Marchwiński und Jerzy Przeracki bearbeitete Reihe der ermländischen Bischöfe (*Poczet biskupów warmińskich*). Der vorliegende Band geht auf eine Anregung des Domkapitels der neuen Erzdiözese zurück und verzeichnet in weit über 700 Artikeln alle nachweisbaren Domherren, die dem Kapitel von seiner Gründung 1260 bis 1992 angehörten. Die mittelalterlichen Biogramme wurden von Teresa Borawska erstellt, Andrzej Kopiczko übernahm die Zeit von 1550 bis zur ersten Teilung Polens 1772, Marian Borzyszkowski die Jahre bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Lebensbilder der jüngsten Vergangenheit bearbeitete Weihbischof Julian Wojtkowski, der bis 1994 selbst Propst des Domkapitels war.

Die konzisen Artikel stellen alphabetisch die wichtigsten biographischen Daten der Kanoniker zusammen, gehen ihrer Herkunft und ihrem Werdegang nach und bemühen sich, in knapper Form ihre Rolle in der Kirchen-, Geistes- und politischen Geschichte Preußens und Polens zu würdigen. Aufgenommen wurden auch Geistliche, deren Zugehörigkeit zum ermländischen Domkapitel nicht mit letzter Sicherheit zu erweisen ist, wie der ermländische Bischof Hermann von Prag (1337–50) oder zahlreiche Kleriker, die lediglich päpstliche Provisionen für ein Kanonikat in Frauenburg erlangen konnten. Besonders für die mittelalterlichen Biogramme, die etwa die Hälfte des Bandes einnehmen, waren mitunter

umfangreiche Quellenstudien notwendig. Die Beiträge Teresa Borawskas stellen daher einen bedeutenden Forschungsfortschritt dar und zeigen, daß das ermländische Kapitel, das als einziges im Ordensland Preußen nicht reguliert war, in seiner Bedeutung und Anziehungskraft die benachbarten Deutschordens-Domkapitel in Marienwerder, Kulmsee und Königsberg weit überflügeln und die Mehrzahl der großen mittelalterlichen Gelehrten und Diplomaten des Landes in seinen Reihen versammeln konnte.

Allen Artikeln sind Hinweise auf die benutzten Quellen und die herangezogene Literatur beigegeben. Besonders die jüngeren Biographien sind zudem um ein Schriftenverzeichnis ergänzt worden. Eine chronologische Übersicht am Ende erschließt die Domherren in der Reihenfolge ihres ersten Auftretens als Mitglieder des Kapitels.

Das hilfreiche Buch ersetzt das über 130 Jahre alte Verzeichnis der ermländischen Prälaten aus der Feder Anton Eichorns und geht hinsichtlich seiner Vollständigkeit und Sorgfalt weit über den Katalog hinaus, den beispielsweise Alfons Mańkowski 1926 für die Kulmer Domherren vorgelegt hat. Es wäre daher wünschenswert, daß auch für die übrigen Domkapitel des alten Preußenlandes vergleichbar verdienstvolle Übersichten erstellt bzw. in einer modernen wissenschaftlichen Ansprache genügender Form überarbeitet würden. Mario Glauert

Anastazy Nadolny, Archiwum Diecezjalne w Pelplinie. Zarys dziejów i informacja o zasobie. [Das Diözesanarchiv in Pelplin. Abriß der Geschichte und Bestandsbeschreibung.] In: *Studia Pelplińskie* 21/22 (1990/1991) S. 263–316. Sonderdruck Pelplin 1994.

Das Diözesanarchiv in Pelplin (bis 1992 *Archiv der Diözese Kulm*) ist als wissenschaftliche Einrichtung von Bischof Stanisław Wojciech Okoniewski offiziell im Jahre 1928 gegründet worden. Trotz der Kriegsverluste in den Jahren 1939–1945 verfügt es über eine ansehnliche Sammlung von Dokumenten und anderen Materialien, die die Geschichte der Diözese Kulm in ihren historischen Grenzen (Kulmer Land, Löbauer Land, Pommerellen sowie Danzig von 1821 bis 1922) und des politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens in diesem Gebiet betreffen. Die gegenwärtigen Archivbestände in Pelplin gliedern sich in mehr als zwanzig Gruppen und Abteilungen, und obwohl dies nicht immer den Anforderungen der modernen Archivistik entspricht, ist aus praktischen Gründen (dort, wo es notwendig war) die Einteilung aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen beibehalten worden.

Alte Akten: 1. *Dokumente und Briefe (Diplomata et epistolae)*. Sammlung von 254 Dokumenten auf Pergament, 63 auf Papier und 156 sogenannte *formulae professionis* der Pelpliner Zisterzienser; sie umfassen

die Jahre 1224–1981 und betreffen das Bistum in Pelplin, das Kulmer Domkapitel, das Kollegiatkapitel in Kammin, Ermland, das Kulmer Priesterseminar und die Klöster in der Diözese Kulm: die Zisterzienserklöster in Pelplin, Byschewo und Crone, das Kartäuserkloster in Karthaus, die Benediktinerinnenklöster in Kulm und Thorn, das Prämonstratenserinnenkloster in Zuckau; außerdem noch verschiedene Akten aus den Jahren 1275–1927. 2. *Diözese Kulm und Pomesanien (Culmensia et Pomesaniensia)*. Akten aus den Jahren 1562–1872, betreffend die Diözese Kulm sowie den Teil der früheren Diözese Pomesanien, der seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1821 unter der Administratur der Kulmer Bischöfe stand (sogenanntes Marienburger Offizialat); insgesamt 93 Bücher (4,15 laufende Meter): über die Versorgung des Bistums, Akten der Kurie und des Konsistoriums, Visitationen, Privilegiansammlungen sowie gruppenfremde Akten. 3. *Archidiakonat Pommern (Gedanensia)*. Diese Bücher und Faszikel (92 Einheiten, 4,90 laufende Meter) aus den Jahren 1583–1824 betreffen das frühere Archidiakonat Pommern, das bis 1818 zur Diözese Włocławek und ab 1821 zur Diözese Kulm gehörte. Diese Gruppe gliedert sich in folgende Abteilungen: Visitationen, Archiv des Generalkonsistoriums von Danzig und Pommerellen, Akten des Dirschauer Generalkonsistoriums und Akten des Bromberger Konsistoriums. 4. *Archidiakonat Kammin (Kamienensia)*. Insgesamt 15 Einheiten (0,6 laufende Meter) aus den Jahren 1649–1820, betreffend das frühere Archidiakonat und Offizialat von Kammin (gegründet 1512) sowie das Kollegiat und Domkapitel von Kammin. Dazu gehören Generalien, Akten des Kamminer Domkapitels, Akten des Kamminer Konsistoriums sowie Visitationen des Archidiakonats. 5. *Klosterakten (Monastica)*. Diese Gruppe enthält Archivalien der im 19. Jahrhundert von der preußischen Regierung aufgehobenen pommerschen Klöster; sie umfaßt 145 Einheiten (5,5 laufende Meter): Originale und Abschriften von Dokumenten, Briefe, Kopialbücher, Wirtschafts- und Prozeßakten, Inventarverzeichnisse, Rechnungen, historische Aufzeichnungen sowie Chroniken. Die Akten stammen aus dem 12. bis 19. Jahrhundert und gliedern sich in 21 Abteilungen, entsprechend den in diesen Gebieten tätigen Orden: Missionare des hl. Vinzenz von Paul (Lazaristen) – Kulm, Franziskaner – Kulm, Brigittinnen – Danzig, Zisterzienser – Danzig (Oliva), Jesuitenkollegium – Danzig (Alt Schottland), Missionare des hl. Vinzenz von Paul (Lazaristen) – Danzig (St. Adalbert), Benediktinerinnen – Graudenz, Karthäuser – Karthaus, Zisterzienser – Crone/Byschewo, Reformaten-Franziskaner – Kgl. Lonk, Zisterzienser – Pelplin, Kapuziner – Rehwalde, Benediktinerinnen – Thorn, Dominikaner – Thorn, Franziskaner – Thorn, Jesuiten – Thorn, Reformaten-Franziskaner – Neustadt Wpr., Prämonstratenser – Witow, Bernhardiner – Jacobsdorf, Benediktinerin-

nen – Zarnowitz, Prämonstratenserinnen – Zuckau. 6. *Varia*. Archivalien unterschiedlicher Herkunft und verschiedenen Inhalts, insgesamt 109 Einheiten (3,7 laufende Meter) aus den Jahren 1530–1886, betreffend Demographie und unterschiedliche Formen des sozialen und kulturellen Lebens in Pomerellen.

Neue Akten: 7. *Generalkonsistorium und Kulmer Bischöfliche Kurie (1821–1939) sowie sogenannte Regierungsakten*. Erhalten gebliebene Überreste (die gesamte reichhaltige Sammlung von über 1500 Einheiten wurde während des Zweiten Weltkrieges zerstört) mit 42 Einheiten (0,85 laufende Meter), betreffend u. a. strittige Angelegenheiten des Pelpliner Klosters (1813–1885), schulische Angelegenheiten (1822–1850), einige kirchliche Vereine, das Wirken des Priesters Jan Czerski in Danzig (19. Jahrhundert) und die Seelsorge an der deutschen Minderheit (in den dreißiger Jahren zur Zeit der Zweiten Polnischen Republik). 8. *Bischöfliches Ordinariat in Danzig-Oliva. Apostolische Administratur der Diözese Kulm (1939–1945)*. Diese Akten betreffen die von Hitlerdeutschland besetzte Diözese Kulm, die am 5. Dezember 1939 unter die Administratur des Danziger Bischofs Carl Maria Splett gestellt wurde. Es handelt sich um 103 Mappen (1,2 laufende Meter) mit der Korrespondenz des Bischöflichen Ordinariats mit den ihm unterstehenden Pfarrern, den deutschen Behörden, der Apostolischen Nuntiatur in Berlin und den deutschen Bischöfen, den nach Rom geschickten Berichten über den Zustand der Diözese, einer Dokumentation über die Konfiszierung der Glocken, außerdem Rechnungen sowie die vollständigen Ausgaben des *Amtlichen Kirchenblattes für die Diözese Danzig und Kulm*. Zu dieser Gruppe gehören außerdem noch 22 Aktenmappen des Diözesankonservators mit einer (nach dem Krieg erstellten) Dokumentation über das Märtyrertum von Geistlichen der Diözese Kulm sowie über die materiellen Verluste der Kirchen infolge der Besatzungspolitik, außerdem drei Mappen über die Konfiszierung der Kirchenbücher. 9. *Bischöfliches Ordinariat der Diözese Kulm (1946–1992)*. Akten der Kulmer Bischöfe (Kazimierz Józef Kowalski, Bernard Czapliński und Marian Przykucki) bis zur Aufhebung der Diözese Kulm (infolge der Bulle von Papst Johannes Paul II. *Totus tuus Poloniae populus* vom 25. März 1992 wurde die bisherige Diözese geteilt und das heutige Bistum Pelplin gegründet). Zu diesen Akten gehören außerdem die zwischen 1986 und 1992 vom Bischöflichen Vikar für die Küstenseelsorge in der Diözese Kulm erstellten Akten. Insgesamt umfaßt diese Gruppe von Dokumenten 7,12 laufende Meter. 10. *Kulmer Bischöfliche Kurie in Pelplin (1945–1992)*. Akten der zentralen Diözesanbehörde, betreffend u. a. Visitationen, Pfarreien, Orden, Kurienreferate, Diözesaneinrichtungen sowie Personalangelegenheiten von Geistlichen (letztere werden in der Bischöflichen Kurie aufbewahrt). Insgesamt um-

faßt diese Gruppe 1200 Mappen (36 laufende Meter). 11. *Kulmer Domkapitel*. Akten des 1251 errichteten Kulmer Domkapitels, das in Kulmsee (bis 1824) und in Pelplin amtierte. Zu dieser Gruppe gehören alte (1251–1824) und neue Akten (1824–1922); sie betreffen (mit Ausnahme der der Abteilung *Diplomata et epistolae* zugeordneten Dokumente, siehe Nr. 1) Wirtschaftsbücher, Dokumente über die Domkirche, den Gottesdienst, die Tätigkeit des Domkapitels, die Ernennung und Installation der Domherren, Schenkungen, Gerichtsverfahren und Gerichtsentscheidungen, Inventarverzeichnisse, Sitzungs- und Beschlußprotokolle des Domkapitels, Dokumente über Bischöfe und Pfarreien sowie über Streitigkeiten mit den Andersgläubigen. Außerdem gehören dazu noch drei Kopialbücher: *Copiarium Hilsbergense (Elshengense)* von 1382, *Copiarium Culmense (Liber niger privilegiorum)* von 1403 und *Copiarium Mauriti (Sanctae et primae in Prussia Ecclesiae Cathedralis archivum ...)* von 1773. In der Abteilung der neuen Akten dominieren wirtschaftliche Angelegenheiten sowie Informationen über die Administration der Diözese (insbesondere nach ihrer Reorganisation im 19. Jahrhundert), die Verwaltung und Renovierung des Doms sowie über Personal-, Schul- und andere Angelegenheiten. Insgesamt gehören zu dieser Gruppe von Dokumenten 1019 Einheiten (19,25 laufende Meter).

Akten von Diözesaneinrichtungen: 12. *Priesterseminar*. Diese Gruppe (sehr unvollständig infolge der Kriegsschäden) enthält hauptsächlich Akten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die das in Kulm von 1651 bis 1827 von den Missionaren des hl. Vinzenz von Paul (Lazaristen) geleitete Priesterseminar, die Geschichte der Pfarrei sowie das Gymnasium (die sog. Kulmer Akademie) betreffen. Dazu kommen noch die von Antoni Liedtke angefertigten Quellenexzerpte, die die Grundlage für eine geplante, dann aber nicht verwirklichte monographische Arbeit über das Priesterseminar bis zu seiner Verlegung nach Pelplin im Jahre 1829 bilden sollten. Die zeitgenössischen Dokumente, d. h. die nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Akten, werden im Rektorat der Schule aufbewahrt. 13. *Bischöfliches Gymnasium Collegium Marianum in Pelplin*. Unterschiedliche Akten über das 1836 gegründete Collegium Marianum (1836–1927 – Progymnasium, 1927–1961 – Vollgymnasium), und zwar: die Statuten der Schule von 1835/36, zwei Schülerverzeichnisse (1855–1920), ein Wirtschaftsbuch (1870–1885), Kataloge der Schulbibliothek (1900–1925), eine Chronik des Stanislaw-Kujot-Kreises (1925–1953), Klassenbücher (1956–1960) und lose Akten – insgesamt 20 Einheiten (0,25 laufende Meter). 14. *Wohnheim und Niederes Geistliches Seminar in Neustadt Wpr. (Collegium Leonium)*. Akten des in Neustadt Wpr. von 1903 bis 1950 bestehenden Gymnasiastenwohnheims für künftige Priester sowie

des von 1950 bis 1957 bestehenden Niederen Geistlichen Seminars für zwei Gymnasialklassen (8. und 9. Klasse). Zu dieser Gruppe gehören: Verzeichnisse der Wohnheiminsassen, eine Dokumentation über die Tätigkeit des Wohnheims nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1950) sowie des Niederen Geistlichen Seminars (1950–1957), eine Chronik aus den Jahren 1950–1952, Schülerverzeichnisse, Wirtschaftsakten, die Korrespondenz sowie Klassenbücher – insgesamt 23 Einheiten (0,25 laufende Meter). 15. *Dekanats- und Pfarreiakten*. Akten verschiedener Pfarreien und Dekanate von 1349 bis 1988, die im Diözesanarchiv gefunden wurden. Von den Dekanatsakten sind die Quellen über die Dekanate Fordon, Schlochau, Schwetz und Thorn am vollständigsten erhalten, von den Pfarreiakten die über die Pfarreien Fordon, Wilhelmsort (Wtelno) und Gorzno (Górzno). Insgesamt sind dies 12 laufende Meter. Außerdem gehören zu dieser Gruppe mehr als 60 Kirchenbücher aus dem 16. bis 20. Jahrhundert; die übrigen Kirchenbücher befinden sich in den Kanzleien der Pfarreien selbst, und etwa 1500 Bände lagern – infolge der Politik der deutschen Besatzungsbehörden – gegenwärtig in Regensburg. 16. *Organisationen und Vereine*. Akten verschiedener Organisationen (0,4 laufende Meter), die sowohl auf dem Gebiet der Diözese als auch außerhalb ihrer tätig waren, vorwiegend in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen. Zur Veranschaulichung seien folgende Dokumente genannt: eine Chronik der Ersten Pfadfinderinnengemeinschaft aus Kulm (1923–1938), ein Buch der Marianischen Sodalität Unverheirateter Lehrerinnen aus Gdingen (1930–1949), eine Chronik der Schar „Jaskółka“ („Die Schwalbe“) aus Inowrocław (1921–1935), Akten des Priesterverbandes „Unitas“ der Diözese Kulm (1920–1939), Akten des Vereins Katholischer Handwerkeresellen (1892–1893) sowie Akten des Katholischen Arbeiterverbandes in Neustadt Wpr. (1928–1939). 17. *Abteilung für Personalakten und Nachlässe*. Eine besondere Abteilung von Personalakten (vgl. Nr. 10), bestehend aus den Nachlässen verstorbener Priester und ihrer Korrespondenz sowie aus Autorenarbeiten und einer Fotodokumentation. Diese Akten stammen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart und umfassen 9 laufende Meter.

Außer den genannten Abteilungen gibt es im Pelpliner Archiv noch eine kartographische Abteilung (18), eine für eigene Archivakten (19), eine Sammlung von Siegeln und Stempeln (20) – hauptsächlich mit den Siegeln der Kulmer Bischöfe, zweier Großmeister des Deutschen Ordens, des Kulmer Domkapitels und der pommerellischen Klöster – sowie eine Depositenabteilung (21), die u. a. Hunderte von Handschriften aus den im 19. Jahrhundert aufgehobenen Klosterbibliotheken, historische Codices, Klosterchroniken sowie Bücher zur Geschichte Pommerellens und des Kulmer Rechts enthält. Zu dieser Abteilung gehörten bis vor kurzem

auch noch die Überreste des Archivs der Diözese Lutzk-Shitomir (Łuck-Żytomierz), die schließlich im Jahre 1991 dem „Zentrum für Kirchliche Archive, Bibliotheken und Museen“ in Lublin zur wissenschaftlichen Untersuchung übergeben wurden. Das Diözesanarchiv in Pelplin verfügt außerdem über eine Handbibliothek, hauptsächlich zur Geschichte von Pommerellen und der Diözese.

Jan Walkusz

Adalbert von Prag – Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas. Hrsg. von Hans Hermann Henrix. (Schriften der Adalbert-Stiftung-Krefeld, Bd. 4.) Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft 1997. 231 S., Abb.

Zum Adalbert-Jubiläumsjahr 1997 ist eine Reihe von Schriften erschienen, unter denen der hier anzuzeigende Sammelband zweifellos einen gewichtigen Platz einnimmt, war es doch der Krefelder Paul-Kleinewefers-Stiftung (später in Adalbert-Stiftung-Krefeld umbenannt) im Frühsommer 1995 gelungen, die führenden Köpfe der internationalen Adalbert-Forschung zu einer „Konsultation“ in Leutherheide zu versammeln. Die dort gehaltenen Vorträge zur Geisteslage um das Jahr 1000, zur historischen Person des Heiligen und seiner Bedeutung, zu den Quellen sowie zur Rolle und Entwicklung seiner Verehrung bis in die Gegenwart hinein und die daran anknüpfenden Reflexionen über die Aktualität des „europäischen Brückenbauers“ Adalbert sind – um zwei weitere Beiträge ergänzt – nunmehr einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich. Der Historiker wird vor allem die solide Bündelung der bisherigen Forschungserträge durch Fachleute wie Odilo Engels, Friedrich Lotter, Franz Machilek, Zygmunt Świechowski, Gerard Labuda, Kazimierz Śmigiel oder Jerzy Strzelczyk, um nur einige der Autoren zu nennen, schätzen, während er dem verschiedentlich geäußerten Anspruch des Bandes zur „Lebensgestaltung“, „sich in das ... Gespräch über die Identität und den künftigen Weg Europas ein[zumischen“ (S. 15), wie der Rezensent vielleicht mit einer gewissen Skepsis gegenüberstehen wird. Tatsächlich kann man hierin den Versuch einer Fortsetzung der aus der Geschichte ja sattem bekannten politischen Instrumentalisierung dieses Heiligen erblicken. Als Landespatron Polens und Böhmens (zu beiden Themenkomplexen finden sich hier wichtige Beiträge) sowie Ungarns hat Adalbert (Wojciech, Vojtech, Béla) nicht selten hinter „populäreren Konkurrenten“ (Stanislaus, Wenzel, Stefan) zurückstehen müssen – jetzt europäischer Heiliger? Auch wenn man die manchmal – an sich ja durchaus sympathisch anmutenden – allzu idealisierenden Schlußfolgerungen nicht teilen mag, wird man den Band mit Gewinn an historischer Erkenntnis aus der Hand legen.

Winfried Irgang

Tomasz Torbus, Die Konventsburgen im Deutschordenland Preußen. (Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur und Geschichte, Bd. 11) München: Oldenbourg 1998. 956 S., 505 Abb.

Bei der an der Universität Hamburg abgeschlossenen Dissertation handelt sich zweifelsohne um die wichtigste Publikation zur Architektur des Ordenslandes der letzten Jahre, vielleicht sogar der Nachkriegszeit überhaupt. Erstmals seit fast genau 70 Jahren, seit dem Erscheinen von Karl Heinz Clasens „Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen“ von 1927, wagt sich ein Autor an einen neuen Versuch der Synthese zum spannenden und oftmals heißdiskutierten Thema der Deutschordensburg. Daß sich nun zum erstenmal ein Pole (wenn auch an einer deutschen Universität) diesem vermeintlich „ur-deutschen“ Thema in seiner Gänze angenommen hat, spiegelt die veränderte Forschungslandschaft nach 1945 wider. Die deutsche Kunstgeschichte schweigt seit dieser Zeit weitgehend zur Sache, abgesehen von einigen Publikationen älterer Autoren (Schmid, Clasen, von Holst), die jedoch nur noch von ihren Vorkriegskenntnissen zehren konnten. Die Gründe dafür sind vielschichtig, können aber an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. In der Substanz neue Forschungsergebnisse wurden seitdem nur noch östlich der Oder erarbeitet. Polnische Kunsthistoriker haben die Staffette übernommen, zu nennen wären hier nur stellvertretend Arszczyński, Frycz, Kilarski oder Pospieszny. Es waren aber vorwiegend Einzelerkenntnisse und -probleme, die vertieft wurden, am schweren Brocken einer Gesamtschau wollte sich niemand verheben. Dieser Versuch blieb einem Vertreter der jungen Generation vorbehalten. Der Verf. (Jahrgang 1961) hat dem Gegenstand fast zehn Jahre seines Lebens gewidmet. Schon die Magisterarbeit (1990) beschäftigte sich mit einer der Schlüsselbauten, der Burg in Rehden. Wie ein Pole dazu kommt, sich ganz und gar der Erforschung eines Symbols der solange als ‚Urfeinde‘ seines Volkes postulierten Deutschordensritter hinzugeben, erklärt er durchaus selbstironisch im Vorwort. Dieses sollte der Leser nicht überblättern.

Wenn von einer Gesamtschau die Rede ist, so muß jedoch gleich einschränkend hinzugefügt werden, daß der Verf. sich auf die Konventsbauten beschränkt hat, d.h. diejenigen Burgen, die als Sitz eines Ordenskonventes und Mittelpunkt einer Komturei von ihrer Größe und dem architektonischen Anspruch her auf der höchsten Rangstufe der Burgenarchitektur im Ordensland stehen. Es handelt sich insgesamt um 38 Anlagen, die auch alle im Katalogteil ausführlich beschrieben werden. Die kleineren Burgen (Pfleger- oder Amtssitze u.ä.) wie auch die Burgen in den Hochstiften der vier preußischen Bistümer konnte der Verf. nicht bearbeiten, obwohl er dies anfangs vorhatte. Es handelt sich

zusammengenommen aber zusätzlich um etwa 100 Anlagen, die mindestens noch einmal zehn Jahre Arbeit bedeutet hätten – und dies kann man von einer Dissertation schwerlich erwarten. Ohnehin sprengt schon das vorliegende Werk den Rahmen einer gewöhnlichen Doktorarbeit.

Die Arbeit ist naturgemäß zweigeteilt: Einem analytischen Bericht (315 Seiten) folgt ein umfangreicher Katalog (540 Seiten mit 505 Abbildungen). Am Ende stehen eine Konkordanztafel der geographischen Ortsnamen, eine Bibliographie sowie ein Orts- und Namenverzeichnis.

Im ersten Teil beginnt der Verf. mit den notwendigen Vorbemerkungen zu Methode und Forschungsstand. Er zeigt dabei sehr deutlich, daß sich die heutige Generation (dazu zählt auch der Rezensent) sehr bewußt ist, welchen ideologischen Balast sie von der älteren Forschung mitunter aufgeladen bekam. Dies muß zunächst abgearbeitet werden, bevor man mit neuem Mut ans Werk gehen kann. Daher ist es dem Leser sehr empfohlen, die Abschnitte zum Forschungsbericht und die „Anmerkungen zur Streitfrage nach der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Rolle des Deutschen Ordens“ aufmerksam zu studieren. Sie zeigen den schwierigen Hintergrund auf, vor dem ein junger Kunsthistoriker heute agieren muß. Erfreulich ist es daher, daß der Verf. trotz einer teilweise problematischen Forschungsvergangenheit des Gegenstandes die Leistungen der älteren deutschen Forschung nicht verwirft oder mit neuen Ansätzen und Thesen eine Revolution beabsichtigt. Stattdessen verdeutlicht er die Problematik monokausaler Erklärungsversuche bei so heiß umstrittenen Fragen wie etwa der Herkunft des Kastelltyps bei den Deutschordensburgen. Die Rezeptionsvorgänge im Mittelalter, aber auch schon recht simple Fragen nach der Bauorganisation sind uns heute noch so unklar, daß es unmöglich gelingen kann, alle Fragen durch nur einen Ansatz beantworten zu können.

Viele der während der letzten 100 Jahre in die Diskussion geworfenen Theorien haben wohl ein Stück Wahrheit an sich, doch können sie das Phänomen als Ganzes nur unzureichend erklären. Der Verf. schlägt sich daher nicht auf eine Seite, sondern wägt die Argumente eher vorsichtig und behutsam ab. Dennoch spürt man deutlich, daß er funktionalen Herleitungen (Klosterfunktion, Staatsrepräsentation) ein klein wenig mehr geneigt ist als reinen Ableitungstheorien (vor allem wenn sie über große Entfernungen konstruiert werden, wie etwa aus Spanien oder dem Heiligen Land). Vergebens sucht man nach provokativen „neuen Ideen“. Es gibt daher glücklicherweise auch kaum Ansatzpunkte für große Polemiken in den Rezensionen. Gelegentliche gewagte Vorstöße hätten das Werk am einen oder anderen Punkt vielleicht etwas spannender machen können. Zu große Vorsichtigkeit gleitet bekanntlich schnell ins Unverbindliche ab, während andererseits überlegte Provokationen zuweilen

eine notwendige Diskussion ins Rollen bringen. Dennoch ist im Augenblick die nüchterne Bestandsaufnahme wichtiger als der gewagte „Sprung nach vorne“, der leicht im Abseits endet.

Der Verf. konzentriert sich in seiner Synthese daher auf das, was der Kunsthistoriker mit den Methoden seines Faches klar erkennen kann: die Entwicklung von Typen und Formen (und nicht deren Erklärung). Sein Hauptkapitel ist daher das zweite („Die Baugeschichte des Konventshauses im Ordensland Preußen“). Eine ausführliche Würdigung ist hier aus Platzgründen nicht möglich. Um die Linie der Darstellung kurz deutlich zu machen, genügt es vorläufig, einfach nur die Überschriften der Unterkapitel anzuführen:

- 2.1. Die unregelmäßigen Anlagen, die vor 1242 über einem Vorgängerbau errichtet wurden (Thorn, Balga).
- 2.2. Die frühen kulmländischen Burgen, deren Grundriß den Geländeverhältnissen angepaßt ist (ca. 1250–1270) (Althaus Kulm, Engelsburg, Birgelau, Graudenz).
- 2.3. Die ersten rechtwinkligen Konventshäuser – die Haff Burgen (1270–1300) (Elbing, Brandenburg, Marienburg, Lochstedt, Königsberg).
- 2.4. Die Ausbildung des Kastelltypus – die ersten Vierflügelanlagen im Kulmerland (1280–1300) (Papau, Leipe, Roggenhausen, Golub).
- 2.5. Der „klassische“ Kastelltypus – Mewe, Rehden, Strasburg (1300–1330).
- 2.6. Der Landesausbau – die Komturburgen in Pommerellen, in Kujawien und in Memel (1325–1350) (Schlochau, Schwetz, Memel, Danzig, Tuchel, Nessau).
- 2.7. Die späten Konventshäuser im Osten des Ordenslandes (1350–1410) (Osterode, Labiau, Tapiau, Insterburg, Ortelsburg, Barten, Rhein, Ragnit).

Es folgt ein Kapitel über die überregionalen Residenzen des Ordens (Elbing, Marienburg, Königsberg) und ein Schlußkapitel mit der Behandlung einzelner Bau- und Gliederungselemente an den Ordensburgen.

Bei einigen Problemstellungen wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verf. sie etwas mehr hinterfragt hätte, so z.B. die Begriffe des Architekten und der Bauhütte, die in der gesamten Literatur bisher nach meiner Meinung zu bedenkenlos aus anderen Bereichen und Zeiten auf das Backsteingebiet und das Ordensland übertragen wurden. Dies sind Themen für Spezialuntersuchungen, die in Zukunft geleistet werden sollten.

Der Katalog ist nicht nur vom Umfang her das Herzstück der Arbeit, sondern in ihm steckt die Masse der Mühen und des Forschungseifers,

was der normale Leser leider nur selten zur Kenntnis nimmt. Der Wert einer Synthese ergibt sich zum gewichtigen Teil aus dem Grad der Kenntnis der einzelnen Objekte, die der Autor besitzt. Diesen ersieht man aus der Qualität des Katalogs, der im vorliegenden Band seinem Verf. ein sehr gutes Zeugnis ausstellt. Angesichts der riesigen Materialfülle mußte der Katalogtext auf einen recht knappen Umfang beschränkt werden, um die 1000-Seitengrenze nicht zu überschreiten. Dies zwingt zur Konzentration auf das Wesentliche und erleichtert die Benutzbarkeit für den Leser. Alle Katalogartikel besitzen eine sinnvolle Gliederung: Überblick zu den wichtigsten historischen Daten der Burg, Beschreibung des Baus, aktueller Erhaltungszustand, Material und Bauweise, Datierung und Forschungsstand sowie ein Literaturverzeichnis.

Der problematischste Teil ist naturgemäß der Abschnitt zur Datierung. Da es zur Frage der Entstehungszeit vieler Burgen keine zuverlässigen Quellen gibt, sind wir auf stilistische und typologische Rückschlüsse und Vergleiche angewiesen. Dies hat in der Forschungsgeschichte teilweise zu sehr unterschiedlichen Einordnungen geführt. Gerade auch sehr bekannte und vorbildgebende Bauten (z.B. Rehden oder Mewe) sind in der Datierung umstritten, was um so bedauerlicher ist, da hier Vorbildfunktionen angenommen werden und die Datierung solcher Objekte wiederum eine wichtige Grundlage für die Datierung anderer Burgen bilden. Wenn nun die Grundpfeiler von Datierungssystemen verschoben werden, so kann auch der gesamte Überbau zusammenbrechen. Daher kämpfen viele Kunsthistoriker so gerne um „ihre“ Datierung. Beim Verf. erkennt man das Bemühen, ein möglichst widerspruchsfreies Beziehungsgeflecht aufzubauen. Es werden neben den spärlichen Schriftquellen verschiedene Beobachtungen am Bau zur Datierung herangezogen (Mauerverband, Dekorelemente, Grundrißvarianten, etc.). Im Zweifelsfall ist der Verf. wie immer vorsichtig und datiert eher etwas später als zu früh. Dies dürfte meistens der Wirklichkeit recht nahe kommen, doch nicht immer ist die Realität widerspruchsfrei, und so wird die Datierung einiger Burgen auch weiterhin Anlaß zur Diskussion bieten.

Zum Katalog gehören natürlich auch die Abbildungen. Hier muß besonders für die Grundrisse und Strichzeichnungen ein Lob ausgesprochen werden. Fast alle Grundrisse wurden in bester Wiedergabequalität und nach einheitlichem System neu umgezeichnet und teilweise aktualisiert. Der Rezensent möchte nicht verschweigen, daß er den Verf. mit Georg Ruprecht (Köln) zusammengebracht hat, der als Reprofotograf in seiner Freizeit Grundrisse von Ordensburgen bearbeitete. Dieses Team Torbus/Ruprecht hat nun saubere und vielfach verbesserte Pläne vorgelegt, die in den kommenden Jahrzehnten sicher tausendfach für Semina-

re, Exkursionen und Reiseführer als Kopiervorlage dienen werden. Natürlich dürfen so viele saubere Grundrisse nicht darüber hinwegtäuschen, daß wohl manche Fehler der alten Pläne einfach nur neu gezeichnet wurden und einige Burgen inzwischen ein modernes Aufmaß verdient hätten.

Bei den Fotos ist dem Verf. eine gute Mischung zwischen alten und aktuellen Ansichten gelungen. Am schmerzlichsten empfindet der Betrachter sicherlich das Foto der Königsberger Burg im Moment ihrer Sprengung 1969 (Abb. 327). Leider wurde beim Druck nicht immer das herausgeholt, was die Fotovorlagen versprochen haben.

Bei der Konkordanztabelle sind nur deutsch-polnische Namen aufgeführt. Man vermißt die deutsch-russischen Entsprechungen.

Eine 66seitige Bibliographie erfaßt, für die deutsche Forschung besonders wichtig, erstmals fast alles, was an wichtigen veröffentlichten und unveröffentlichten deutschen und polnischen Arbeiten zum Thema existiert (russische gibt es praktisch nicht). Besonders erwähnenswert sind die ausführlichen Inventarisationsberichte der polnischen Denkmalpflege zu allen erhaltenen Burgen, die nur vor Ort in den Archiven der Denkmalbehörden eingesehen werden können. Dem am Thema interessierten Leser wird dabei schnell klar, daß ohne Polnischkenntnisse eine intensive Beschäftigung mit der Architektur des Ordenslandes schlichtweg nicht mehr möglich ist.

Sicherlich wird der Kenner einzelner Objekte manch kleinen Fehler entdecken, einen übersehenen Aufsatz, einen falsch geschriebenen Ortsnamen oder andere Details. Der Rezensent möchte sich absichtlich nicht an solcherart Krümelsucherei beteiligen. Angesichts der gesamten Leistung des Verf. wäre dies kleinkariert.

Die Behandlung des Gegenstandes „Deutschordenburg“ ist mit der Arbeit von Tomasz Torbus nicht abgeschlossen, sie hat vielmehr eine neue Grundlage bekommen, von der aus nun viele neue Einzeluntersuchungen (v.a. zu den Burgen der Bistümer, zu Livland und zu den kleinen Pfleger- und Amtsburgen) angeregt werden können. Im ständigen Wechselspiel der kunsthistorischen Forschung zwischen Vertiefung und Überblick haben wir mit diesem Werk eine neue Basis erhalten. Das Buch ist „nur“ eine solide, gut verständliche und umfassende Darstellung des Gegenstandes und seiner Forschungsgeschichte. Aber nichts hatten wir nötiger, denn in den vergangenen 50 Jahren ist auf dem deutschen Buchmarkt zu diesem Thema oft nur sehr schwer Erträgliches erschienen. Es ist zu hoffen, daß diese Arbeit es dem einen oder anderen Hochschullehrer erleichtert, vielleicht doch einmal wieder (oder überhaupt zum ersten Mal) ein Seminar zur Deutschordensarchitektur anzubieten. Und vielleicht interessiert sich ja dann ein deutscher Student der

Kunstgeschichte einmal wieder für dieses spannende Thema und stößt zur Gruppe seiner polnischen Kollegen, die sich sehr freuen werden über Nachwuchs aus dem Westen, woher einst auch die Ordensritter kamen.

Christofer Herrmann

Dzieje sztuki polskiej [Geschichte der polnischen Kunst] **Bd. 2. Architektura gotycka w Polsce** [Gotische Architektur in Polen]. Hrsg. von Teresa Mroczko und Marian Arsyński. Warszawa: Instytut Sztuki PAN, 1995. 4 Teilbände, 1573 S., 514 Zeichnungen, 1522 schwarz-weiße Abbildungen [Vorwort, Einführung, Verzeichnis der Abbildungen und Zeichnungen auch in Englisch].

Zu den wichtigsten Aufgaben des Anfang der fünfziger Jahre gegründeten Instituts für Kunst der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau gehörte die Ausarbeitung und Veröffentlichung einer Reihe von „Synthesen-Monographien der historischen Epochen in der polnischen Kunst“ (so der damalige Hauptherausgeber der Reihe, Juliusz Starzyński). Geplant waren sieben jeweils einer Epoche gewidmete Monumentalbände als jeweiliger Ausdruck der „völlig individuellen Persönlichkeit des Verfassers“ (Starzyński), die alle Bereiche der bildenden Künste umfassen sollten. Zur Mitarbeit wurden herausragende polnische Kunst- und Architekturhistoriker eingeladen. Auf das Erscheinen des ersten Bandes „Die vorromanische und romanische Kunst Polens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts“ (1971) mußte der interessierte Leser 20 Jahre warten. Nur dieser Band entspricht den ursprünglich festgelegten Grundlagen für die Reihe – er stammt weitgehend von einer Hand (dem 1966 verstorbenen Michał Walicki, unter Mitarbeit von Jan Zachwatowicz und Aleksander Gieysztor) und umfaßt alle vier Hauptbereiche der bildenden Künste: Architektur, Plastik, Malerei und Kunsthandwerk. Der Gegenstand des Bandes fügte sich im übrigen sehr gut in das in Polen der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre realisierte Programm der Jahrtausendfeier der Taufe Polens im Jahre 966 ein. 1980 erschien dann noch als Teil 1 des vierten Bandes Adam Miłobędzki „Architektur Polens im 17. Jahrhundert“, das ausschließlich die Architektur behandelte und damit das ursprüngliche Konzept aufgab. Schließlich kam 1995 nach beinahe einem halben Jahrhundert seit Aufstellung des Programms als Band 2 das hier zu besprechende Buch heraus.

Nach einer solchen Vorgeschichte nimmt man den Band mit sehr gemischten Gefühlen in die Hand. Wird er dem glänzenden Vorbild Walickis gerecht, dessen Buch auch nach 25 Jahren nicht sehr viel an Aktualität und Attraktivität eingebüßt hatte? Oder ist es eher mit dem vom Charakter her viel individuelleren Werk Miłobędzki zu vergleichen? Beide Fragen müssen leider negativ beantwortet werden. Bereits die beiden

Titelseiten lassen, mit dem Inhaltsverzeichnis verglichen, die ersten Zweifel aufkommen, die sich auf den geographisch-historischen Umfang des Buches beziehen. Die Reihe heißt „Geschichte der polnischen Kunst“, der Band „Gotische Architektur in Polen“, die geographischen Grenzen der Bearbeitung umfassen das Gebiet in den heutigen Grenzen Polens zuzüglich der im 14. Jahrhundert erworbenen und dem polnischen Krongebiet einverleibten ehemaligen ruthenischen Herzogtümer Galitzsch und Wolodymir (poln. Halicz und Włodzimierz) wie auch des damaligen Großfürstentums Litauen, das seit 1389 mit Polen eine Personalunion bildete (das heutige Litauen und große Teile Weißrußlands) und seitdem unter dem kulturellen Einfluß Polens stand. Ein solcher Zuschnitt läßt sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen. Stanislaw Mossakowski begründet dies damit, die Baudenkmäler der sich heute in den Grenzen Polens befindenden Teile Pommerns, Brandenburgs, des Deutschordenslandes Preußen und Schlesiens seien „in den Umlauf der polnischen Kultur getreten und zum Gegenstand von Untersuchungen von polnischen Gelehrten geworden“; diejenigen der ruthenischen Gebiete und des Großfürstentums Litauen müßten hingegen „zur Darlegung der damaligen kulturellen Wirklichkeit dieses Teils Europas“ als Teil des Jagellionen-Reiches Berücksichtigung finden. Der einzige positive Aspekt ist, daß man sich wenigstens dessen bewußt ist, daß es sich im Falle Schlesiens, der Neumark, Pommerns und des Deutschordenslandes nicht um polnische Kunst handelt. Was suchen also diese 1945 willkürlich zugeschnittenen historischen Landschaften in einem solchen Buch? Welchen Sinn hat es, über die gotische Architektur des Deutschordenslandes ohne Samland, Nordnatangen und Königsberg, Pommerns ohne Vorpommern mit Greifswald und Wolgast zu sprechen? Für Fachleute ist so etwas unbefriedigend und fragwürdig, für Laien irreführend. Walicki hatte hier mit ähnlichen Problemen nur im Falle Pommerns zu kämpfen – Schlesien hat sich aus dem polnischen Staatsverband erst Ende des 13. Jahrhunderts herausgelöst, Preußen besitzt keine Romanik. Miłobędzki beschränkte sich tatsächlich auf das Territorium Polens im 17. Jahrhundert, und da Litauen zu diesem Zeitpunkt in künstlerischer Hinsicht wirklich eine Einheit mit Polen bildete, ist das Einbeziehen seines Gebietes hier gerechtfertigt.

Band 2 besteht aus vier Teilbänden: einer Sammlung von nach Regionen geordneten „Synthesen-Monographien“ verschiedener Verfasser, dem Katalog der ausgewählten 500 wichtigsten Objekte, und einem Photoalbum in zwei Bänden, inklusive Bildnachweis. Auffallend gering ist der Umfang des Synthesenbandes; so wird die uns hier besonders interessierende gotische Architektur des heute polnischen Teils des Deutschordenslandes mit der Überschrift „Pomorze Wschodnie“ (also in etwa

„Ostpommern“ – dieser Begriff, für Pommerellen noch teilweise wenigstens gerechtfertigt, wurde für das Gebiet des ehemaligen Deutschordensstaates Preußen in der polnischen Literatur noch vor dem Kriege mit der Absicht eingeführt, den unliebsamen Begriff „Prusy“ [Preußen] zu umgehen, und wurde nach dem Kriege besonders forciert, konnte sich aber zum Glück nie gänzlich durchsetzen) von Tadeusz Chrzanowski und Marian Kornecki auf gerade einmal 18 Seiten besprochen. Dementsprechend auch das Ergebnis. Die Texte bieten nur wenig aussagekräftige Allgemeinplätze, beschränken sich zum großen Teil auf eine recht allgemein gehaltene Beschreibung der bedeutendsten Objekte und sprechen viele wichtige Probleme der Architektur erst gar nicht an. Die Probleme der Raumästhetik, mit der sich die neuere Literatur zu Recht mit Vorliebe auseinandersetzt, werden kaum behandelt. Über Gewölbe – seit über 100 Jahren eins der wichtigsten Themen der ordenspreußischen Architekturgeschichte – erfährt man gerade, daß sie gewisse dekorative Formen annahmen, welche immer komplexer wurden, ohne jeglichen Versuch, ihre Herkunft und Entwicklung zu erklären. Auch die Gestaltung von Außenfassaden wird ähnlich oberflächlich behandelt. Dazu kommen noch einige kleine, aber sehr unschöne Sachfehler (so z. B. auf S. 105, die Burg zu Mehlsack sei bischöflich gewesen).

Der zweite Teilband enthält einen Katalog der 500 nach der Meinung der Herausgeber wichtigsten Objekte des zu besprechenden Gebiets wie auch ihre technisch-zeichnerische Dokumentation. Die alphabetisch nach Ortsnamen sortierten Bauten werden nach Art einer Bestandsaufnahme dargestellt. Den Hinweisen auf Quellen zur Geschichte folgen Beschreibung, Baugeschichte und Forschungsstandsberichte mit bibliographischen Kurzanangaben. Die Artikel machen einen recht soliden Eindruck, wenn es auch in Einzelfällen durchaus als möglich erscheint, vor allem die Literaturangaben zu ergänzen. Ausführliche bibliographische Daten werden in einem eigenen Kapitel nach Stichwortobjekten nochmals zusammengestellt; diesem folgt der zeichnerisch-dokumentarische Teil, der viele neue und noch nicht publizierte Messungen berücksichtigt und damit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Architektur leistet.

Schließlich wird das Werk durch ein zweibändiges Photoalbum illustriert. Die schwarzweißen Bilder, teilweise im Ganzseitenformat, sind meistens von zwar nicht hervorragender, aber zufriedenstellender Qualität und erfüllen ihre Aufgabe zusammen mit den Zeichnungen des zweiten Bandes, die besprochenen Bauten bildlich darzustellen, gut. Indessen muß man zur Auswahl anmerken, daß auch hier eine gewisse Eile der Bearbeitung zu erkennen ist. Viele Aufnahmen hat man offensichtlich von alten Negativen des herausgebenden Instituts hergestellt. Ver-

wundern muß in vielen Fällen auch die Heranziehung von Vorkriegsaufnahmen. Die erwähnte Eile drückt sich manchmal in einer fehlerhaften Bildbeschriftung aus – so wird die Burg des pomesanischen Domkapitels in Schönberg bei Dt. Eylau zu einer Burg des Deutschen Ordens, die Alensteiner Burg zu einer Bischofsburg umgetauft. Auch dieser Teil erfüllt also nicht die Erwartungen.

Resümierend muß man leider feststellen, daß die vielversprechende Publikation enttäuscht und dem Vorbild des exzellenten ersten Bandes der Reihe von 1971 nicht gerecht wird. Alleine schon das Umfangsverhältnis des Synthesenteils zum Katalog verrät alles (bei Walicki 2:1, hier genau umgekehrt). Der Synthesenband kann kaum einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben und bleibt auf dem Niveau von popularisatorischen Texten. Nur der Katalog und die illustrierenden Teile können mit Vorbehalten als Einführung in das Thema und Führer durch die Objekte mit Quellen und Bibliographie empfohlen werden. Mit Sicherheit wissenschaftlich sehr wertvoll und nützlich ist die erste so umfangreiche Sammlung von meistens relativ neuen und nicht publizierten Grundrissen, Plänen und anderer technisch-zeichnerischen Dokumente. Dies alleine kann jedoch keineswegs dem selbstgestellten hohen Anspruch gerecht werden. Von einem „bedeutenden Wissenschaftsereignis“, wie Aleksander Gieysztor auf dem Schutzumschlag behauptet, kann daher keine Rede sein.

Waldemar Moscicki

Jan Wiśniewski, Średniowieczne synody pomezańskie. – Dekanat sztumski (1601–1821). [Die mittelalterlichen Synoden Pomesaniens. – Das Dekanat Stuhm (1601–1821)]. Elbląg 1998, 149 S.

Der erste Teil des Doppelbandes nimmt sich einer noch wenig untersuchten Quellengattung der preußischen Kirchengeschichte des Mittelalters an. Die Synodalstatuten der vier altpreußischen Bistümer liegen zwar seit rund hundert Jahren in verlässlichen Drucken vor, doch steckt ihre systematische Analyse noch in den Anfängen. Textgrundlage von Wiśniewskis Untersuchung ist die von Franz Hipler 1898 im „Pastoralblatt für die Diözese Ermland“ herausgegebene Edition, die die erhaltenen Synodalstatuten der pomesanischen Bischöfe Johann Ryman (1411), Gerhard Stolpmann (1418), Johann III. (1428), Kaspar Linke (1440) und Johann IV. in recht zuverlässigen Fassungen bietet. Gleichwohl wären einige kurze Hinweise zur Überlieferung der Texte, die zum Teil nur in späteren Abschriften überliefert sind, wünschenswert gewesen. Unklar ist die Abfassungszeit der von Bischof Johann IV. erlassenen Statuten. Wiśniewski schließt sich Hiplers Vermutung an, daß der Bischof sie traditionsgemäß auf einer Synode zu Beginn seines Pontifikats 1480 verkündet habe. Elfriede Kelm hat in ihrer quellennahen Biographie des Bi-

schofs indes wahrscheinlich gemacht, daß Johann IV. sie erst nach einer umfassenden Visitation seines Bistums im Frühjahr 1485 erließ.¹ Kaum haltbar scheint auch eine von Wiśniewski für das Jahr 1378 ermittelte „quasi“-Synode. Die als Beleg angeführte Urkunde vom 1. Juli 1378, in der sich Bischof Johann Mönch von Pomesanien mit seinen Vasallen über die Zahlung des sogenannten Wartgeldes einigte, ist allenfalls in die frühe Geschichte ständischer Versammlungen einzuordnen, gibt aber keinen Hinweis auf eine Zusammenkunft der Diözesangeistlichkeit. Statt dessen hätte der Verfasser in seinem Überblick beispielsweise auf die große Versammlung aller Geistlichen des Großen und Kleinen Marienburger Werders hinweisen können, die Bischof Johann IV. im April 1490 in die Dorotheen-Kapelle des Marienwerder Domes einberief, um den zahlreichen Konflikten, die sich nicht zuletzt aus der politischen Teilung des Bistums ergaben, abzuhelfen.²

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht eine systematische Analyse der pomesanischen Synodalstatuten nach fünf inhaltlichen Gesichtspunkten. Aus dem Bereich des sakramental-religiösen Lebens werden die Aussagen der einzelnen Artikel und Texte etwa zum Empfang der Sakramente und zur Einheitlichkeit der Liturgie, zu Fragen der Heiligenverehrung und des Ablasses gegenübergestellt. Ein Abschnitt zum Leben der Priester trägt unter anderem die Bestimmungen über Verhaltensnormen und Kleidervorschriften zusammen. Drei kürzere Kapitel behandeln die in den Statuten getroffenen Regelungen zu Ordensfragen, dem Leben in der Gesellschaft und zum Kirchenbesitz.

Die eng an den Texten geführten Erörterungen beziehen auch die 1427 auf einer preußischen Provinzialsynode zu Elbing erlassenen Statuten ein. Mit Recht weist der Verfasser auf die Vorbildfunktion hin, die etwa die Bestimmungen des Vierten Laterankonzils (1215) für die ersten pomesanischen Statuten von 1411 hatten. Ein vergleichender Blick auf die Synodalstatuten der preußischen Nachbarbistümer hätte weitere Parallelen aufgezeigt. So gehen beispielsweise die ersten 17 der 20 Artikel, um die Bischof Johann IV. die Gesetze seiner Vorgänger ergänzte, nahezu wörtlich auf die ermländischen Synodalstatuten von 1449 zurück. Die (überregionale) Suche nach Vorbildern sowie das Aufzeigen von Traditionen und Filiationen müssen demnach eine Forschungsaufgabe der

1 E. KELM, Johannes IV. Bischof von Pomesanien 1480–1501. Eine Darstellung aus dem Grenzlandkampf vor viereinhalf Jahrhunderten. Diss. Phil. Königsberg 1938, S. 41–44. Der Untertitel offenbart die politische Tendenz der Biographie, die aber auf einer breiten Kenntnis der ungedruckten Quellen fußt.

2 Vgl. dazu KELM, S. 64 f.

Zukunft sein und dürften manche Aussage über die Originalität und Eigentümlichkeit preußischer Synodalstatuten relativieren, wie sie seit der Arbeit von Heinrich Friedrich Jacobson über die „Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen“ von 1837 tradiert werden.

Der zweite Teil des kleinen Bandes widmet sich der Geschichte eines jener fünf Dekanate im Norden des früheren Bistums Pomesanien, die seit dem Zweiten Thorner Frieden 1466 zum Herrschaftsbereich der polnischen Krone gehörten und seit der Einführung der Reformation im Ordensanteil Preußens 1525 durch den Kulmer Bischof als Administrator verwaltet wurden.

Nach einleitenden Bemerkungen über die politische und gesellschaftliche Situation des Landes im 17. Jahrhundert beschreibt der Verfasser die Ausdehnung des Dekanats Stuhm und gibt – gestützt auf die erhaltenen Visitationsberichte der Kulmer Bischöfe – einen Überblick über die Entwicklung der einzelnen Pfarrkirchen und ihre Zerstörungen im Ersten und Zweiten Nordischen Krieg (1655–60 und 1700–21). Das Dekanat umfaßte 1624 die Pfarreien Stuhm (Sztum), Stuhmsdorf (Sztumska Wieś), Deutsch-Damerau (Dąbrowka), Braunsvalde (Gościszewo), Kalwe (Kalwa), Konradswalde (Koniewald), Kiesling (Koślinka), Adlig Neudorf (Nowa Wieś), Peterswalde (Pietrzwałd), Pestlin (Postolin), Dietrichsdorf (Straszewo), Schroop (Szropy) und Tiefenau (Tychenowy), von denen die meisten aber später zu Filialkirchen herabgestuft oder zerstört wurden.

Kernstück der Arbeit ist ein nahezu lückenloser Katalog der Pfarrgeistlichkeit des Dekanats bis zur förmlichen Auflösung des Bistums Pomesanien 1821, den Wiśniewski vornehmlich mit Hilfe der ungedruckten Materialien des Kulmer Diözesanarchivs in Pelplin zusammengestellt hat. Aus der dort lagernden Überlieferung hat der Verfasser bereits 1989 eine Geschichte der ältesten Pfarrei des Gebietes, der Kirche von Pestlin, vorgelegt und 1996 zusammen mit vielen weiteren seiner Arbeiten, die er in den vergangenen Jahren zur Kirchengeschichte der ehemaligen Bistums Pomesanien veröffentlicht hat, erneut herausgegeben.³ Mario Glauert

Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von Erwin Gatz unter Mitwirkung von Clemens Brodkorb. Berlin: Duncker & Humblot 1996. XCVI, 871 S., Abb., 1 Karte.

Das Lexikon ist bereits der dritte Band in der Reihe biographischer Nachschlagewerke, die der Direktor des Collegio Teutonico in Rom zum Episkopat des Heiligen Römischen Reiches von 1198 bis 1821 in zügiger Folge herausgeben konnte, und es wird sich wohl ebenso schnell wie

3 J. WIŚNIEWSKI, Pomezania. Z dziejów kościelnych. Elbląg 1996, S. 228–304.

seine beiden Vorgänger als wertvolles und bequemes Repertorium nicht nur für die deutsche Kirchengeschichte etablieren.

Der Band umfaßt auch die Bischöfe der altpreußischen Bistümer Pomesanien, Samland, Kulm und Ermland, obgleich die beiden letzteren seit dem Zweiten Thorner Frieden von 1466 unter der Oberherrschaft der polnischen Krone standen. Da die Auswahl auf den katholischen Episkopat beschränkt ist, wird man landesgeschichtlich bedeutende Bischöfe der nachreformatorischen Zeit wie Paul Speratus, Georg Venediger oder Johann Wigand indes vergeblich suchen.

In den von Hans-Jürgen Karp erstellten Lebensbildern spiegelt sich die politische und konfessionelle Spaltung Preußens. Pomesanien und Samland hörten nach der Säkularisierung des Ordenslandes faktisch als katholische Jurisdiktionsbezirke zu bestehen auf und wurden von den Kulmer und ermländischen Bischöfen nur noch administratorisch betreut, die ihrerseits mit unterschiedlichem Erfolg und Einsatz der Ausbreitung reformatorischer Ideen in ihren Diözesen entgegentraten. Dabei gerieten ihre Ämter zunehmend unter den Einfluß der polnischen Krone. Das ermländische Domkapitel vermochte sein Wahlrecht nur noch formal zu behaupten, für die Kulmer Kirche konnten die polnischen Könige faktisch bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ein Nominationsrecht durchsetzen, so daß trotz des vereinbarten Indigenatsprinzips mehrfach Geistliche bestellt wurden, die nicht aus dem Lande selbst stammten. Die Bischofsstühle von Samland und Pomesanien nahmen unter den letzten beiden Hochmeistern zwar weiterhin Priesterbrüder des Deutschen Ordens ein, doch wandte man sich auch dort von der fast zwei Jahrhunderte geübten Praxis ab, diese aus den Reihen der einheimischen Geistlichkeit zu bestellen.

Da der Herausgeber des Lexikons die Verfasser zu einem möglichst einheitlichen Bearbeitungsschema angehalten hat, das neben biographischen Daten auch Angaben über die Einsetzung und das geistliche Wirken der Bischöfe berücksichtigen sollte, erlauben die Biographien der preußischen Bischöfe aufschlußreiche Vergleiche zu den Lebensläufen und Karrieren ihrer Amtskollegen in anderen Teilen des Reiches. Auffällig ist die eher unbedeutende Rolle der preußischen Domkapitel bei der Besetzung der Bistümer; die erste bekannte Wahlkapitulation Preußens, in der die Bischöfe vor der Kür die Rechte ihrer Domherren anerkennen oder ihnen sogar neue Privilegien in Aussicht stellen mußten, ist für die Erhebung des ermländischen Bischofs Fabian von Lossainen 1512 bekannt. Sein Vorgänger Lukas Watzenrode setzte mit Johann Wilde 1499 erstmals in der preußischen Kirchengeschichte einen Weihbischof ein, der ihn in den geistlichen Aufgaben seines Amtes unterstützte. Der Einfluß der Stände auf die preußischen Bischofswahlen blieb auffallend ge-

ring. Eine adlige Abkunft war keineswegs Voraussetzung für das Erlangen der Bischofswürde. In Ausbildungsgang und höfischer Laufbahn unterschieden sich die preußischen Oberhirten dagegen kaum von ihren Amtskollegen im Reich.

Hinsichtlich des Forschungsstandes lassen die den Biogrammen beigegebenen Quellen- und Literaturangaben große Unterschiede erkennen. Während bedeutende Humanisten wie Johannes Dantiscus und Tiedemann Giese oder Theologen von europäischem Rang wie Stanislaus Hosius viel Beachtung gefunden haben und – zumindest in der polnischen Forschung – bis heute Gegenstand umfangreicherer Studien sind, ist über das Wirken ihrer Nachfolger wie Jan Lubodzieski (1551–62 Bischof von Kulm) oder Jan Żeliszowski (1562–71 Bischof von Kulm) kaum etwas bekannt. Selbst für Bischöfe wie Hiob von Dobeneck (1502–21 Bischof von Pomesanien), der ohne Zweifel einer der einflußreichsten preußischen Politiker seiner Zeit war und „eine Persönlichkeit, die schon lange viel gelobt, die aber noch lange nicht ausreichend erforscht ist“ (Kurt Forstreuter), fehlt bisher eine Monographie.

Um so höher ist die Leistung des Bearbeiters zu bewerten, dem es unter sorgfältiger Abwägung und Auswahl der oft dürftigen und wenig vertrauenerweckenden Literatur glänzend gelungen ist, in den Lebensbildern auf engem Raum ein Höchstmaß an zuverlässigen Informationen zu konzentrieren. Dabei konnten ihn die vorliegenden Quellensammlungen zur preußischen Landes- und Kirchengeschichte des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit nur bedingt unterstützen, denn die Masse der Materialien liegt noch weitgehend unerschlossen in den Archiven und wäre nur mit unvertretbarem Aufwand für die Biographien nutzbar zu machen gewesen. Teilweise berücksichtigen konnte Karp bereits die Regesten zum Briefwechsel zwischen den preußischen Herzögen und dem Bistum Ermland (1525–1618), die Stefan Hartmann in drei Bänden aus den Beständen des Herzoglichen Briefarchivs publiziert hat. Erst nach Abschluß des Lexikons erschien dagegen die von Ursula Benninghoven bearbeitete Korrespondenz zwischen den Herzögen und dem Bistum Kulm (1525–1691) im Druck (vgl. die Rezensionen zu beiden Editionen im letzten Band der ZGAE). Die Bände bieten für die Bischofsbiographien manch aufschlußreiche Ergänzung, so daß eine Fortführung der Verzeichnungsarbeiten im Herzoglichen Briefarchiv, etwa für die reiche Korrespondenz mit den pomesanischen Bischöfen, nur zu wünschen wäre.

Keine Aufnahme unter die etwa 650 Lebensbilder des Lexikons fanden die Erzbischöfe von Riga und die übrigen livländischen Bischöfe, da seinerzeit keine Bearbeiter für die Erstellung ihrer Biographien zur Verfügung standen. Es ist daher erfreulich, daß der demnächst erscheinende Abschlußband der Reihe, der die Bischöfe des Reiches in den Jahren

1198–1448 umfaßt, voraussichtlich auch diese Diözesen berücksichtigen kann. Daß die Abfassung der preußischen Bischofsviten nicht mehr in den Händen des bewährten Bearbeiters liegen wird, darf man sicher mit Bedauern feststellen.

Mario Glauert

Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 3). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1996, X, 462 S.

Hinter dem Buchtitel verbirgt sich die Analyse der immens umfangreichen deutschen und polnischen historischen Literatur (88 S. – unvollständiges – Quellen- und Literaturverzeichnis) über die beiden ehemaligen preußischen Provinzen von den Geschichtsschreibern des Deutschen Ordens bis heute. J. H. kommt zu dem Ergebnis, daß eine unterschiedliche Darstellung der Geschichte dieser Region sich generell erst seit der Zeit der Teilungen Polens und dem Aufkommen des modernen Nationalismus herausbildete. Die Geschichtsschreibung wurde seitdem für politische Zwecke instrumentalisiert. Er geht der Frage nach, welche Faktoren diesen Tatbestand auslösten, der zu verzerrten Deutungen führte, die sich wechselseitig beeinflussten und bis heute weiterwirken. Belegt durch eine Fülle von Zitaten, führt er dem Leser die Abhängigkeit des Historikers von politischen Ideen, Zeitgeist und Traditionen und seine Manipulierbarkeit aus nationalen Erwägungen oder durch Forderungen der Regierenden vor Augen. Bis heute wurde dieses Phänomen fast ausschließlich bei der Produktion der „anderen Seite“ konstatiert, bei den eigenen Veröffentlichungen aber negiert oder ausgeblendet. Hier erfährt man, daß beide Seiten sich in nichts nachstehen.

Die zweigleisige Geschichtsschreibung begann mit dem deutschen Bedürfnis, die Annexionen historisch zu begründen, und zwar mit der zivilisatorischen Funktion des preußischen Staates und der Fortschrittlichkeit seiner Verwaltung bei negativer Charakterisierung der Polen und Slaven insgesamt (Ludwig v. Baczkó), und sie setzte sich fort in der Darstellung des Deutschen Ordens – und bald alles Deutschen – als Kulturträger bei gleichzeitiger Ausklammerung der polnischen bzw. slawischen Bevölkerung (Johannes Voigt). Damit waren die kommenden Kontroversen vorformuliert. Die Kulturträgertheorie löste die Frage nach der Nationalität des Copernicus aus, aber ebenso die Formulierung ethischer Ansprüche an die Geschichtsschreibung, die sich bis heute in der moralischen Verurteilung der „Kreuzritter“ niederschlagen. Die Ignorierung des polnischen Bevölkerungsanteils, vor allem in Westpreußen, führte zur Sammlung von Indizien für die Polonität Preußens, die auch in die preußische Vergangenheit projiziert wurden (Dominik Szulc).

Es kann hier nicht der zweihundertjährige Weg durch die beziehungs- geschichtlichen Probleme der ost- und westpreußischen Landes- geschichte weiterverfolgt werden, die durch politische Faktoren ausgelöst wurden (die Reichsgründung, die preußische Germanisierungspolitik, die Zuspitzung des Nationalitätenkonflikts, das Revisionsverlangen der Grenzziehungen im Vertrag von Versailles, die nationalsozialistische Lebensraumtheorie und schließlich die polnischen „wiedergewonnenen Gebiete“) und durch Nationalbewußtsein und das Verhaftetsein in Geschichts- und Forschungstraditionen das historische Bewußtsein prägen. Wir finden in dem Buch wenige Namen von Historikern, die einer kritischen Reflexion fähig waren und sind. Bei der deutschen Geschichts- schreibung über Ost- und Westpreußen kam seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch hinzu, daß das Jahr 1945 trotz der unbestreitbaren Zä- sur keinen völligen Bruch in der Landeshistorie bedeutete, ebenso wie in der westdeutschen Geschichtswissenschaft insgesamt. Sie blieb den- selben, z. T. auch revisionspolitischen Argumentationsmustern der „Ost- forschung“ der Jahre 1920–1944 verhaftet. Zusammen mit der nunmehrigen Ferne von den alten Forschungszentren führte das zur Stagnation. Symptomatisch dafür ist die „Geschichte Ost- und Westpreußens“ von Bruno Schumacher aus dem Jahre 1937, die noch 1994 in 6. Auflage fast unverändert erschien. Sie bestimmt noch heute das Geschichtsbild der historisch interessierten Laien.

Eine weitere Besonderheit der ost- und westpreußischen Geschichts- schreibung sieht der Autor auch darin, daß sich eine Landes- oder Re- gionalgeschichte, die sich nach 1945 in den alten bundesdeutschen Landschaften entwickelte, die „auf das gemeinsame Bewußtsein und die gemeinsamen Rahmenbedingungen der in einem räumlichen Lebensge- füge angesiedelten Menschen abhebt“, sich hier kaum feststellen läßt. Vielmehr überwiegt eine deutliche Beschränkung auf die deutschen Be- wohner und die deutsche Verwaltung der Region – wie auf der anderen Seite auf die polnischen Bewohner.

Erste kritische Stimmen gegenüber den tradierten Geschichtsmustern stellt J. H. am Ende der sechziger Jahre und deutliche Ansätze für eine Ablösung der politisch motivierten Sicht und die Tendenz zur Verwis- senschaftlichung auf deutscher wie auf polnischer Seite seit den Schul- buchgesprächen und der damit verbundenen Entwicklung eines intensi- ven deutsch-polnischen Dialogs fest. Als Beispiele nennt er den 1995 und 1996 erschienenen Teilband des auf vier Bände angelegten „Hand- buchs der Geschichte Ost- und Westpreußens“, hrsg. von Ernst Opgen- oorth (vgl. in diesem Band unten S. 293–297) sowie die Studie von Robert Traba „Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914“ (vgl. Bruno Riediger in ZGAE 48, 1996, S. 227–229).

Die deutsche Geschichtsschreibung über das Ermland ist nicht speziell Gegenstand der Untersuchung. Der Verf. äußert sich nur zu einigen wenigen außerhalb der ZGAE erschienenen Einzelveröffentlichungen, erkennt den Historikern jedoch an mehreren Stellen „eine durchaus eigenständige landeshistorische Position“ zu (S. 337). Schon Max Toepen hatte 1868 zwar die wissenschaftliche Leistung des Historischen Vereins für Ermland gelobt, gleichzeitig aber eine „gewisse Einseitigkeit der Standpunkte“ bei der Betrachtung des Deutschen Ordens und der Gegenreformation kritisiert (S. 111). Er vermißte die in Brandenburg-Preußen eingebettete Sicht der ermländischen Geschichte. Diese Kritik glich Joseph Bender, der Westfale und Professor am Hosianum in Braunsberg, in der Festschrift anlässlich der Jahrhundertfeier der Vereinigung des Ermlands mit Preußen „Ermlands politische und nationale Stellung innerhalb Preußens“ aus. Trotzdem stellt H. bei ihm im Vergleich zu den zeitgenössischen Historikern „nur in geringem Ausmaß“ „eine nationalpolitische Aktivierung der germanisch-deutschen und der preußischen Traditionen für die Hohenzollernmonarchie“ fest (S. 112). Eine ähnliche deutschumsgeprägte Perspektive macht er in den Arbeiten von Viktor Röhrich aus (S. 127, 135, 195) – und er hätte noch mehr dem Zeitgeist verhaftete Darstellungen gefunden, hätte er die Bände der ZGAE aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchforstet. Sie schlagen sich noch Jahrzehnte später gar nicht so selten vor allem in der heimatgeschichtlichen Literatur, z.B. den Kreisgeschichten, nieder oder auch in ungehaltenen Reaktionen von Geschichtsfreunden auf Beiträge etwa über die polnische Bevölkerung in der Stadt Allenstein. Alles Polnische innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches und damit auch im Ermland gehörte seit dem Beginn dieses Jahrhunderts zu den Tabuthemen – anders als zuvor, als Franz Hipler in einer national aufgeputzten Zeit völlig frei von nationalen Reflexionen die „Literaturgeschichte des Bisthums Ermland“, eigentlich eine Geschichte der Wissenschaften, schrieb und zusammen mit Wincenty Zakrzewski in Krakau die Korrespondenz von Kardinal Stanislaus Hosius edierte.

Die Lektüre der vorliegenden Veröffentlichung ist sehr lohnend und zu empfehlen, denn sie trägt dazu bei, das eigene ermländische oder ostpreußische Geschichtsbild und dessen Traditionen zu hinterfragen und ebenso Verständnis für das polnische Geschichtsbild zu wecken.

Brigitte Poschmann

Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens. Im Auftrag der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung hrsg. von Ernst Opgenoorth. Teil II/1: Von der Teilung zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1466–1655. Teil II/2: Vom Schwedisch-Polnischen

Krieg bis zur Reformzeit 1655–1807. (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 10) Lüneburg: Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk 1994 und 1996. XX, 201 und XXIII, 179 S.

Die in den siebziger Jahren von der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung begonnenen Arbeiten an einer dreibändigen Geschichte Ost- und Westpreußens haben mit der Veröffentlichung von Band II, Teil 1 und 2, der die Jahre 1466–1807 umfaßt, erste Früchte gebracht. Nach der Absicht der Herausgeber soll dieses Handbuch die schon sehr veraltete, obwohl 1994 nochmals unverändert aufgelegte „Geschichte Ost- und Westpreußens“ von Bruno Schumacher ersetzen. Einen anderen Charakter hat das 1992 in der Serie „Deutsche Geschichte im Osten“ veröffentlichte Werk von Hartmut Boockmann über „Ost- und Westpreußen“ (vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 47, 1994, S. 199–201). Wegen der Sprachbarriere dürfte der deutsche Leser selten einen Blick in die umfangreiche polnischsprachige, von Gerard Labuda herausgegebene Synthese der Geschichte Ost- und Westpreußens mit dem Titel „Historia Pomorza“ (3 Bde., Posen 1969–1996) geworfen haben. Eine neue Bearbeitung war nicht nur wegen der Erfordernisse einer modernen Geschichtswissenschaft und wegen der Entwicklung des Wissens notwendig geworden, sondern in hohem Maße auch von der anderen Perspektive auf die reiche und komplizierte Vergangenheit veranlaßt, die sich aus den Veränderungen der politischen Verhältnisse in diesem Teil Europas seit dem Ende der achtziger Jahre ergeben hat.

Das besprochene Werk wird von zwei Vorworten eingeleitet. Das erste aus der Feder des langjährigen Vorsitzenden der Historischen Kommission Udo Arnold informiert den Leser kurz über die wichtigsten Forschungs- und Editionsinitiativen der Kommission sowie über die Hintergründe der Entstehung der vorliegenden Veröffentlichung. Bedeutend umfangreicher ist das Vorwort des Herausgebers Ernst Opgenoorth, das die hauptsächlichen Gesichtspunkte der dreibändigen Synthese, ihre Gliederung und die chronologischen Zäsuren erläutert. Das Handbuch kann nach der Meinung des Herausgebers keine erschöpfende Analyse der Vergangenheit bieten, es soll vielmehr kurz über den Stand der Forschung, die grundlegenden Probleme und Entwicklungslinien der Geschichte des Preußenlandes informieren und bei Gelegenheit auf noch nicht gelöste Fragen hinweisen. Entsprechend diesen Grundsätzen sollen in dem Buch die verschiedenen Ansichten der kompetenten deutschen und polnischen Historiker zu Wort kommen. Daher wurden auch zwei polnische Forscher (Edmund Cieślak aus Danzig und Janusz Maliek aus Thorn) zur Mitarbeit eingeladen.

Die Darstellung gliedert sich in drei Abschnitte, und zwar I. Politik, „Verfassung“, Recht, Militär, II. Wirtschaft, Gesellschaft, Bevölkerung, und III. Kirchen, Bildung, Kultur. Der erste Abschnitt wurde von Bernhart Jähmig, Ernst Opgenoorth, Janusz Małek und Brigitte Poschmann (für Teil 1 bzw. die Jahre 1466–1655) sowie Ernst Opgenoorth, Edmund Cieślak und Brigitte Poschmann (für Teil 2 bzw. die Jahre 1655–1807) bearbeitet. Der zweite Abschnitt wurde von Michael North (Teil 1) sowie von Friedrich-Wilhelm Henning, Edmund Cieślak und Brigitte Poschmann (Teil 2) verfaßt. An der Bearbeitung des dritten Abschnitts waren zahlreiche deutsche Historiker beteiligt, in Teil 1 acht Autoren (Hans-Jürgen Karp, Anneliese Triller, Iselin Gudermann, Heinz Neumeyer, Manfred Caliebe, Gerhard Reifferscheid, Werner Schwarz und Franz Kessler, in Teil 2 zehn Personen (außer den genannten noch Ernst Opgenoorth und Renate Knoll).

Die Darstellung ist für beide Teile des behandelten Raumes synchron. Ausgangspunkt ist das Jahr 1466, das die Teilung des Ordensstaates in zwei politische Organismen brachte, das Herzogliche und das Königliche Preußen, und zugleich das Ende des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit bezeichnet. Theoretisch ist das Datum, das den ersten Teil des Buches beschließt, das Jahr 1655, also der Ausbruch des zweiten Schwedenkrieges, aber praktisch wurde die Darstellung der politischen Ereignisse richtig bis zum Jahre 1660 (Frieden von Oliwa) fortgeführt. Im Bereich der beiden Teile Preußens zeigen sich unterschiedliche Zäsuren (1525, 1569, 1618, 1657), die in der bisherigen deutschen und polnischen Historiographie meistens verschieden beurteilt wurden. Zweifellos prägten schon die Säkularisation und die Entstehung des Herzoglichen Preußen (1525) das geistige, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben des neuen weltlichen politischen Organismus, was auch zu einer engeren Verbindung des katholischen Ermlands mit Polen beitrug. Nichtsdestoweniger kann man, wie die Darlegungen von B. Jähmig, E. Opgenoorth und J. Małek zeigen, von einem weiterhin in beiden Teilen Preußens sich erhaltenden gemeinsamen Landesbewußtsein und einer Tendenz zur Zusammenarbeit auf den Gebieten von Wirtschaft (Münzwesen, Zoll, Landesordnungen), Recht (Kulmer Recht) und sogar Militär sprechen. Erst die engere Verbindung des Königlichen Preußen mit der Adelsrepublik (Lubliner Union von 1569) führte eine deutliche Auseinanderentwicklung der Interessen der beiden Teile Preußens herbei. Diese Prozesse wurden durch die Zulassung des Kurfürsten von Brandenburg zur Nachfolge Albrecht Friedrichs im Jahre 1618 beschleunigt, aber den Wendepunkt bildete die Lösung des Lehnverhältnisses des Herzoglichen Preußens mit Polen im Jahre 1657. Die natürliche Folge der sich ständig schwächenden Po-

sition der Adelsrepublik war die Königskronung Friedrichs I. (1701) und schließlich 1772 (1793) die Übernahme des Königlichen Preußens (Westpreußens) durch den preußischen Monarchen. Nicht sofort kam es jedoch zu grundlegenden Veränderungen im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben des Preußenlandes. Die Autoren sind zu Recht der Ansicht, daß die Jahre 1772–1807 eine Übergangszeit (Vorreform oder Sattelzeit) darstellen, die mit der Niederlage der preußischen Monarchie im Krieg gegen Napoleon im Jahre 1807 zu Ende ging.

Die Synthese wird mit der Darstellung des religiösen Lebens, des Bildungssystems und des Modells der Kultur abgeschlossen. Sie erklärt die konfessionellen Unterschiede in beiden Teilen Preußens, die die Folge von Reformation und Gegenreformation (besonders im Ermland) waren, und bespricht die Rolle der katholischen Kirche im Königlichen Preußen (Hans-Jürgen Karp, Anneliese Triller) und der evangelischen Kirche im herzoglichen Preußen (Iselin Gundermann). Vor diesem Hintergrund hebt sich der Teil, der der Stellung und der Rolle der Lutheraner und der katholischen Kirche im Königlichen Preußen (Westpreußen) gewidmet ist, deutlich ab. Sein Autor Heinz Neumeyer bewahrte leider keine Distanz zu den komplizierten Fragen, sondern beklagt aus der Position des Protestanten heftig den Verlauf der Reformation in Preußen und verhehlt nicht seine antikatholischen und antipolnischen Ansichten. Er stützt sich in seinen Darlegungen auf die ältere, betont nationale deutschsprachige Literatur (Paul Simson, Edward Carstenn) und schildert die Formen der Diskriminierung des Protestantismus im Königlichen Preußen in grellen Farben. Das zeigt sich besonders in der tendenziösen Beurteilung des sog. Thorner Blutgerichts von 1724 im Unterschied zu der sachlichen Darstellung von E. Cieślak und auch von H.-J. Karp. Im ersten Teil des Handbuchs erscheinen die Ausführungen zum Bereich der Kunst, in dem zwischen den Fragen der Literatur, der bildenden Kunst und der Musik unterschieden wird, allzu dürftig. Es fällt hier auf, daß nicht einmal der Versuch gemacht wurde, die geistigen Interessen der Bewohner des Preußenlandes zu skizzieren, und daß die Fragen der Rezeption des gedruckten Wortes und der Rolle des Buchs (der Bibliotheken) in der Entwicklung des geistigen Lebens nur am Rande behandelt werden. Diese letzteren Fragen wurden für die Zeit von 1660–1807 breiter besprochen, obwohl auch hier Darlegungen zu Literatur, Publizistik, Theater und Musik in Ostpreußen überwiegen.

Den mit dem Ermland verbundenen Leser erfreut dagegen zweifellos die Tatsache, daß dieses „Ländchen“, das sich durch seine Struktur von Verfassung und Recht, Gesellschaft und Wirtschaft, und nach 1525 auch durch die Konfession, so sehr von den übrigen Teilen Preußens unter-

scheidet, eine eigene Behandlung erfährt. Zwar umfaßt es in Bezug auf den Raum (4250 qkm) nicht einmal 8 % der Fläche des gesamten Preußen, doch wurden ihm mehr als 13 % des Inhalts des ganzen Bandes gewidmet. Den meisten Platz nimmt die Darstellung über Verfassung, Verwaltung, Recht und Militär aus der Feder der bekannten Forscherin Brigitte Poschmann ein. Sie hält an der Ansicht der deutschen Historiker fest, daß der Thorner Vertrag von 1466 die bisherige Autonomie des Ermlands (Verwaltung, Gerichtswesen, Streitkräfte, Wappen) anerkannte und dem polnischen König nur die Funktion eines Schutzherrn mit der Verpflichtung zur Verteidigung des Bistums zugestand. Diese Situation änderten ernsthaft erst die Bestimmungen der beiden Petrikauer Verträge (1479 und 1512), die die freie Bischofswahl stark einschränkten und damit zur Schwächung der bisherigen politischen Unabhängigkeit des Ermlands beitrugen. Obwohl das Königliche Preußen den Charakter eines besonderen „Landes“ (im Rahmen der Adelsrepublik) verlor und das Herzogliche Preußen sich in Richtung auf die politische Selbständigkeit entwickelte, vermochte das Ermland trotz polnischer Bischöfe und der Polonisierung des Domkapitels in den seit dem Mittelalter nicht veränderten rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Formen bis zu den Teilungen Polens zu überdauern. Dann wurde das Bistum mit Patent Friedrichs d. Gr. vom 13. September 1772 dem Bezirk der Kriegs- und Domänenkammer Königsberg eingegliedert. Das Ermland konnte sich auch trotz der Versuche, in den zahlreichen militärischen Konflikten der Adelsrepublik die Neutralität zu bewahren, nicht aus dem Kriegschao heraushalten und oftmals schweren Kriegszerstörungen nicht entgehen. Preußen nutzte die Schwäche des polnischen Staates aus, verletzte häufig die Grenzen des Bistums und entführte sogar die ermländischen „langen Kerls“, die zum Militär eingezogen wurden.

Im Rahmen der Darstellung der Geschichte der katholischen Kirche in beiden Teilen Preußens bleibt die Behandlung der Kirchengeschichte sowie der Bildung und Kultur des Bistums Ermland sehr im Allgemeinen. Ihr Autor Hans-Jürgen Karp stützte sich für das Ermland hauptsächlich auf die Ausarbeitungen von Anneliese Triller und bezog auch die Ergebnisse der polnischen Historiographie ein, was schon die Anerkennung anderer Rezensenten gefunden hat, so von Karin Friedrich (in: *The Slavonic Review* 1996, S. 158–161) und Stanisław Salmonowicz (in: *Zapiski Historyczne* 1997, H. 1, S. 14f. und H. 2–3, S. 135–137). Es bleibt die Hoffnung auf eine spätere erschöpfende Monographie über das Ermland.

Teresa Borawska

Documenta Copernicana. Briefe. Texte und Übersetzungen. Bearbeitet von Andreas Kühne unter Mitarbeit von Stefan Kirschner. Berlin: Akademie Verlag 1994. 406 S., 6 Fotos (Nicolaus Copernicus Gesamtausgabe, Bd. VI, 1).

Documenta Copernicana. Urkunden, Akten und Nachrichten. Texte und Übersetzungen. Bearbeitet von Andreas Kühne unter Mitarbeit von Stefan Kirschner. Berlin: Akademie Verlag 1996. 459 S., 6 Fotos (Nicolaus Copernicus Gesamtausgabe, Bd. VI, 2).

Die Editionsprojekte sämtlicher Werke des Nicolaus Copernicus (1473–1543) haben in der deutschen Wissenschaft eine alte Tradition und reichen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Dank der Bemühungen des in Thorn seit 1853 bestehenden Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst erschien im Jahre 1873 die fünfte kritische Auflage des Werkes „De revolutionibus“, bearbeitet von M. Curtze auf der Grundlage des Autographs des Schöpfers der heliozentrischen Theorie, das im Jahre 1840 in den Prager Nostitz-Rienek-Sammlungen entdeckt wurde. Die Realisierung der weiteren Pläne übernahm die im Jahre 1941 gegründete Copernicus-Kommission, aber es gelang nur, eine Lichtdruckreproduktion der Handschrift „De revolutionibus“ vorzubereiten, die im Jahre 1944 in München herausgegeben wurde. Die damals begonnenen Arbeiten setzte die im Jahre 1947 gegründete neue Copernicus-Kommission fort, aber der frühere Plan einer neunbändigen Ausgabe wurde auf fünf Bände reduziert. Vorsitzender der Kommission war M. Caspar, seine Mitarbeiter Franz und Karl Zeller sowie Robert Samulski und Hans Schmauch. Letzterer begann mit der Quellensuche in Schweden noch in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, und später durchforschte er unter anderem auch die Bestände des Archivio Segreto Vaticano in Rom. Im Jahre 1949 erschien in München der zweite Band mit der kritischen Edition des lateinischen Textes von „De revolutionibus“ in der Bearbeitung der Brüder Zeller. Sie bereiteten auch die Materialien für den dritten und vierten Band der Gesamtwerke von Copernicus vor. Nach dem Tode von Karl Zeller im Jahre 1968 übernahm Heribert M. Nobis die Leitung der unter dem Patronat der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchgeführten Arbeiten. In kurzer Zeit sind dann auch engere Kontakte zu polnischen Forschern geknüpft worden, hauptsächlich zu Paweł Czartoryski, dem Leiter der Copernicus-Forschungsanstalt des Instituts für Geschichte der Wissenschaft und Technik der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau. Im Jahre 1971 wurde sogar eine deutsch-polnische Vereinbarung getroffen, die eine gemeinsame Bearbeitung einiger Bände der Copernicus-Gesamtausgabe (vor allem der Korrespondenz) vorsah. Im gleichen Jahr wurde in München die Deutsche Copernicus-Forschungsstelle unter der Leitung von H. Nobis

gegründet und die Kommission für die Copernicus-Gesamtausgabe (neben dem Vorsitzenden B. Sticker gehörten ihr M. Schramm, W. Hartner, F. Kraft an) ins Leben gerufen. Beschlossen wurde damals auch, den gesamten Nachlaß von Copernicus bis zum Jahre 1993 in zehn Bänden herauszugeben. Das Ergebnis der mit großem Schwung begonnenen Arbeiten waren indes nur die Edition (Bd. I: 1974) eines farbigen Faksimile des Manuskriptes „De revolutionibus“ (seit 1956 im Besitz der Jagiellonischen Universitätsbibliothek in Krakau) sowie die synoptisch-kritische Ausgabe des lateinischen Textes der „Editio prima“ und des Autographs von Copernicus (Bd. II: 1984). Erst nachdem sich der Wissenschaftshistoriker Andreas Kühne in die Arbeiten eingeschaltet und eine enge Zusammenarbeit mit den Forschern in München aufgenommen hatte, insbesondere mit Menso Folkerts, dem Leiter des Instituts für Geschichte der Naturwissenschaften an der dortigen Universität, kam es in den Jahren 1994–1996 zur Herausgabe der Korrespondenz und verschiedener Arten von Dokumenten bzw. auch nur von Informationen über Leben und die Tätigkeit von Copernicus, unter dem Sammeltitle „Documenta Copernicana“. Diese Materialien ergaben die beiden Teile des sechsten Bandes der Gesamtausgabe des Astronomen.

Im ersten Teil unter der Überschrift „Briefe, Texte und Übersetzungen“ wurden außer den authentischen (20) Briefen von Copernicus auch die ihm (nicht immer zutreffend) zugeschriebenen bzw. an ihn adressierten Texte aufgenommen, und zwar sogar solche, die nur mit dem sog. Copernicanischen Zirkel in Zusammenhang standen. Insgesamt sind 201 Positionen (aus den Jahren 1499–1550) zusammengekommen, davon 195 chronologisch geordnete Briefe (139 lateinische und 56 deutsche) sowie Regesten bzw. Notizen über verlorengegangene Korrespondenz von Copernicus. Genereller Wegweiser für die Edition waren die 1973 von Marian Biskup in englischer und polnischer Version publizierte „Regesta Copernicana“, die die Jahre 1448–1550 umfaßten, obschon die Herausgeber auf einige bisher nicht ausgewertete Archivmaterialien aus Krakau und Allenstein zurückgreifen konnten. Jeder Position sind Informationen vorangestellt über den Originaltext und sein Schicksal sowie die Geschichte der Quellenedition bzw. ihrer Bearbeitung sowie eine sog. „Notatio“, das heißt eine Erläuterung des geschichtlichen Kontextes der Entstehung des konkreten Briefes. Die Herausgeber wollten keine Entscheidung über die Authentizität der Quelle treffen und haben sich bemüht, jeden Zweifel zu signalisieren. Es fehlen auch nicht Informationen über das äußere Aussehen der Quelle, vermerkt ist, ob der Originaltext auf Pergament oder Papier geschrieben wurde, das Wasserzeichen wurde bestimmt und das Format in cm angegeben.

Die gleichen editorischen Grundsätze wurden im zweiten Teil des Bandes mit dem Titel „Urkunden, Akten und Nachrichten. Texte und Übersetzungen“ angewandt. Dieser Teil enthält dokumentierte Quelleninformationen über Copernicus. Die erste stammt vom 11. 5. 1448 und betrifft den Vater des Astronomen, ebenfalls Nicolaus mit Namen, und die letzte – vom 30. 3. 1550 – informiert über die Ausführung der testamentarischen Verfügung des Copernicus. Die herausgegebene Korrespondenz sowie die übrigen Materialien stammen aus polnischen und deutschen Handschriftensammlungen, hauptsächlich aus Berlin (die früheren Königsberger Archivalien), Danzig, Krakau und Allenstein, sowie aus früheren Quellenpublikationen und aus der Literatur verschiedener Sprachen. Die angewandte Editionsform, die auch zweifelhafte Quellen berücksichtigt bzw. solche, die Copernicus kaum betreffen, kann begründete Vorbehalte wecken, obwohl sie andererseits – indem sie den Astronomen im Kontext der Ereignisse und des Zeitalters darstellt – unser Wissen über diese Persönlichkeit bereichert. Es muß auch die gewaltige Leistung der Herausgeber gewürdigt werden, obgleich sie Fehler und Mängel sowohl bei der Transliteration der Texte als auch bei den Übersetzungen häufig nicht vermieden haben (vgl. die Rezension von M. Biskup in: *Kwartalnik Historii Nauki i Techniki* 41, 1996, Nr. 1, S. 121–158 sowie die deutsche Version in: *Acta Poloniae Historica* 74, 1996, S. 185–192). Erleichtert wird die Lektüre der Arbeit durch das Abkürzungsverzeichnis sowie die Verzeichnisse von Personen und geografischen Bezeichnungen, darin die überaus nützliche Zusammenstellung der verwendeten deutschen und polnischen Namen. In der Bibliographie fehlen indessen viele der neuesten Publikationen. Auch sind Quelleneditionen nicht von wissenschaftlichen Abhandlungen unterschieden worden. Bedauerlich ist auch, daß nur so wenige Abbildungen von Briefen und Dokumenten aufgenommen wurden, die es ermöglicht hätten, den Charakter der Schrift des Nicolaus Copernicus genauer kennenzulernen.

Teresa Borawska

Teresa Borawska, *Życie umysłowe na Warmii w czasach Mikołaja Kopernika.* [Das geistige Leben im Ermland zur Zeit von Nikolaus Copernicus.] Toruń: Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 1996. 231 S., 10 Abb. [Dt. Zus.fass.]

Die Arbeit, eine Habilitationsschrift, stellt in vielfältiger Weise das Resümee der langjährigen Beschäftigung der Autorin mit der Geschichte des Ermlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dar. Sie beruht auf umfangreichen handschriftlichen Quellen, u. a. im Vatikanischen Archiv und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, wo der wertvolle Bestand des Archivs der preußischen Herzöge herangezogen wurde. In großer Breite wird die deutsche und polnische Fachlitera-

tur präsentiert, die die Aktualität dieses Themas in der historischen Forschung dokumentiert. Hier zeigt sich, daß Copernicus auch außerhalb von Jubiläumsjahren immer wieder das Interesse der Historiker erweckt. Die vorliegende Untersuchung liefert dafür ein weiteres Beispiel, wobei sie vor allem den politischen, konfessionellen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergrund aufzeigt, vor dem sich die Tätigkeit des großen Astronomen abgespielt hat. In der Bezeichnung „maly kraj“ (kleines Land) folgt sie der Terminologie der polnischen Forschung und will damit die besondere Spezifik des auf drei Seiten vom Gebiet des Deutschen Ordens und nach 1525 des Herzogtums Preußen umschlossenen Ermlands ansprechen. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Geistlichkeit, vor allem die Gruppe der Kanoniker und Vikare in Frauenburg, das im ganzen Preußenland eines der wichtigsten geistigen Zentren gewesen ist. Auch die Kultur der großen preußischen Städte, besonders Danzigs, aber auch der damaligen polnischen Hauptstadt Krakau strahlte auf das Ermland aus. Eine weitere Aufgabe ist die Erforschung der territorialen und sozialen Herkunft der intellektuellen Elite, wofür die Biogramme ermländischer Kanoniker und das Verzeichnis der Vikare des Frauenburger Doms aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wichtige Anhaltspunkte liefern. Diese Angaben zeichnen sich durch große Zuverlässigkeit aus und erlauben auch aufgrund der Quellen- und Literaturnachweise eine rasche Orientierung. Im Buchwesen sieht die Verfasserin einen wesentlichen Bestandteil des kulturellen Erbes, wobei der Versuch der Rekonstruktion des Zirkulationsprozesses bestimmter Exemplare und der Identifikation ihrer Besitzer und Leser besondere Beachtung verdient.

Die gut lesbare Arbeit ist in vier Teile gegliedert, von denen der erste in die Hauptthematik einführt, indem er neben der Schilderung der allgemeinen Verhältnisse die Funktion der Kirchspiele, die Rolle der Geistlichkeit und die kulturellen Veränderungen im Ermland an der Schwelle des 16. Jahrhunderts beleuchtet. Im folgenden Kapitel werden das regionale System der Jugendziehung und die Möglichkeiten, eine Universitätsausbildung zu erhalten, betrachtet, stellte diese doch die grundlegende Voraussetzung für die Existenz eines geistigen Kulturzentrums dar. Der dritte Abschnitt lenkt den Blick auf das Domkapitel in Frauenburg, wo sich Copernicus unmittelbar nach Beendigung seiner Universitätsstudien niederließ. Neben den bereits erwähnten persönlichen Verhältnissen der Kanoniker wird ihre öffentliche und kulturelle Tätigkeit analysiert. Der letzte Teil konzentriert sich auf die nächste Umgebung des Copernicus, wobei dessen Freunden hinsichtlich ihrer intellektuellen Bildung und Interessen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Eingehende Erörterungen der Quellenlage lassen Schwerpunkte und

Lücken der Überlieferung erkennen. Die größten Verluste ermländischer Bibliotheken erfolgten während der schwedischen Einfälle im 17. bis 18. Jahrhundert und infolge des Zweiten Weltkrieges. Vieles davon, sofern nachweisbar, befindet sich in der Königlichen Bibliothek Stockholm und der Universitätsbibliothek Uppsala. Gerettet wurden die Reste der Frauenburger Kapitelsbibliothek, ein Teil der Bücher aus Braunsberg und einige hundert Bände der Guttstädter Bibliothek. Von der nach dem Krieg zerstreuten Elbinger Gymnasialbibliothek wurden 1947 ein Teil der Drucke dem Ostseeinstitut und einige 10 000 Bände der neuerrichteten Thorner Universitätsbibliothek überwiesen, wo sie bis heute den Kern der Abt. „Altdrucke“ bilden.

Nach einem Überblick über die Literatur, die mit Ausnahme von Johannes Dantiscus und Tiedemann Giese keine Monographien ermländischer Domherren aufweist, folgt die Darstellung des eigentlichen Themas, die durch Exaktheit der Ausführungen und Belege besticht. Lobend hervorzuheben ist die große Sachlichkeit und Ausgewogenheit des Urteils, die Deutschen und Polen in gleicher Weise ihr Recht zuteil werden läßt. Auch das autochthone preußische Element wird dabei in Betrachtung gezogen. Besonders eng waren die Beziehungen des ermländischen Bistums zum Königlichen Preußen unter der gemeinsamen polnischen Krone, aber auch zum 1525 entstandenen Herzogtum Preußen bestand ein enges Verhältnis, das durch gemeinsame wirtschaftliche, ständische und politische Interessen bedingt war. Einen wesentlichen Ansatz zur Systematisierung bietet die Einteilung der ermländischen Kulturgeschichte in fünf Phasen, wobei der Bogen von der Christianisierung und Kolonisierung über die Entwicklung der Kultur in Kirchen, Klöstern und Städten im 14. Jahrhundert, ihren Niedergang zwischen der Schlacht bei Tannenberg und dem Zweiten Thorner Frieden (1466) und den wachsenden Einfluß der polnischen Krone auf das Bistum nach 1479, der in späterer Zeit zur Polonisierung des Domkapitels führte, bis zur Zeit nach 1525 unter dem Einfluß der Reformation und den damit verbundenen Auswirkungen gespannt wird. Zu wenig differenziert ist m. E. die These von der zunehmend katholischen und polnischen Kultur des Ermlandes nach der Wahl von Stanislaus Hosius zum Bischof (1551), blieben doch gerade die größeren Städte wie Braunsberg und Heilsberg bis zum Ende des Fürstbistums (1772) Zentren deutscher Kultur und Tradition.

Ein besonderes Verdienst der Arbeit ist die Betrachtung geistlicher und weltlicher Bildungseinrichtungen, wobei neben der Frauenburger Kathedralschule Institute wie die Guttstädter Kollegialschule, Heilsberger Schloßschule und das städtische Gymnasium in Elbing beleuchtet werden. Weitgehend unbekannt dürfte in Deutschland die Schule der Brüder des Gemeinsamen Lebens in Kulm sein. Aufschlußreich sind die An-

gaben über die Universitätsstudien von Ermländern, wobei sich neben Rom und Krakau Leipzig und Frankfurt a. d. Oder besonderer Beliebtheit erfreuten. Es verwundert nicht, daß Braunsberg mit der Studentenzahl an der Spitze lag, war dieses doch das geistige Zentrum des Bistums.

Ein gleichfalls behandelter wichtiger Aspekt ist die Sozial- und Bildungsstruktur der Frauenburger Kanoniker zur Zeit des Copernicus, u. a. geprägt durch enge Verflechtungen mit dem Danziger und zahlenmäßig schwächer mit dem Thorner Patriziat.

Insgesamt vermittelt die Verfasserin einen detaillierten und – wie ich meine – zuverlässigen Einblick in die ermländischen Verhältnisse zur Zeit des Copernicus, die die Gemeinsamkeiten mit anderen Teilen des Preußenlandes, aber auch spezifische Besonderheiten erkennen lassen, die sich in der Struktur und Kultur der geistigen Elite des Bistums widerspiegeln. Wenn auch von ihren hier vorgestellten Repräsentanten nur Copernicus als Entdecker des heliozentrischen Systems internationale Berühmtheit erlangte, bereicherten andere wie Johannes Dantiscus, Felix Reich, Alexander Sculteti und Tiedemann Giese, wenn auch in geringerem Umfang, gleichfalls die Kultur des Humanismus und der Renaissance, die sich unter der Herrschaft Sigismunds des Alten und seines Neffen Herzog Albrecht in Polen und Preußen entfaltete.

Stefan Hartmann

Alojzy Szorc, Andrzej Kopiczko, Wyższe Seminarium Duchowne „Hosianum“. *Zarys dziejów.* [Das Priesterseminar „Hosianum“. Ein Abriss der Geschichte.] Olsztyn: Hosianum 1995, 168 S.

Die Einrichtung des ermländischen Priesterseminars geht auf Beschlüsse des Trienter Konziles (1545–1563) zurück, zur Stärkung und Reform der katholischen Kirche Seminarrien zu gründen, die, mit theologisch gebildeten Professoren besetzt, der Heranbildung eines einheitlich geformten Diözesanklerus dienen sollten.

Die beiden Autoren, die auf fast 150 Seiten einen Überblick über die Geschichte des in Braunsberg errichteten und nach dem Zweiten Weltkrieg nach Allenstein verlegten Seminars geben, sind als profunde Kenner der ermländischen Geschichte bekannt und mit dem Gegenstand ihrer Darstellung bestens vertraut. Kurz und sachlich wird die wechselvolle Geschichte der 1565 durch den ermländischen Bischof Stanislaus Hosius initiierten katholischen Ausbildungsstätte nachgezeichnet. Dabei stehen historische Daten und Fakten im Vordergrund der Darstellung, aber auch Ausbildungsziele und Lerninhalte werden erläutert.

Einen zusätzlichen Gewinn zieht die Untersuchung durch beigefügte chronologische Darstellungen über Dienstzeit der Rektoren, Professoren und Angestellten nach der Neugründung 1949. Der positive Gesamtein-

druck wird lediglich geschmälert durch das Fehlen eines Personenregisters sowie einer kurzen Zusammenfassung in deutscher oder englischer Sprache.

Oliver Schmidt

Müller, Michael G., Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557–1660). (Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin) Berlin: Akademie Verlag 1997. 264 S.

Diese 1993 von der Freien Universität Berlin angenommene Habilitationsschrift liefert einen Durchlauf durch mehr als 100 Jahre reformierter Kirchen- und Stadtgeschichte in den drei großen Städten des Königlichen Preußen, Danzig, Elbing und Thorn. Die Verbindung des Paradigmas der „Konfessionalisierung“ mit der Frage der städtischen Autonomie dieser drei Städte in Polen bildet die Kernthese und somit das Neue an der Herangehensweise des Autors. Müller verknüpft eine genuin im deutschen Sprachraum entwickelte Forschungsrichtung, die Konfessionalisierungsforschung, mit einer besonders von polnischen Forschern vorangetriebenen und strukturgeschichtlichen Fragen aufgeschlossenen Landesforschung. Müller leistet somit auch in seinem eigenen Selbstverständnis einen Beitrag zur Kommunikation zwischen deutscher und polnischer Geschichtswissenschaft.

Die Arbeit ist in drei Hauptbereiche gegliedert. Der erste Bereich stellt zum einen die Forschungslage in der Gegensätzlichkeit von deutscher Ostforschung und polnischer Westforschung heraus, der auch in der Gegenwart noch nachwirkt. Während die polnische Forschung seit den sechziger Jahren „den Weg zu einer modernen, für strukturgeschichtliche Fragen aufgeschlossenen Forschung längst beschritten hat“ (S. 10), weist die frühneuzeitliche Landesgeschichte des Königlichen Preußen auf deutscher Seite einen kaum erweiterten Problemhorizont auf als den, den sie mit ihrem Tiefpunkt in Theodor Schieders „Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande“ 1940 erreicht hatte (S. 9f.). Zum anderen entwickelt Müller hier seine These vom Zusammenhang zwischen der Konfessionalisierung und der Frage der städtischen Autonomie, wobei er aber nicht die oft wiederholte Formel von der „Verschmelzung von lutherischem Bekenntnis und deutscher Bürgerkultur zu einem eigentümlichen städtischen Sonderbewußtsein“ (S. 12) in den Mittelpunkt rücken will. Vielmehr sollen die politischen, verfassungs- und sozialgeschichtlichen sowie kulturellen Umbrüche in der Städteentwicklung in den Blick genommen werden, die besonders anhand des religiös-konfessionellen Geschehens im 16. und frühen 17. Jahrhundert deutlich werden können. Dem konfessionellen Faktor komme eine „konfliktführende“ Funktion zu (S. 14), anhand derer man die Fragen nach der Stadt-

autonomie, der Stadtverfassung und der städtischen Gesellschaft erschließen könne.

Müller wendet sich daher dem in der Konfessionalisierungsforschung entwickelten Paradigma der „Zweiten Reformation“ zu, die einen kausalen Zusammenhang zwischen reformierter Konfessionsbildung und „übergreifenden Vorgängen staatlich-gesellschaftlicher Modernisierung“ (S. 26) konstatiert. Schließlich erörtert Müller die Relevanz seiner Untersuchungsgegenstände Danzig, Elbing und Thorn und stellt innerhalb dieser in vielfacher Hinsicht ähnlichen Städte dennoch bedeutende Unterschiede fest, die auch zu einem nicht synchronen Prozeß der Wandlungsprozesse führte.

Der zweite Bereich stellt als Kern der Arbeit die Voraussetzungen und den Verlauf der städtischen Konfessionalisierung dar. Hier wird die umfangreiche Quellenarbeit Müllers hauptsächlich in Danziger und Thorner Archiven deutlich. Er unterscheidet vier Phasen: 1. Die Entstehung der städtischen Kirchenorganisationen (1557–1573); 2. Die Reformierte Konfessionalisierung (1573–1595); 3. Der Danziger Konfessionsstreit als gegenreformatorische Herausforderung und Krise (1595–1606); 4. Der Weg vom „Synkretismus“ zum lutherischen Bekenntnisstand (1606–1650).

Eingangs stellt Müller fest, daß das Thema der reformierten Konfessionalisierung aufgrund der prägenden Wirkung der hauptsächlich orthodox-lutherischen Kirchen- und Landesgeschichtsschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts (Christoph Hartknoch, Gottfried Lengnich) bis noch in die Gegenwart bagatellisiert und ausgeblendet wurde. Müllers Durchlauf durch die Geschichte der reformierten Konfessionsbildung versucht anhand des reichen Quellenmaterials, dieses Defizit zu beheben.

Danzig kommt bei der Entstehung der Kirchenorganisationen zumindest eine informelle Leitfunktion zu. In deren Stadtmauern brachen die innerstädtischen Kirchenkonflikte früher und vehementer auf als in Elbing und Thorn. In allen drei Städten reagierte aber die Stadtführung nur auf die konfessionelle Profilierung ihrer Kirchen, anstatt selbständig zu agieren. Dieses änderte sich in der zweiten Phase, als sich in den Trägerschichten der Zweiten Reformation eine reformierte Konfessionsidentität entwickelte, die aber weniger theologische Überzeugungen, sondern „das Erfordernis, praktische Probleme der städtischen Kirchenpolitik zu lösen“ (S. 80) als Motiv gehabt hätte. Die dritte Phase des Danziger Konfessionsstreits zeige die große Bedeutung der gegenreformatorischen „äußeren“ Einflüsse auf den innerstädtischen Konflikt. Der bischöfliche und königliche Einfluß auf die innerstädtische Konfessionslage sei die Voraussetzung für den Streit zwischen Lutheranern und dem reformiert eingestellten Rat gewesen und habe auch seinen Verlauf mitbestimmt.

Schließlich sei in der vierten Phase das Reformiertentum allmählich zurückgedrängt worden. Das Colloquium Charitativum 1645 in Thorn sei der Ort gewesen, an dem dieser in Danzig schon zuvor eingeleitete Prozeß auch auf die anderen beiden Schwesterstädte transformiert und von dem aus der Weg zu einem einheitlichen lutherischen Bekenntnisstand gebnet wurde.

Der dritte Bereich versucht die reformierte Konfessionalisierung mit der Frage der städtischen Autonomiepolitik und der Stadtverfassung zu verknüpfen. Der Übergang zur reformierten Konfessionalisierung stand nach dem Ausgleich Danzigs mit König Báthory „funktional“ im engen Zusammenhang mit einem „magnatischen“ Politikkonzept, das die Städte in die ständischen Strukturen des Unionsstaates einband, weil sich die Städte und besonders die Ratsaristokratie an die dissidentischen Reichstagsstände anschlossen (S. 175). Das reformierte Bekenntnis war somit zum Kennzeichen der Zugehörigkeit zur Machtelite des Unionsstaates geworden. Als der Einfluß der polnisch-litauischen Dissidenten in Polen schwand (nach 1607), setzte in den Städten ein Einschwenken auf das lutherische Bekenntnis ein. Neben diesen äußeren Faktoren war die reformierte Konfessionalisierung aber innerstädtisch motiviert, da sie ein „funktionales Element jenes obrigkeitszentrierten ‚Stadtumbaus‘ (darstellte), welcher sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts schrittweise durchsetzte“ (S. 195). Zudem versuchte speziell in Danzig die führende Schicht der Bürgerschaft, anhand der Bekenntnisfrage einen Konflikt mit der Ratsaristokratie auszulösen, um mehr politische Partizipation zu erlangen.

Müller hat mit seiner Grundsatzentscheidung, sich der Konfessionalisierungsforschung anzuschließen und zudem das stark umstrittene Paradigma der „Zweiten Reformation“ zu übernehmen, den Gehalt seiner Ergebnisse vorweggenommen. Sein Blick verharrt auf den politischen und theologischen Eliten und den Institutionen, in denen sie wirkten. Müller setzt sich somit dem Vorwurf von Kritikern der Konfessionalisierungsforschung aus, daß hier einem „Etatismus“ Vorschub geleistet wird (Heinrich Richard Schmidt). Tatsächlich ist aus der Arbeit Müllers nicht hinreichend zu ersehen, welche Ansätze sich im Fall des Königlichen Preußen für den von der Konfessionalisierungsforschung proklamierten Wandlungsprozeß eines „gesamtgesellschaftlichen Fundamentalvorgangs“ (Heinz Schilling) bieten. Das wird besonders daran deutlich, daß den gesellschaftlichen Bewegungen für und besonders gegen die reformierte Konfessionsbildung z. B. in Danzig keine Bedeutung beigemessen wird. Müllers Arbeit liegt ein rein funktionales Verständnis von Religion zugrunde, das der Bedeutung von Konfession in seiner lebensgeschichtlichen und kulturellen Dimension nicht gerecht wird. Das beeinträchtigt

aber nicht sein in der deutsch-polnischen Wissenschaftslandschaft hervorragendes Verdienst, die Frage der konfessionellen Religionspolitik mit der Frage der Stadtautonomie in einer Detailstudie verknüpft zu haben.

Hans-Joachim Müller

Edmund Piszcz, Colloquium Charitativum w Toruniu A. D. 1645. Geneza i przebieg. [Das Colloquium Charitativum in Thorn A. D. 1645. Genese und Verlauf.] [Diecezja Toruńska. Historia i teraźniejszość, Bd. 20.] Toruń 1995, 217 S., 22 Abb. [Dt. Zus.fass.]

Die vorliegende Monographie des 1992 zum Erzbischof der ermländischen Metropole berufenen Verfassers ist der unveränderte Abdruck seiner bereits 1962 fertiggestellten Doktorarbeit, deren Erscheinen die damaligen kommunistischen Machthaber verhinderten. Ihre Publikation erfolgte 1995 aus Anlaß des 350. Jahrestages des Colloquiums Charitativum, verbunden mit dem Internationalen Jahr für Toleranz. Sie beruht auf der Auswertung umfangreicher handschriftlicher Quellen in polnischen Archiven und Bibliotheken und ist daher trotz ihres Abschlusses vor 36 Jahren für die Forschung noch immer aktuell. Die danach auf deutscher Seite verfaßten Arbeiten (Inge Mager, Walther Hubatsch u. a.) vermitteln zwar wichtige Informationen über Einzelaspekte des Religionsgesprächs, lassen aber polnische Quellen und Literatur außer acht. 1994, d. h. ein Jahr vor Veröffentlichung des anzuzeigenden Werkes, wurden dessen Erkenntnisse in gedrängter Form dem Leser vorgestellt¹.

Nach einem Überblick über zeitgenössische Darstellungen des Thorner Colloquiums – der Verfasser erwähnt insbesondere „Das liebeiche Religionsgespräch zu Thorn 1645“ Franz Jacobis – kommt er zum kritischen Urteil über die religiöse Parteilichkeit, Unvollkommenheit, fehlerhafte Darstellung und Kompilation dieser Schriften. Auch auf die „Acta Conventus Thoruniensis“ kann man sich wegen der vielen darin enthaltenen Fehler nur bedingt verlassen. Daher gewinnen die von Piszcz aufgefundenen handschriftlichen Quellen (Berichte, Tagebücher, private Kommentare u. a.) herausragende Bedeutung. Viele lassen sich in den Beständen des Staatsarchivs Danzig nachweisen, wo auch die Instruktionen für die 1645 nach Thorn abgefertigten städtischen Delegierten überliefert sind. Schwer greifbar sind vor allem Quellen über die Vorbereitung des Religionsgesprächs wie die Proklamationen des Episkopats, die Korrespondenz König Wladyslaws IV. mit den Dissidenten und die Entscheidung der theologischen Fakultäten für die Lutheraner und Kalviner.

¹ Historia Toruniu. Hrsg. von M. BISKUP. Bd. 2, T. 2: W czasach renesansu, reformacji i wczesnego baroku 1548–1660. Toruń 1994, S. 294–300.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert. Gegenstände der beiden ersten sind der allgemeuropäische politisch-religiöse Hintergrund des Colloquiums, seine Genese und Verflechtung mit der damaligen irdischen Bewegung wie auch die Verhältnisse in Polen um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Der dritte Abschnitt behandelt die eigentliche Vorgeschichte vom Zeitpunkt der Einladung der Dissidenten durch die Warschauer Bischofssynode bis zur Eröffnung der Gespräche Ende August 1645. Deren Verlauf schildern die Kapitel vier und fünf, wobei die Abberufung des königlichen Legaten Jerzy Ossoliński und seine Ersetzung durch den Gnesener Wojewoden Jan Leszczyński insofern eine Zäsur bilden, als in der ersten Etappe über allgemeine und besondere Glaubensfragen diskutiert wurde, während sich danach die Gespräche in einem monotonen Streit über die authentische Interpretation der königlichen Instruktion erschöpften.

Der einführende historische Überblick beschränkt sich auf politische und religiöse Ereignisse. Im Mittelpunkt steht die Entwicklung des Irrenismus und Synkretismus, die ihren Ausgangspunkt im Toleranzdenken des Humanismus hatte und immer wieder zu Versuchen führte, die verschiedenen christlichen Glaubenslehren einander anzunähern, wobei die gemeinsame Wurzel im Urchristentum oder – so Jean Bodin – in einer natürlichen Religion gesucht wurde. Bekannte Anhänger einer Aussöhnung zwischen den Konfessionen waren der Helmstedter Theologe Georg Calixt – er nahm am Thorner Colloquium nur als Berater der Reformierten teil –, Hugo Grotius und Heinrich Nicolai. Zur Ergänzung der Ausführungen von Piszcz ist die Arbeit von Inge Mager, Brüderlichkeit und Einheit, Georg Calixt und das Thorner Religionsgespräch 1645 heranzuziehen². Mit Recht weist Piszcz auf die zentrale Rolle des polnischen Königs Wladysław IV. (1632–1648) bei der Einberufung dieses ökumenischen Treffens hin, woran dessen geistlicher Berater, der Kapuziner Walerian Magni, ein überzeugter Anhänger des Synkretismus, entscheidend mitgewirkt hat. Dieser bediente sich in seinen Plänen des zweifachen Konvertiten Bartholomäus Nigrinus, der sich im Colloquium Charitativum darum bemühte, die gemeinsamen Punkte der Confessio Augustana und des Tridentinums zu betonen. Dessen Vorbereitung war sehr zeitaufwendig, mußten doch zunächst die einzelnen Konfessionen ihren in Thorn einzuschlagenden Kurs festlegen. Die meisten Vorbehalte machten die Lutheraner, die an Weisungen der orthodoxen Wittenberger Theologen gebunden waren. Unproblematischer verhielt es sich mit den

2 In: Thorn. Königin der Weichsel 1231–1981. Hrsg. von B. JÄHNIG und P. LETKEMANN. (Beiträge zur Geschichte Westpreußens, Nr. 7) Göttingen 1981, S. 209–238.

Reformierten, die angesichts der Dominanz des Luthertums froh waren, als gleichberechtigte Partner eingeladen worden zu sein, während die katholische Seite das Ziel verfolgte, die Einheit der Kirche durch Rückgewinnung der Protestanten wiederherzustellen. Hier zeigt sich schon, daß das Scheitern der ökumenischen Verhandlungen vorbestimmt war.

Der Verfasser hat ihren Verlauf unter Berücksichtigung der Argumente der einzelnen Parteien anschaulich dargestellt. Von den insgesamt 77 Teilnehmern, die im Anhang des Buches alle namentlich genannt werden, vertraten 27 die Lutheraner, 25 die Katholiken und 24 die Calviner. Während der führende Repräsentant der katholischen Theologen der Bischof von Samogitien, Jerzy Tyszkiewicz, war, traten als Wortführer der Lutheraner der Wittenberger Professor Johann Hülsemann und der Professor des Danziger Akademischen Gymnasiums, Abraham Calovius, hervor. Bei den Reformierten fanden sich neben dem bereits erwähnten Calixt gleichfalls bekannte Persönlichkeiten wie der aus Böhmen stammende Johann Amos Comenius. Wie Piszcz im folgenden ausführt, scheiterten die Gespräche hauptsächlich an der Unvereinbarkeit der Standpunkte in Glaubensfragen, wobei dogmatische Unterschiede eine zentrale Rolle spielten. Das galt für die an der Autorität des Papsttums festhaltende katholische Seite in gleicher Weise wie für die an Wittenberg orientierten orthodoxen Lutheraner, die jegliche Kompromißmöglichkeit verwarfen. Lediglich die Calviner zeigten sich anpassungsfähiger und den Wünschen Wladysławs IV. nach einem tragfähigen Ergebnis des Colloquiums eher geneigt, was in ihrer schwächeren Stellung gegenüber den Lutheranern und dem bei ihnen stärker vertretenen Irenismus und Synkretismus begründet war. Mit Recht wird im Einfluß des polnischen Monarchen auf die Vorbereitung der Thorner Gespräche ein wesentlicher Faktor gesehen. Der Verfasser schildert ihn als Schöpfer immer neuer gigantischer Pläne wie der Erlangung der schwedischen Krone, des Aufbaus einer Kriegsflotte in der Ostsee und der Vorbereitung eines von der abendländischen Christenheit getragenen Türkenkreuzzuges. Für die Erreichung dieser Ziele war die innere Festigung des Doppelreiches Polen-Litauen erforderlich, wozu die Integration der protestantischen Dissidenten und der orthodoxen Disuniten (sie hatten sich nicht der Union von Brest angeschlossen) in die Gesellschaft der Adelsrepublik gehörte. Wladysławs selbstbewußt betriebene Religionspolitik diente auch dem Zweck, größere Freiheit gegenüber dem päpstlichen Stuhl zu erlangen, der ökumenische Begegnungen wie das Thorner Colloquium Charitativum mit Mißtrauen verfolgte. Trotz dessen Scheiterns waren die Nachwirkungen des Treffens nachhaltig, erregte doch der Versuch des polnischen Königs, ein größeres Einvernehmen zwischen den Konfessionen herzustellen, in Europa und vor allem in

dem vom Dreißigjährigen Krieg erschütterten Heiligen Römischen Reich weitgehende Resonanz.

Die hier vorgestellte Arbeit zeichnet sich durch Anschaulichkeit und Sachlichkeit aus. Es ist dem Verfasser gelungen, die vielfältigen Beziehungen und Verflechtungen zwischen den einzelnen Glaubensrichtungen transparent zu machen, wobei die Rolle Władysławs IV. klar herausgearbeitet wird. Dieser war im Rahmen seiner Toleranzpolitik an einem Colloquium Charitativum interessiert, wollte es aber auch für seine hochfliegenden Pläne nutzen, die dem Doppelreich neuen Glanz verleihen sollten. Der Schilderung von Piszcz ist zu entnehmen, daß die Zeit für derartige Verständigungsversuche noch nicht reif war. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entfernte man sich in Polen und Frankreich, aber auch in anderen europäischen Staaten immer mehr vom Grundsatz der Toleranz und suchte die Religionen der Minderheiten gewaltsam zu unterdrücken. Das sollte auch die Stadt Thorn erfahren, wo 80 Jahre nach dem Colloquium Charitativum das „Blutgericht“ stattfand.

Stefan Hartmann

Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die Katholische Kirche. Hrsg. von Erwin Gatz. **Bd. I. Die Bistümer und ihre Pfarreien.** Hrsg. von Erwin Gatz. Mit einem Geleitwort von Bischof Karl Lehmann. Freiburg—Basel—Wien: Herder 1991. 654 S., 10 Karten und Graphiken im Text. **Bd. II. Kirche und Muttersprache.** Auslandsseelsorge. Nichtdeutschsprachige Volksgruppen. 1992. 240 S. **Bd. III. Katholiken in der Minderheit.** Diaspora. Ökumenische Bewegung. Missionsgedanke. 1994. 313 S. **Bd. IV. Der Diözesanklerus.** 1995. 453 S. **Bd. V. Caritas und soziale Dienste.** 1997. 524 S.

Die Konzeption des Reihenwerks, dessen erste fünf Bände hier anzuzeigen sind, entstand in enger Verbindung mit den Arbeiten an dem ebenfalls von Erwin Gatz herausgegebenen Bischofslexikon (vgl. die Besprechung des dritten Bandes oben S. 288–291). Es soll die klassischen Felder der kirchengeschichtlichen Forschung – die Geschichte der Institution Kirche, ihrer führenden Repräsentanten, der großen kirchenpolitischen Ereignisse – durch eine Darstellung der gesamten Vielfalt des kirchlichen Lebens ergänzen, die die neuen Fragestellungen mit den vorliegenden Forschungsergebnissen zu einer Synthese verbindet.

Der erste, voluminöse Band ist der Pfarrei als der grundlegenden kirchlichen Lebensseinheit im Rahmen der Bistümer gewidmet. Im ersten Teil werden in zehn Kapiteln die Grundzüge ihrer Entwicklung von den Anfängen in der vorreformatorischen Zeit bis in die Gegenwart dargestellt. Der zweite Teil bietet einen Überblick über die Entwicklung der

Pfarreien und anderen Seelsorgsbezirke in den einzelnen Bistümern, wobei die Bistumsartikel nach einem in der Regel einheitlichen Schema (vgl. S. 649f.) angelegt sind, das folgende Problemfelder erfaßt: Ausgangslage, Neuumschreibungen, Raum – Bevölkerung – Wirtschaft, Konfessionelle Verhältnisse, Kirchenpolitische Rahmenbedingungen, Bischöfe und Bistumsleitung, Diözesanklerus, Ordensklerus in der Pfarrseelsorge und Pfarreientwicklung. Jedem Artikel ist eine Kartenskizze, eine statistische Tabelle und ein Literaturverzeichnis beigegeben. Auch die Diözesen der deutschen Ostprovinzen sind selbstverständlich vertreten, darunter Danzig (S. 244–249), Ermland (S. 289–298) und Kulm (S. 402–409).

Der zweite Band behandelt einen bisher noch sehr unzureichend erforschten Einzelaspekt des kirchlichen Lebens, der gerade für die Diözesen der ehemaligen deutsche Ostgebiete von grundlegender Bedeutung ist, nämlich das Verhältnis von Kirche und Muttersprache. In einem ersten Teil erörtert Erwin Gatz zunächst in zwei Kapiteln Grundsatzfragen, nämlich das Verhältnis der Kirche zur Muttersprache und zu den Nationalbewegungen in Mitteleuropa sowie den Fragenkomplex Massenwanderungen, neue Minderheiten und Minderheitenschutz seit dem 19. Jahrhundert. Der zweite Teil untersucht die Seelsorge an den deutschsprachigen Minderheiten im Ausland, während im dritten Teil die kirchliche Pastoral für die nichtdeutschsprachigen Volksgruppen behandelt wird. Das zehnte Kapitel ist den Polen in Schlesien und in den preußischen Ostprovinzen gewidmet (S. 129–150). Es wird mit einem relativ ausführlichen Literaturverzeichnis für die drei Teilgebiete Schlesien, Ost- und Westpreußen sowie Posen eingeleitet, das auch die wichtigsten einschlägigen Titel in polnischer Sprache enthält. Die Überblicksdarstellungen für die drei Provinzen bis zum Ersten Weltkrieg konzentrieren sich auf das Wesentliche (Ostpreußen: S. 139–141, Westpreußen: S. 141–144). Für die Seelsorge an den polnischsprachigen Gruppen in Oberschlesien und in den Diözesen Danzig und Ermland nach dem Ersten Weltkrieg (S. 148–150) ist die Forschungslage äußerst dürftig. Für künftige Forschungen erscheint es dringend erforderlich, daß sie aus der Perspektive des Vergleichs unternommen werden (vgl. H. J. Karp, Kirche und deutsch-polnischer Ausgleich nach dem Ersten Weltkrieg. In: *Kościół i społeczność*. Lublin 1993, S. 159–169, und Ders., Methodologische Probleme der Forschung über die Seelsorge in der Zeit des Nationalsozialismus. In: *Saeculum Christianum* 2, Warszawa 1995, S. 77–87 [poln.]). Die Behauptung, im Bistum Ermland hätten die Katholiken polnischer Sprache eine bedeutend geringere Rolle gespielt als im Bistum Breslau (S. 150), da 1925 im Regierungsbezirk Allenstein „nur“ 12000 polnischsprachige Reichsangehörige lebten, ist zumindest mißverständlich. Denn

erstens ist die angegebene Zahl für das kleine Gebiet – erst recht, wenn man die 17 000 Doppelsprachigen dazurechnet – relativ hoch, und zweitens ist die muttersprachliche Seelsorge kein quantitatives Problem (vgl. für Ermland jetzt die Beiträge von Marian Borzyszkowski und Ulrich Fox in diesem Band oben S. 127–145 und S. 147–174). Ein eigenes Kapitel ist unter dem nicht sehr prägnanten Titel „Seelsorge an Nichtdeutschsprachigen seit dem Ersten Weltkrieg“ der Seelsorge an den Zivil- und Zwangsarbeitern und den Kriegsgefangenen gewidmet (S. 199–211).

In den Bänden III bis V werden weitere Einzelaspekte des kirchlichen Lebens behandelt. Im dritten Band sind neben den einleitenden Erwägungen über die Minderheitensituation der katholischen Christenheit und der Darstellung der ökumenischen Bewegung sowie des Missionsgedankens und der Missionsträger die sieben Kapitel über den Begriff und den historischen Wandel der Diaspora aus der Feder von Hans-Georg Aschoff von besonderem Interesse (S. 39–133).

Der vierte Band ist dem Diözesanklerus als der seit jeher tragenden Gruppe kirchlichen Lebens gewidmet. Im ersten Teil wird in zwölf Kapiteln die historische Entwicklung dargestellt, im zweiten Teil kommen spezielle Aspekte zur Sprache: Soziale und geographische Herkunft, Ausbildung, Alltagskultur, Weltklerus und Landwirtschaft, Zölibat, Priester als Partei- und Sozialpolitiker und als Journalisten, die Entwicklung der Priesterweihen 1830–1993. Ein Sach-, ein Namens- und ein Register der Orte, Länder und Regionen erschließt den reichhaltigen Inhalt.

Die zentrale Rolle der Caritas im kirchlichen Leben von der Aufklärung und Säkularisation bis zur Gegenwart ist Gegenstand der Untersuchungen des fünften Bandes. Spezielle Informationen über die ihn interessierenden Sachfragen, Orte oder Regionen findet der Leser wiederum mit Hilfe der ausführlichen Register.

Es liegt in der Natur eines jeden Handbuchs, daß es lediglich den jeweiligen Forschungsstand widerspiegeln kann. Es verwundert daher nicht, daß in dem vorliegenden Sammelwerk außer in den ersten beiden Bänden über die Bistümer Ermland, Kulm und Danzig nur wenige Informationen zu finden sind. Umgekehrt regen die einzelnen Bände zu entsprechenden Untersuchungen im Rahmen der jeweiligen Diözesengeschichte an, mehr noch – sie setzen dafür Maßstäbe. Das gilt nicht zuletzt auch für die Erforschung des kirchlichen Lebens im Bistum Ermland und in seinen Nachbardiözesen, die für die neuere Zeit noch in den Anfängen steckt. Für Kulm liegen erfreulicherweise zwei neuere Grundlagenwerke über den Diözesanklerus im 19. und 20. Jahrhundert vor (vgl. die Besprechungen von Eligiusz Janus in diesem Band unten S. 317 und 325–327).

Hans-Jürgen Karp

Norbert Kasperek, Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycznej lat 1795–1847. [Ostpreußen in der polnischen politischen Meinung.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 144.) Olsztyn 1995, 176 S. [Dt. Zus.fass.]

Seit der dritten Teilung Polens 1795 nahm das polnische Interesse für den nördlichen Nachbarn Ostpreußen zeitgleich mit der Formierung einer modernen politischen Nationalbewegung zu. Der Allensteiner Historiker Norbert Kasperek beschreibt in seiner Dissertation die Bedeutung Ostpreußens im polnischen politischen Bewußtsein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Unmittelbar nach 1795 bis in die napoleonische Zeit war insbesondere die ermländische Frage noch sehr präsent, so daß es Ambitionen auf die Inkorporation Ermlands in einen neuzuschaffenden polnischen Staat gab. Spannend ist gerade die zeitliche Kongruenz mit der Blütezeit polnischer nationaler Literatur in der Romantik. Diesem Aspekt widmet K. ein Kapitel, in dem er die Stellung Ostpreußens in der zeitgenössischen polnischen Belletristik und Historiographie untersucht. Ostpreußen spielte auch in den politischen Emigrantenzirkeln, vor allem im „Hotel Lambert“ unter Führung des Fürsten Czartoryski in Paris, eine nicht unwesentliche Rolle. Danach knüpften die französischen Exilkreise an die historischen „Ansprüche“ Polens auf Ostpreußen vor allem wegen der ehemaligen polnischen Lehenshoheit an.

In seine Untersuchung bezieht K. die Memoiren und Publikationen der Aufständischen von 1830/31 ein, die in großer Zahl nach Ostpreußen flüchteten, wodurch der Provinz eine nicht unerhebliche Rolle im polnischen nationalen Bewußtsein zukam. Zu Recht weist der Verfasser abschließend darauf hin, daß sich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erst allmählich ein qualitativer Wandel von einem traditionellen Denken der historischen „Rzeczpospolita“ zu einem ethnisch polnischen Nationalbewußtsein vollzog. Daher bedeutete der Blick gen Norden keine einseitige Orientierung auf ethnisch polnische Gebiete. Vielmehr standen die Fragen historischer sowie geopolitischer Bezugspunkte im Zentrum des polnischen Interesses an der ostpreußischen Frage.

K. versteht es, auf interessante Weise polnische Geschichte, die gerade in diesem Zeitraum eine traumatische Dimension nationaler Demütigung erreichte, mit der ostpreußischen Frage zu verknüpfen.

Andreas Kossert

Grzegorz Jasiński, Mazurzy w drugiej połowie XIX wieku. Kształtowanie się świadomości narodowej. [Die Masuren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Entwicklung des Nationalbewußtseins.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 143.) Olsztyn 1994, 211 S. [Dt. Zus.fass.]

Der Allensteiner Historiker der Nachkriegsgeneration Grzegorz Jasiński legt einen neuen Beitrag zur Geschichte Masurens im 19. Jahrhundert vor. Damit liefert er erstmals eine monographische Studie über den wichtigen Zeitraum der Genese des deutschen und polnischen Nationalismus, in der die Masuren politisch als Konfliktthema instrumentalisiert wurden. Der bisherige deutsche und polnische Forschungsstand ist, wie J. richtig charakterisiert, zum Thema Masuren völlig unzureichend. Polnischerseits wurde bisher oftmals allein die ethnische Polonität der Masuren in den Forschungsmittelpunkt gerückt, um den polnischen Charakter der Region zu unterstreichen. In der deutschen Nachkriegsforschung blieb das Thema Masuren weitgehend ein weißer Fleck. Beide Seiten ließen es an Sensibilität für die ausgeprägten regionalen Besonderheiten Masurens und seiner Bevölkerung fehlen. Dadurch rückten die Masuren als Subjekt der Forschung in den Hintergrund. Allein die jeweilige nationale Position wissenschaftlich zu „begründen“, ließ das Thema Masuren gleichzeitig zu einer Legitimationsforschung par excellence werden.

J. durchbricht die bisherigen nationalen Hauptlinien in der Historiographie, indem er die Masuren selbst in das Zentrum seiner Untersuchung stellt. Sein Ziel ist es, anhand oftmals nur spärlich vorhandener Quellen, die Entwicklung des Nationalbewußtseins in Masuren seit dem Ende der napoleonischen Herrschaft bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs aufzuzeigen. Dabei greift er vorwiegend auf die gedruckten polnischen Periodika Masurens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Zusätzlich zieht er Aktenbestände des Evangelischen Zentralarchivs, des Geheimen Staatsarchivs sowie kleinere in Polen befindliche Bestände heran.

Die Schwierigkeiten beginnen bereits bei der Beschreibung und Charakterisierung der Masuren. Sie führten aufgrund ihrer sprachlich-kulturellen Verschiedenheit an der Peripherie Ostpreußens ein weitgehend autarkes Leben in ländlichen Lokalgemeinschaften. Trotz des polnischen Sprach- und Kulturmilieus verfügten sie über kein dezidiert polnisch-masurisches Regionalbewußtsein. Vielmehr definierte sich die masurische Gemeinschaft in erster Linie über den evangelischen Glauben. J. betont dabei die starke Verbundenheit der Masuren mit der Hohenzollern-Dynastie, die vor allem auf den Einfluß von Schule und Kirche zurückzuführen ist, in der der König als Garant für Fortschritt und Wandel und als Schutzpatron gepriesen wurde. Die spezifische masuri-

sche „Königstreue“ blieb auch über die Zeit der Reichsgründung hinaus erhalten.

Bereits in den vierziger Jahren unternahmen die Schulbehörden den Versuch, die polnische Sprache aus dem Unterricht und der Kirche zu verbannen. Das unsensible Vorgehen der Behörden stieß jedoch auf den Widerstand der Bevölkerung. Denn gerade aufgrund der zentralen Stellung der Religion in der masurischen Gesellschaft, auf die der Verfasser immer wieder zu Recht verweist, stellte die polnische Sprache ein wichtiges Bindeglied und eine Ausdrucksform tiefer Volksfrömmigkeit dar. Durch die Abschaffung und Reduzierung masurischer Gottesdienste sahen die Masuren insbesondere die religiöse und moralische Erziehung ihrer Kinder gefährdet, wenn diese keine religiöse Unterweisung in der Muttersprache erhielten.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts stieg das Interesse an gedruckten polnischsprachigen Gazetten und Erbauungsliteratur, so daß die Behörden, insbesondere die Kirche, genötigt war, diesem Wunsch zu entsprechen. Insbesondere evangelische Pfarrer versuchten daher, mit Hilfe polnischer religiöser Schriften die Masuren einerseits religiös zu unterweisen, andererseits sie auch in ihrem preußisch-loyalen Staatsbewußtsein zu festigen. Die Pfarrer und Lehrer als Repräsentanten des Staates waren bis 1870 auch Träger eines ansatzweisen masurischen Regionalbewußtseins („mazurskość“), welches sich durch ein verstärktes Interesse an der Geschichte und Tradition Masurens ausdrückte.

Mit der Reichsgründung 1870 vollzog sich endgültig ein Wandel von der traditionell toleranten preußischen Idee ethnischer Koexistenz zu einem neuen reichsdeutsch und völkisch orientierten Nationalismus. In der neuen Nationalstaatsideologie war kein Platz mehr für eine polnischsprachige Grenzlandbevölkerung. Daher setzte eine massive staatliche Germanisierungspolitik ein, die 1872 erstmals auf den Widerspruch von nationalpolnischer Seite stieß (Wojciech Kętrzyński, „O Mazurach“). In dem Assimilationsprozeß spielte wiederum die Kirche eine zentrale Rolle. Gerade auch im Kulturkampf verschwammen die Konturen zwischen antikatholischer und antipolnischer Tendenz. Mit allen Mitteln versuchten die Behörden die angebliche Katholisierung Masurens durch Zuwanderung aus dem Ermland und Polen zu verhindern, da sie dadurch eine Polonisierung befürchteten. Die verbal scharf geführte Debatte und Propaganda fiel in Masuren auf fruchtbaren Boden, so daß seit der Reichsgründung die dauerhaften Grundlagen für einen unversöhnlichen Antipolonismus in Masuren gelegt wurden. Die preußischen Einigungskriege und die Reichsgründung taten ein übriges, um die patriotische Euphorie bei den Masuren zu stärken. Eine nationalpolnische Bewegung, wie sie seit 1895/96 entstand, konnte aufgrund dieses ausgeprägten preußi-

schen Bewußtseins der Bevölkerungsmehrheit in Masuren nie ihren Vereinscharakter ablegen.

Wichtig ist, daß der Autor unterstreicht, daß die Grenze zum südlichen Nachbarn Polen immer eine offene Grenze war, über die in einer Art „kleinem Grenzverkehr“ reger Austausch betrieben wurde. Die beinahe mystisch fixierte Vorstellung deutscherseits, daß es keinen Kontakt und kulturellen Austausch beiderseits der Grenze gegeben hätte, wird hier ad absurdum geführt.

Wie sah nun das nationale Bewußtsein der Masuren aus? Die „polnischen Preußen“ entwickelten zeitweise ein regionales Bewußtsein, das aber nicht dauerhaft existieren konnte. Vielmehr fühlten die Masuren eine enge dynastisch-personalistische Loyalität zum preußischen Herrscherhaus, sie hatten über lange Zeit kein gesamtdeutsches, sondern auch nach 1871 allenfalls ein preußisches Nationalgefühl.

J.'s Arbeit zeigt auf beeindruckende und zugleich dramatische Weise die künstliche Implantierung eines „masurischen Problems“ seit 1870. Der vornationale multiethnische Konsens, der der preußischen Staatsräson entsprach, fand mit dem wilhelminischen Nationalismus ein Ende. Seit 1870 wurde die Sprachfrage zugleich ein Kriterium für die Loyalität. Daher konnten sich die Masuren aufgrund der von ihnen gesprochenen polnischen Sprache nicht mehr als „polnische Preußen“ bezeichnen, sondern die deutschen Behörden unternahmen alles, um eine neue „masurische“ Gesellschaft zu formieren. Durch diesen staatlich forcierten Assimilationsprozeß wurden bis 1914 die Weichen für den endgültigen Untergang masurischer Sprache und Kultur gestellt. Vor allem war diese protestlose Entwicklung ein Resultat der fehlenden Lobby für Masuren. Die kleine masurische Elite wurde rasch in den deutschen Kulturkreis integriert, wodurch masurische Interessen und Maßnahmen zum Traditionserhalt der Maxime nationaler und ethnischer Homogenität untergeordnet wurden.

Mit seiner Arbeit legt J. eine überzeugende Studie der masurischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts vor und gestattet durch die Herausstellung der Volksfrömmigkeit einen Einblick in die ländliche Lebenswelt einer weitgehend isolierten Grenzlandbevölkerung. Auch seine ausführliche Analyse der polnischsprachigen Presse und Periodika der Zeit gibt Einblicke in das Denken und Fühlen der Masuren.

Dieses Buch sei jedem Masureninteressierten empfohlen. Darüber hinaus kommt ihm eine wichtige Bedeutung für die gesamte ostpreußische Landesforschung zu. Daher ist dem Werk gerade in Deutschland eine größere Aufmerksamkeit zu wünschen.

Andreas Kossert

Henryk Mross, Słownik biograficzny kapłanów diecezji chełmińskiej wyświęconych w latach 1821–1920 [Biographisches Lexikon der in der Diözese Kulm in den Jahren 1821–1920 geweihten Priester]. Pelplin: „Bernardinum“ 1995, XXIV, 488 S., Kt.

Das vorliegende Nachschlagewerk, das ursprünglich vom Vf. nicht zum Druck vorgesehen war, umfaßt rund 1200 Kurzbiographien von polnischen und deutschen katholischen Geistlichen, die im Zeitraum von 1821 bis 1920 ihre Priesterweihe in der Diözese Kulm empfangen. Die Entscheidung des Vf.s, sowohl polnische wie deutsche Priester aufzunehmen, verdient hier positiv vermerkt zu werden, sind doch bisher einschlägige Publikationen im Zeitraum von 1821–1920 anzutreffen, die sich auf eine nationale Gruppe beschränkt haben. Der gewählte Zeitrahmen stellt aus kirchengeschichtlicher und politikgeschichtlicher Sicht eine in sich abgeschlossene Epoche dar. Mit den Biogrammen erhalten Historiker und interessierte Leser ein reichhaltiges, personengeschichtliches Material, das von mehr oder weniger zutreffenden Zäsuren frei ist.

Der biographische Teil wird durch zwei Anlagen ergänzt. Die erste enthält Daten zur Besetzung der Pfarrämter sowie zur territorialen und sozialen Herkunft der Geistlichen. Dabei sind die Namen der Geistlichen, die ihre Weihe vor 1821 empfangen haben, entsprechend gekennzeichnet. Anlage 2 bietet Angaben zum Datum und Ort der Priesterweihe, zum Abschluß des Gymnasiums und – gegebenenfalls – zur Mitgliedschaft in geheimen Zirkeln, ferner dem Ort des Universitätsstudiums sowie den erlangten wissenschaftlichen Graden.

Das Lexikon eignet sich als Nachschlagewerk für Kirchenhistoriker, Nationalismusforscher und Spezialisten für die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen in den ehemaligen ostpreußischen Provinzen sowie als Grundlage für weitere prosopographische Untersuchungen. Die umfangreiche biographische Sammlung des Pelpliner Domherrn Henryk Mross, der über längere Zeit ein Pfarramt innehatte und sich deswegen in der Einleitung mit aller Bescheidenheit als „Dorfpfarrer“ bezeichnet, wurde bereits in der Vergangenheit von vielen Wissenschaftlern geschätzt und häufig benutzt. Es ist daher begrüßenswert, daß sie jetzt in gedruckter Form der Forschung zur Verfügung steht.

Eligiusz Janus

Grażyna Kобрzeniecka-Sikorska, Ikony staroobrzędowców [Ikonen der Altgläubigen]. Olsztyn: Muzeum Warmii i Mazur 1993, 193 S. mit 73 (teils farbigen) Abb. [Engl., franz., dt., russ. Zus.fass.]

Um 1830 fanden die Philipponen, eine verfolgte Abspaltung der russisch-orthodoxen Kirche, Asyl und Aufnahme in Ostpreußen. Sie ließen sich im Gebiet der Johannishurger Heide nieder und gründeten elf Dör-

fer, darunter Eckertsdorf/Wojnowo, wo ein Frauenkloster entstand. Mit den ‚Altgläubigen‘ kam auch ein Stück östlicher Kunstgeschichte nach Masuren. Es handelt sich um Ikonen des 17. bis 19. Jahrhundert überwiegend Moskauer Provenienz. Seit 1970 kaufte das Muzeum Warmii i Mazur in Allenstein insgesamt 72 der Ikonen aus dem Kloster in Eckertsdorf an. Diese Ikonen werden im vorliegenden Katalog von der Autorin, die im Museum für die Betreuung der Bilder zuständig ist, vorgestellt und einzeln besprochen. Jede Ikone ist ganzseitig, teils farbig abgebildet und mit einem kurzen monographischen Artikel (leider nur in polnisch) versehen. In vier kleinen Einführungsartikeln werden Herkunft, Funktion und Herstellungstechnik der Ikonen erläutert. Der Katalog ist nicht chronologisch, sondern nach folgenden ikonographischen Typen geordnet: Christusdarstellungen, Gottesmutter mit Kind, Kirchenfeste; Erzengel Michael, Heiligen- und sonstige Darstellungen.

Erst der Ankauf der Objekte machte eine wissenschaftliche Bearbeitung möglich. Andererseits wurden die Ikonen dadurch aber ihrer eigentlichen religiösen Bestimmung entrissen und zu reinen Museumsstücken gemacht. Diese Entwicklung war jedoch durch die Nachkriegssituation unvermeidlich geworden, denn die meisten Altgläubigen sind inzwischen (wenn sie nicht durch die Rote Armee 1945 ermordet wurden) nach Deutschland ausgesiedelt. Es leben nur noch zwei alte Nonnen in Eckertsdorf, und der jetzige Pächter des Klosters hat das Anwesen als Touristenattraktion den meist deutschen Besuchern Masurens inzwischen zugänglich gemacht. Die Entfernung eines Großteils der Ikonen aus Eckertsdorf vom Originalstandort und deren Sicherung und Erforschung im Museum, die schließlich auch die Erstellung dieses Katalogs ermöglichte, kann man daher als sinnvoll betrachten.

Christofer Herrmann

Ute Caumanns, Michael G. Esch, Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in deutschen Ostprovinzen. Wirkungen der industriellen Entwicklung in ausgewählten Städten und Kreisen im Vergleich (1850–1914). (Historische Forschungen. Hrsg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen.) Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen 1996, 345 S.

Die Verfasser legen unter demselben Haupttitel wie 1991 und 1994 (vgl. ZGAE 48, 1996, S. 224–227) einen ergänzenden Band zu sozialhistorischen Fragen der deutschen Ostprovinzen vor, in dem die untere Verwaltungsebene, die Kreise, Gegenstand der Untersuchung sind. Sie vermuten, hierbei zu konkreteren Ergebnissen zu kommen, als es in der vorangehenden Veröffentlichung auf Regierungsebene möglich war. Vergleichsobjekte sind jetzt je sechs bzw. sieben ostpreußische, west-

preußische und schlesische Kreise, unter ihnen der Kreis Allenstein, und zwar wegen seiner ungewöhnlichen Entwicklung von einer kleinen Akkerbürgerstadt zur drittgrößten Stadt Ostpreußens innerhalb von 30 Jahren seit dem Eisenbahnbau. Den Verfassern geht es dabei um die sozialen Verhaltensformen und ihren Wandel und um die sozialen Existenzbedingungen im Zuge der industriellen Revolution. Indikatoren für ersteres sehen sie in dem Protestverhalten, also Unruhen und Streiks, und in der Struktur und Verteilung der Kriminalität sowie dem Heiratsverhalten, für letzteres bei Sterblichkeit und Todesursachen.

Das Ergebnis ist, zumindest für Ostpreußen, recht mager und nicht immer überzeugend, was zum einen auf die unbefriedigende Quellenlage zurückzuführen ist, zum andern aber auch auf das ausgewertete statistische Material, das z. T. keine Vergleiche erlaubt und nicht aussagekräftig genug ist. So wären z. B. die Schlußfolgerungen über die soziale Situation der ländlichen Bevölkerung im Kr. Allenstein anders ausgefallen, hätten die Verfasser das Standardwerk „Die Agrarverfassung des Ermlandes und ihre historische Entwicklung“ von Erwin Engelbrecht mit herangezogen.

Brigitte Poschmann

Wojciech Wrzesiński, Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycznej 1864–1945. [Ostpreußen in den polnischen politischen Ideen 1864–1945.] (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 141.) Olsztyn 1994, 468 S. [Dt. u. engl. Zus.fass.]

Der Breslauer Historiker Wojciech Wrzesiński, durch zahlreiche regionalgeschichtliche Publikationen zu Themen Masurens und Ermlands bekannt, legt nun ein Opus über den gesamtostpreußischen Raum im polnischen politischen Bewußtsein vor. Seine Studie setzt mit dem Beginn der Formierung moderner parteipolitischer Strömungen nach dem fehlgeschlagenen Januaraufstand ein. Jedoch muß der Verfasser eingestehen, daß sich das Hauptaugenmerk des polnischen Interesses auf die Regionen Masuren und Ermland beschränkte, da diese Regionen ethnisch-sprachlich, das Ermland vor allem auch geistig enge Verbindungen mit dem polnischen Staat aufwiesen, und ein Interesse an Gesamtostpreußen allein in einem Kausalzusammenhang mit den genannten Regionen stand. Dabei geht der Ansatz der Untersuchung von W.'s früheren Studien über die polnische Haltung zu Ermland und Masuren aus¹. Er versucht, die Schwierigkeiten zu analysieren, die es der polnischen Öffentlichkeit bereitete, Ostpreußen im politischen Bewußtsein dauerhaft zu platzieren. Er unterstreicht seine Absicht, nicht im her-

1 Vgl. W. WRZESIŃSKI, *Warmia i Mazur w polskiej myśli politycznej 1864–1945*, Warszawa 1964.

kömmlichen Sinne die Geschichte partikularer Aspekte darzustellen, sondern vielmehr die Haltung der gesamten polnischen Öffentlichkeit durch Analysen der Meinungen der Schriftsteller, Publizisten und Politiker soweit wie möglich zu rekonstruieren.

Der polnische Publizist und Historiker Wojciech Kętrzyński, selbst gebürtiger Masure, machte durch seine Aufsätze Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts erstmals auf die polnischsprachigen Gebiete Ostpreußens aufmerksam und mahnte, die „polnischen Brüder“ im südlichen Ostpreußen nicht zu vergessen. Damit kam ihm eine Initialfunktion für die gesamte spätere polnische Ostpreußenpolitik zu. Nach der Reichsgründung setzten Germanisierungsmaßnahmen ein, die, wie W. herausstellt, den Verlust regionaler Individualität kennzeichneten und Masuren und Ermland durch einen dem damaligen nationalstaatlichen Denken entsprechenden Drang zur Homogenisierung des staatlichen Organismus zunehmend in den deutschen Kulturkreis integrierten. Erstmals nahm auch die polnische Publizistik Notiz von Ostpreußen.

Häufig geht der Verfasser auf die regionale Situation im Ermland ein und kennzeichnet dabei die polnischen Versuche, dort dauerhaft Einfluß zu erlangen. Doch konnte sich in Ermland keine polnische Massenbewegung bilden, da trotz der gemeinsamen katholischen Konfession die frühe Anbindung an die deutsche Zentrumspartei eine nationalpolnische Bewegung im Kulturkampf ausschloß. Problematisch erscheint in diesem Zusammenhang W.'s Feststellung, daß er im Zuge der Germanisierungspolitik insbesondere die Masuren und polnischsprachigen Ermländer für „national gleichgültige“ Gruppen hält. Diese Einschätzung kann jedoch höchstens für allzu optimistische polnische Vereinnahmungsideen gelten, die diese Ethnien gern auch im politischen Bewußtsein enger an Polen gebunden hätten. Doch verfügten die Masuren neben dem regionalen Bewußtsein von lokaler Tradition in Form von Sprache und Kultur vor allem über ein starkes dynastisches Verbundenheitsgefühl zur preußischen Monarchie. Fragwürdig ist auch die Feststellung, die Germanisierungspolitik und der damit verbundene Assimilierungsprozeß hätte durch ein verstärktes polnisches Eingreifen und Protestieren aufgehalten werden können. Gerade die preußische „Ostmarkenpolitik“ zeigte in der Provinz Posen deutlich, daß Preußen zu keinerlei Kompromissen bereit war, schon gar nicht in einem Gebiet wie Masuren, das im preußischen Staatsempfinden historisch-politisch überhaupt keine historische Verbindung zu Polen aufwies. Sicher bildete der protestantische Glaube der Masuren ebenfalls ein Hindernis, diese polnischsprachige Gruppe emotional enger in das polnische Bewußtsein zu verankern. Hier scheint eher der Wunsch Vater des Gedankens gewesen zu sein. Insgesamt lagen die ostpreußische Problematik und vor allem die ethnisch polni-

schen Gebiete Ermlands und Masurens abseits des polnischen Interesses. Vielmehr konzentrierte sich die polnische Nationalbewegung auf die preußischen Teilungsgebiete in Posen und Pommerellen. Zu Recht konstatiert der Verfasser auch ein Desinteresse der polnischen Öffentlichkeit, Ostpreußen als eigenes Problem anzusehen und politisch anzugehen. In der ostpreußischen Frage scheint es eine Kontinuität seit Kętrzyńskis ersten Aufrufen an die polnische Öffentlichkeit bis in die Zweite Republik gegeben zu haben.

Interessant und wichtig sind die Aussagen für die Zwischenkriegszeit. Zwar stand für die neue Republik und ihre führenden politischen Kräfte fest, daß sich die politische Landkarte Ostpreußens zugunsten Polens verändern mußte, doch fehlte jegliche Konzeption, wie das Problem anzugehen sei. Bei den Problemen, denen sich der neue Staat ausgesetzt sah, kam Ostpreußen bei weitem keine führende Position zu. Daher mußte die polnische Seite vor der Volksabstimmung 1920 aufgrund eigener Halbherzigkeit und fehlendem Sinn für die ostpreußischen Realitäten die Volksabstimmung in Masuren und Ermland verloren geben. Danach wirkte Ostpreußen beinahe traumatisch auf die polnische Öffentlichkeit, so daß die zwanziger Jahre durch Desillusionierung gekennzeichnet waren. Trotz der geopolitischen Sonderlage Ostpreußens mit allen Faktoren der Instabilität gelang es der polnischen Politik nicht, die Provinz enger an Polen zu binden. Vielmehr wurde Ostpreußen durch eine verstärkte Aufmerksamkeit deutscher nationalistischer Kreise zu einem Pfeil in der offenen Wunde deutscher „Irredenta-Politik“. Die halbherzige polnische Politik spiegelte den defizitären Kenntnisstand Ostpreußens in der polnischen Öffentlichkeit wider. Daher wirkten sich die unzureichenden Kenntnisse der ostpreußischen Situation, vor allem auch der Mentalitäten, für die polnischen Expansionsbestrebungen durchweg negativ aus. Der fortgeschrittene Assimilationsprozeß sowie die emotionale Verbundenheit der Masuren und Ermländer mit Preußen und Deutschland führten die polnischen Forderungen nach Integration dieser Regionen in den polnischen Staatsverband ad absurdum.

Die polnische Ostpreußenpolitik basierte, wie W. überzeugend darzustellen versteht, auf einer Kontinuität von Fehleinschätzungen, Unkenntnis und inadäquatem Idealismus, gerade dort, wo Pragmatismus und eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem ostpreußischen Problem nötig gewesen wären. Dieser realitätsferne Umgang mit Ostpreußen durch eine Mischung von Euphorie und Ideologie führte auch nach 1945 zu den katastrophalen Ansätzen bei der polnischen Autochthonenpolitik, die im Endeffekt aufgrund ihrer dogmatischen Engstirnigkeit den Untergang der letzten Gruppen einheimischer Bevölkerung zur Folge hatte. Die vielen interessanten Aspekte dieses Buches geben reichlich

Anlaß zur Diskussion. Die Darstellung von hundert Jahren polnischen Denkens zum Thema Ostpreußen zeigt die Vielfalt der Meinungen, unterschiedliche Perspektiven und Frageansätze. Unverständlich bleibt, weshalb eine solche wichtige historiographische und publizistische Analyse im Annex auf ein ausführliches Literaturverzeichnis verzichten kann. Dieses wichtige Buch unterstreicht, trotz einiger Unklarheiten, deutlich das fehlende ehrliche Interesse Polens an Ostpreußen. Gerade die Kontinuität dieses Desinteresses konstatiert der Leser erstaunt, auch im Hinblick auf die polnische offizielle Argumentation nach 1945, die ideologisch immer wieder die ureigenen polnischen Ansprüche auf diese Provinz zu unterstreichen bemüht war.

Andreas Kossert

Roland Engelhardt, „Wir schlugen unter Kämpfen und Opfern dem Neuen Bresche“. Philipp Funk (1884–1937). Leben und Werk (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 695). Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1996. 553 S.

Bei dieser an der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen vorgelegten und von Wolfram Siemann betreuten Dissertation handelt es sich um eine Biographie des Historikers und Theologen Philipp Funk. Der Verfasser geht in seiner Darstellung streng chronologisch vor. Philipp Funk wurde am 26. Juni 1884 in Wasseralfingen (Württemberg) geboren, als erstes von vier Kindern des Eisengießers Georg Funk und seiner Ehefrau Philippine, geborene Hauser. Aufgrund seiner Herkunft wurde Philipp Funk stark durch ein katholisches Umfeld geprägt. Bereits bei seiner Erstkommunion mit zwölf Jahren konnte er theologische Begriffe wie z.B. Transsubstantiation oder hypostatische Union erläutern. Schon als Jugendlicher beschäftigte er sich mit der katholischen Mystik und faßte den Entschluß, Priester zu werden. Als Schüler waren seine Leistungen weitaus über dem Durchschnitt, jedoch beeinträchtigte zeitlebens eine Neurasthenie seine Schaffenskraft.

Während seines Theologiestudiums in Tübingen verfaßte Funk erste Publikationen, wobei sein besonderes Interesse aktuellen Zeitfragen sowie dem Verhältnis von Kirche und Staat galt. Er erwies sich als überzeugter Verfechter der historisch-kritischen Methode, was ihn im Bezug auf seine Berufswahl in große Schwierigkeiten bringen sollte. Funk war Anhänger des Tübinger Reformtheologen Wilhelm Koch, der auch zum weiteren Freundeskreis Romano Guardinis gehörte. Als der Regens des Tübinger Priesterseminars Benedikt Rieg, ein überzeugter Anhänger der Scholastik, in eigenen Vorlesungen Kochs Dogmatik angriff, verteidigte Funk seinen akademischen Lehrer. Gegen Funk wurde nunmehr der Vorwurf erhoben, er sei ein Modernist, was schließlich zum Aus-

schluß von den niederen Weihen führte. Vorübergehend verließ er das Rottenburger Priesterseminar, um in Tübingen 1908 im Fach Geschichte bei Walter Goetz über Jakob von Vitry mit *summa cum laude* zu promovieren. Nach seinem Wiedereintritt in das Priesterseminar verschärfen sich jedoch die Auseinandersetzungen mit dem Regens, denn Funk sah in der Enzyklika *Pascendi* Papst Pius' X. von 1907, in der unter anderem die historisch-kritische Methode, der Agnostizismus und die Veränderbarkeit des Dogmas abgelehnt wurden, eine Überschreitung der lehramtlichen Kompetenz des Papstes. Er konnte somit nicht mehr mit der Zulassung zum Priesteramt rechnen und verließ endgültig das Seminar, ohne jedoch mit der Kirche jemals ganz zu brechen.

Der berufliche Werdegang kam in den Jahren bis 1925 einer Odyssee gleich, doch sicherte er zumindest durch wissenschaftliche Hilfstätigkeiten sein Existenzminimum ab. Zeitweise war er auch als hauptamtlicher Journalist tätig. Als Redakteur der Zeitschrift *Das neue Jahrhundert* sprach er sich entschieden gegen eine Politisierung des deutschen Katholizismus aus und warnte vor den wissenschafts- und geschichtsfeindlichen Tendenzen der Jugendbewegung. Infolge des Ersten Weltkriegs hatte sich Funks Einstellung zur Kirche maßgeblich gewandelt. Er grenzte sich nunmehr vom Modernismus ab, verurteilte allen Liberalismus bzw. Individualismus und betonte das Objektive und Positive am Glauben. Da er 1920 eine Stelle als Lektor beim Köselverlag annahm, mußte er seine publizistische Tätigkeit nunmehr einschränken. Ein zentrales Thema dieser Jahre war für Funk die Stellung des Laien in der katholischen Kirche. Für den Laien müsse ebenso wie für den Priester die Religion die beherrschende Kraft seines Seelenlebens sein. Bis auf die Spendung der Sakramente und die Ausübung des Predigtamtes sollten dem Laien in der Kirche alle Ämter und Aufgabenfelder zugänglich sein. Da ihn seine Berufstätigkeit jedoch nicht ausfüllte, strebte Funk nunmehr die akademische Laufbahn an und habilitierte sich 1925 im Fach Geschichte mit einer Abhandlung „Von der Aufklärung zur Romantik“ an der Universität München. Der Einspruch des Münchener Erzbischofs Michael von Faulhaber verhinderte Funks Berufung an die Philosophisch-Theologische Hochschule Freising.

Einer Berufung an die Staatliche Akademie in Braunsberg auf die Professur für Geschichte und neuere Landeskunde im folgenden Jahr stand jedoch nichts im Wege. Es spricht für den Großmut des ermländischen Bischofs Augustinus Bludau, daß er keinerlei Bedenken vorbrachte. Der Historische Verein für Ermland hatte sich somit bei der preußischen Regierung vergeblich dafür eingesetzt, einen in der Landeskunde ausgewiesenen Historiker, man dachte insbesondere an Adolf Poschmann, zu berufen. Für Funk, der ursprünglich Professor für Kirchengeschichte

werden wollte, bedeutete die Übernahme dieses Lehrstuhls die berufliche Erfüllung. Funks Vorgänger in Braunsberg, Viktor Röhrich, ein gebürtiger Ermländer, hatte ausschließlich Publikationen zur ermländischen Geschichte vorgelegt. Mit großem Elan arbeitete sich nun der neue Lehrstuhlinhaber in die Geschichte des deutschen Ostens und insbesondere in die des Fürstbistums Ermland ein. Um die entsprechenden Quellenstudien betreiben zu können, lernte er sogar Polnisch. Funk legte eine von der Fachwelt allgemein beachtete Darstellung über den ermländischen Bischof Joseph von Hohenzollern-Hechingen vor, der wie er selbst schwäbischer Herkunft war und infolge der Säkularisation weit über sein Bistum hinaus kirchenhistorische Bedeutung erlangte, insbesondere als Exekutor der Bulle *De salute animarum*. Weitere landeskundliche Publikationen Funks sind ein Aufsatz zur Geschichte der Frömmigkeit und Mystik im Ordensland Preußen und eine Miscelle zur Geschichte der Staatlichen Akademie Braunsberg. In seinen Braunsberger Jahren befaßte sich Funk insbesondere auch mit wissenschaftstheoretischen Fragen, dabei lehnte er die Auffassung des Historismus, Geschichtswissenschaft sei eine voraussetzungslose Wissenschaft, kategorisch ab. Jeder Geschichtsbetrachtung lägen notwendig apriorische Anschauungen und Wertungsansätze zu Grunde.

1929 wurde Funk als Nachfolger Heinrich Finkes, eines der renommiertesten katholischen Historiker seiner Zeit, auf einen Konkordatslehrstuhl nach Freiburg berufen. Seine Lehrveranstaltungen verlagerten sich nun in die mittelalterliche Geschichte. Funk war seit 1929 Herausgeber des *Historischen Jahrbuchs der Görresgesellschaft* und wurde 1931 in die Badische Historische Kommission gewählt. Da er nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten stets einen dezidiert katholischen Standpunkt vertrat, erfuhr er in deutschen Historikerkreisen eine Zurücksetzung, weshalb er auch nicht die Nachfolge seines Lehrers Heinrich Günter in München antreten konnte. Seine groß angelegten Forschungsprojekte zur Frömmigkeitsgeschichte und zum mittelalterlichen Staatsdenken konnte Funk nicht mehr zu Ende führen, da er bereits am 14. Januar 1937 im Alter von 52 Jahren verstarb.

Engelhardts Studie ist materialreich und akribisch gearbeitet, weist jedoch auch einige Mängel auf. Gerne hätte der Leser über Funks Kontakte zu seinen engeren Freunden und deren Einfluß auf seine Entscheidungen an den wichtigen Stationen seines Lebensweges mehr erfahren, zumal Funk nie verheiratet war. Über sein Verhältnis zu Martin Heidegger oder das zu Romano Guardini, die Funk beide persönlich gekannt hat, erfahren wir nichts bzw. zu wenig. Hingegen sind die Schilderungen von Berufungsverfahren, in die Funk involviert war, teilweise redundant. Engelhardt steht bisweilen etwas unkritisch zu einigen theologischen

Äußerungen Funks, so z. B. zu dessen These von 1910: „Wer zum Priester geboren ward, wird Priester, ob ihm ein Bischof die Hände auflegt oder nicht.“ In den Auseinandersetzungen mit der kirchlichen Hierarchie stilisiert der Autor, trotz aller berechtigter Kritik an der Vorgehensweise gegen den sogenannten Modernismus, Funk zum Helden oder „Märtyrer“ hoch.
Hermann-Josef Scheidgen

Jan Walkusz, Duchowieństwo katolickie diecezji chełmińskiej 1918–1939 [Die katholische Geistlichkeit der Diözese Kulm 1918–1939]. Pelplin: Wydawnictwo Diecezjalne 1992. 469 S., Abb., Ktn., Tab. [Engl. und dt. Zussfass.]

Die vorliegende Monographie zur Geschichte des katholischen Klerus in der Diözese Kulm reiht sich in eine Anzahl polnischer sozialgeschichtlicher Studien ein, die die Entwicklung neuer Führungsschichten innerhalb der polnischen Gesellschaft untersuchen (hier ist besonders auf die maßgebende Studienreihe „Polnische Intelligenz des 19. und 20. Jahrhunderts“, 6. Bde., hrsg. von Ryszarda Czepulis-Rastenis, hinzuweisen).

Die Arbeit ist in sechs Kapitel gegliedert. Im Kapitel 1 wird die Struktur des Diözesanklerus vor dem Hintergrund der nach 1918 eingetretenen territorialen und politischen Änderungen analysiert. Dabei werden auch methodisch schwer lösbare Probleme der nationalen Zugehörigkeit der Geistlichen behandelt. Die Wiederherstellung Polens und die polnische Minderheitenpolitik stellte deutsche Kleriker unter den Zwang, ihre Staatsloyalität gegenüber dem neuen polnischen Staat durch Verzicht auf politische und kulturelle Betätigung zu beweisen. Dabei verschweigt der Verf. nicht, daß die Kritik deutscher Geistlicher an den Handlungen der polnischen Lokalverwaltung häufig gerechtfertigt war. Auch die Versuche, deutsche Geistliche zur Amtsniederlegung zu zwingen (ähnliches war übrigens auch in der Diözese Posen seit 1923 verstärkt zu beobachten), werden von dem Verf. thematisiert.

Der Aus- und Weiterbildung der Geistlichen ist das Kapitel 2 gewidmet. Der nicht zu verkennende Patriotismus und die Heimatliebe des Verf.s bei der Schilderung der schulischen Sozialisation der künftigen polnischen Geistlichen tut dabei der Objektivität der Darstellung keinen Abbruch. Leider erfahren wir wenig über die Entwicklung des deutsch-katholischen Milieus. Interessanterweise zeigt die reformierte Prüfungsordnung für Pfarramtskandidaten, welchen Stellenwert deutsche Theologie und damit auch die deutsche Sprache trotz politischer Anfeindungen für die polnischen Geistlichen hatten: eine ansehnliche Anzahl einschlägiger Bücher, die die Grundlage für die Prüfung bildeten, war deutschsprachig. Auffallend ist auch die Tatsache, daß nach 1920 Kulmer Geistliche – mit einer Ausnahme – deutsche Universitäten ganz gemieden haben.

Priesterorganisationen und Disziplin innerhalb des Klerus werden im Kapitel 3 dargestellt. Vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten in Polen schildert der Verf. die Entstehung von Krankenkassen und der Sozialfürsorge für katholische Priester. Auch hier gab es Versuche, Geistliche deutscher Nationalität vor dem Beitritt in die Priesterorganisationen auszuschließen. Wie zur preußischen Zeit wurde die „nationale Zuverlässigkeit“ ein wichtiges Kriterium für die Übernahme eines Pfarramtes staatlichen Patronats.

Diese Fragen werden auch im folgenden Kapitel im Kontext der Personalpolitik der Ordinarien eingehend betrachtet. Ferner werden das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, Erweiterung der Seelsorge (u. a. bei der polnischen Marine) sowie Ausstattung der kirchlichen Ämter behandelt. Dabei weist der Verf. auf das komplizierte Lohnsystem der polnischen Regierung und die schwierige Wirtschaftslage Polens hin.

Kirchliche und religiöse Funktionen des Klerus, die bei wissenschaftlichen Untersuchungen oft zu kurz kommen, werden im Kapitel 5 dargestellt. Anhand der Quellen werden die Wirkungsbereiche der katholischen Geistlichkeit in einem sozial differenzierten (Land – Stadt) Panorama aufgezeigt. Im einzelnen werden die Ausübung des Kultus, die Vermittlung der katholischen Lehre sowie lokale Vereine (Bruderschaften) und überregionale Organisationen (Katholische Aktion) abgehandelt.

Im letzten Teil beschäftigt sich der Verf. mit außerseelsorgerischen Aktivitäten des Kulmer Klerus. Hier wird vor allem eine enge Verquickung von Katholizismus und polnischer Integrationspolitik in einer national gemischten Region sichtbar. Im Vordergrund stehen die politischen Auseinandersetzungen um Pommerellen, die Beteiligung an der Kommunalverwaltung und die Übernahme von Ämtern in der Staatsverwaltung durch Geistliche, die parlamentarische Arbeit, die Pflege der polnischen Sprache v. a. im Schulwesen und vieles mehr. Dabei werden auch die Konflikte zwischen dem polnischen Bischof und dem Diözesanklerus vor dem Hintergrund der politischen Verhältnisse in Polen nach 1926 berücksichtigt. Ein interessanter Befund ist, daß die Aktivitäten der katholischen Geistlichen vor 1918 auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens, der Landwirtschaft und der Wohlfahrt in der Zeit zwischen den Weltkriegen wenig an Intensität verloren haben. Abschließend wird auf die Tätigkeit der Kleriker in verschiedenen wissenschaftlichen Sparten hingewiesen. Übersichtliche Tabellen, ein Personenregister und ein Ortsregister erleichtern die Lektüre dieser faktenreichen Arbeit.

Der Band bietet eine solide Darstellung einer Berufsgruppe und ihres Wirkens innerhalb der polnischen Gesellschaft in den Jahren 1918–1939. Auffällig ist der hohe Grad der Politisierung des Klerus und die Fortsetzung, wenn nicht Erweiterung der nichtkirchlichen Aktivitäten aus der

preußischen Zeit. Bedenkt man jedoch die enorme gesellschaftliche und wirtschaftliche Zerrüttung des dreigeteilten Landes, den Mangel an Fachkräften infolge der gezielten Hochschulpolitik der Teilungsmächte und infolge der Emigration, wird der Einsatz des Klerus verständlich. Ebenso auffällig sind die Übernahme von restriktiven Praktiken der preußischen Behörden aus der Teilungszeit durch die polnische Verwaltung wie auch die Versuche der Benachteiligung bzw. des Ausschlusses von Geistlichen, die der Staatsnation nicht angehörten. Allerdings läßt sich das keineswegs mit der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs vergleichen, in dem eine große Anzahl von katholischen Geistlichen der Diözese Kulm systematisch verfolgt und ermordet wurden. Ihnen, den Opfern des Nationalsozialismus, widmet der Verf. seine Studie. Eligiusz Janus

Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. Unter Mitwirkung der Diözesanarchive bearb. von Ulrich von Hehl, Christoph Kösters, Petra Stenz-Maur und Elisabeth Zimmermann. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe A: Quellen, Bd. 37.) 2 Bde. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1998. Bd. 1, S. 1–996. Bd. 2, S. 997–1984.

Mit der auf zwei voluminöse Bände erweiterten und völlig neu bearbeiteten dritten Auflage von 1996, die 1998 mit einigen weiteren Berichtigungen, Nachträgen und Neuaufnahmen (Band II, S. 1969–1984) als vierte Auflage herausgekommen ist, bildet die vorliegende biographische und statistische Erhebung über Verfolgung und Widerstand der „politischen Priester“ nunmehr eine breite Quellenbasis für eine „Sozialgeschichte politischen Verhaltens“ im Dritten Reich. Gegenüber den beiden ersten einbändigen Auflagen von 1984 und 1985 (vgl. ZGAE 43, 1985, S. 191–193) ist nicht nur die Zahl der erfaßten Fälle auf Grund neuer Quellen und Literatur von 8025 auf über 12000 angestiegen, sondern es wurde auch das Glossar der häufig auftretenden Sachbegriffe erweitert (S. 54–63) und die Einleitung neu verfaßt (S. 65–115). Sie erläutert insbesondere die detaillierte Prozedur der biographischen Erhebungen vom Fragebogen zum Datensatz und zieht aus ihnen differenzierte Schlußfolgerungen. Besondere Beachtung verdienen im Hinblick auf weitere wünschenswerte Regionalforschungen die Ausführungen über das damalige Verständnis von Seelsorge, über die Begriffe „Verfolgung“, „Resistenz“ und „Widerstand“, über regionale Besonderheiten sowie die Hinweise zu konkreten Forschungsdesideraten in den Anmerkungen.

Die Quellenlage ist immer noch durch ein West-Ost-Gefälle gekennzeichnet. Für eine mögliche weitere Auflage wäre daher für die historisch-ostdeutschen Bistümer – trotz des damit verbundenen Aufwandes – eine Auswertung der dortigen Diözesanarchive wünschenswert.

Der statistische Teil des Werkes bietet zunächst eine Liste der tabellarischen Gliederungspunkte (Zwangmaßnahmen des NS-Regimes; Vergehen, die nach Auffassung des Regimes eine Maßregelung erforderlich machten; Instanzen, die die Bestrafung vornahmen) und danach insgesamt 183 Tabellen, die das vorhandene Material quantifizierend auswerten (S. 117–254).

Es folgt dann der biographische Teil mit den nach einem einheitlichen Schema erfaßten Daten über die verfolgten Priester der einzelnen (29) Jurisdiktionsbezirke (S. 257–1805). Die Diözese Ermland ist jetzt mit 258 Namen vertreten (1985: 220), die (als Sonderfall mit berücksichtigte Diözese Danzig) mit 57 (1985: 36). Die Diözese Kulm ist, da nicht zum Deutschen Reich in den Grenzen von 1937 gehörend, nicht berücksichtigt, jedoch sind die dort wirkenden Priester aus anderen reichsdeutschen Diözesen erfaßt. Zu Bruno Hannemann (S. 501), der aus Westpreußen stammte, sind ergänzende Daten aus Ploetz, S. 29, heranzuziehen, zu Johannes Kanters (S. 478), der 1942 in die Diözese Ermland inkardiniert wurde, finden sich weitere Angaben bei Ploetz, S. 35 und 121.

Für die historisch-ostdeutschen Diözesen bietet das vorliegende Quellenwerk einen mächtigen Anstoß und zugleich eine willkommene Orientierung für lokalgeschichtliche Untersuchungen über Anpassung und Verfolgung im Alltag katholischer Priester in den Jahren 1933–1945. Diese wiederum könnten in einer weiteren Perspektive vergleichende Forschungen über die Priester anregen, die sich in diesen Diözesen nach 1945 unter der kommunistischen Diktatur bewähren mußten. Für die Stadt Elbing und ihren Umkreis liegt inzwischen eine solche Darstellung von Mięczysław Józefczyk vor (vgl. unten S. 330–332). Hans-Jürgen Karp

Stefan Samerski, Priester im annektierten Polen. Die Seelsorge deutscher Geistlicher in den an das Deutsche Reich angeschlossenen polnischen Gebieten 1939–1945. (Historische Forschungen. Hrsg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen.) Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen 1997. 192 S., 2 Ktn. [Poln. Zus.fass.]

Das angesichts der damaligen politischen Situation brisante Thema des seelsorgerlichen Wirkens deutscher Priester in den dem Deutschen Reich eingegliederten Gebieten Polens ist in der polnischen wie deutschen Forschung schon mehrfach mehr oder weniger ausführlich und zumeist kontrovers behandelt worden. Verf. verweist in seinem Vorwort auf die unzureichende einschlägige Quellengrundlage, die er aber durch Recherchen vor allem im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn und im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam, erweitern konnte. Zu Recht betrachtet er die Berichte der in der Seelsorge in den eingegliederten Gebieten tätigen deutschen Priester als wichtige komplemen-

täre Quellen. Sie sind freilich der bisherigen Forschung auch schon teilweise bekannt gewesen und ausgewertet worden. Gleichwohl ist es zu begrüßen, daß sie, wenn auch „teilweise unter Verwendung von Tagebuchaufzeichnungen überarbeitet und auf das seelsorglich Wesentliche verkürzt“ (S. 53), hier veröffentlicht werden.

Die elf kommentarlos abgedruckten „Seelsorgeberichte“ unterschiedlicher Länge und Aussagekraft (S. 55–164) bilden denn auch den Hauptteil des Buches. Der erste stammt allerdings von dem Polen Jan Skwiercz, wurde aber ebenfalls aufgenommen, weil er beispielhaft die erschütternde Situation der polnischen Priester in Westpreußen dokumentiert. Es folgen die Aufzeichnungen eines Schneidemühler Priesters und die großenteils schon bekannten Erinnerungen zweier Ermländer (Bulitta und Kaminski) sowie die Berichte von vier Seelsorgern aus dem Erzbistum Köln. Nach den Mitteilungen eines Priesters aus dem Wartheland und dem Bericht des ermländischen Wehrmachtspfarrers Kewitsch, der ebenfalls schon veröffentlicht war, beschließen die Aufzeichnungen des Schlesiers Franz Scholz die Reihe.

Den Berichten ist eine Einleitung (S. 15–53) vorangestellt, die die Bedingungen für die Seelsorge im Reichsgau Danzig-Westpreußen, in den Regierungsbezirken Zichenau und Kattowitz und im Warthegau sowie die Entsendung von deutschen Geistlichen in diese Gebiete beschreibt. Ein kurzer Abschnitt behandelt vier Aspekte des pastoralen Dienstes der Priester, ihre Motivation, das staatlichen Prüfungsverfahren, ihre Sprachkenntnisse und die besonderen Gefahren, denen sie ausgesetzt waren. Zwei Seiten widmet der Verfasser der Seelsorge an den polnischen Zivilarbeitern im Reich, also einer Frage, die – ebenso wie der entsprechende Bericht von Franz Scholz – mit dem Thema des Buches eigentlich nichts zu tun hat.

Das Literaturverzeichnis enthält auch die wichtigsten einschlägigen polnischen Veröffentlichungen, obwohl S. in der Darstellung auf irgendwelche Kontroversen der Forschung nicht zu sprechen kommt. Auf die problematische Rolle der Danziger Priester Karl Knop und Paul Preuß geht er mit keinem Wort ein.

Im ganzen wird man die Veröffentlichung als einen Beitrag zur Alltagsgeschichte einer spezifischen Gruppe deutscher Priester in einer Zeit, die zu den dunkelsten Perioden der deutsch-polnischen Beziehungen gehört, durchaus begrüßen können. Versöhnliche Geleitworte des Kölner Erzbischofs Kardinal Meisner und des Altbischofs von Köslin-Kolberg Ignacy Jeż sind dem Band vorangestellt. Hans-Jürgen Karp

Mieczysław Józefczyk, Elbląg i okolice 1937–1956. Chrześcijaństwo w tygłu dwu totalitaryzmów [Elbing und Umgebung 1937–1956. Christentum im Schmelztiegel zweier Totalitarismen]. Elbląg 1998. 431 S., 2 Ktn., 104 Fotos und Zeichnungen.

Wenn auch die Vergleichbarkeit der totalitären Systeme des Nationalsozialismus und des Kommunismus nach wie vor umstritten ist, sind sie doch seit dem Beginn der neunziger Jahre in verschiedenen historischen Untersuchungen zueinander in Beziehung gesetzt worden. Dies gilt ansatzweise auch für die Rolle der Kirchen in beiden Diktaturen. Aus polnischer Perspektive geschieht dies erstmals in der in mehrfacher Hinsicht herausragenden lokalgeschichtlichen Arbeit des Elbinger Generalvikars über den Kirchenkampf in Stadt und Umgebung von Elbing in den Jahren 1937–1956. Die beide Epochen übergreifende Darstellung begründet der Autor im Vorwort mit der Feststellung, daß er im Prinzip zwar die Absicht gehabt habe, über die Nachkriegsgeschichte zu schreiben, daß er dabei aber nicht die vormaligen Bewohner Ostpreußens habe übergehen können und wollen, die infolge der brutalen Kriegereignisse ihre Heimat und ihre reiche geistige und materielle Kultur hätten aufgeben müssen. Im Mittelpunkt des Interesses des studierten Soziologen steht das Alltagsleben, die Bewährung der Christen unter den Bedingungen der beiden Diktaturen. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß der Autor auch die evangelischen Kirchen in seine Darstellung einbezieht. Ausdrücklich bedauert er, daß ihm für die Zeugen Jehovas keine Quellen zur Verfügung standen. Auch auf die Verfolgung der Juden geht er kurz ein.

Der Inhalt des reichhaltigen Bandes gliedert sich in sechs Abschnitte. Im ersten wird das Leben der Christen unter den Bedingungen des NS-Regimes in den beiden katholischen und in den elf evangelischen Pfarreien sowie in den Gemeinden der sieben übrigen Konfessionsgemeinschaften geschildert. Dabei würdigt der Autor besonders die Bemühungen der kirchlichen Behörden um die Seelsorge für die polnischen Zwangsarbeiter. Im zweiten Abschnitt setzt er die Tragödie der deutschen Bevölkerung während des Krieges und der Nachkriegszeit und die dramatische Situation der in das Land strömenden Polen miteinander in Beziehung. „Oftmals selbst vertrieben, trugen sie zur Vertreibung der Deutschen und zum Bruch der kulturellen Kontinuität des Landes bei, das sie in Besitz nahmen“ (S. 8).

Die Rolle Kardinal Hlonds bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse beschreibt J. unter Hinweis auf die deutsch-polnischen Kontroversen in dieser Frage und die Notwendigkeit weiterer Forschungen nüchtern und um Sachlichkeit bemüht. Der polnische Primas „berief sich auf Vollmachten des Heiligen Stuhls, als er die kirchlichen deut-

schen Jurisdiktionsträger aufforderte, auf ihre Jurisdiktion in denjenigen Gebieten, die nun Polen angegliedert worden waren, Verzicht zu leisten“ (S. 405). Über diese Vollmachten bemerkt er, daß sie „nicht allzu klar“ (S. 96) waren. Die Situation war schwierig und kompliziert, „denn er [Hlond] hatte nicht das Recht, die deutschen Bischöfe zur Resignation auf ihre kanonischen Befugnisse zu zwingen, er konnte sie nur davon überzeugen, daß die Entwicklung der politischen Situation in dem von den Kommunisten kontrollierten Staat ihnen die Ausübung der kirchlichen Funktionen ohnehin unmöglich machen würde“ (S. 95). Die hier angedeutete Übereinstimmung der Intentionen von Kirche und Staat bedarf noch der Klärung. Schmerzlich ist für die deutsche Seite – was der Autor nicht erwähnt –, daß Hlond selbst es war, der den ermländischen Bischof Maximilian Kaller nach dessen eigenem Bekunden aufforderte, Polen innerhalb von drei Tagen zu verlassen (vgl. in diesem Band oben S. 190 und 191 f.).

J. würdigt Kallers Stellung zum NS-Staat und zur nationalsozialistischen Weltanschauung in differenzierter Weise und widmet dem ermländischen Bischof und der Diözese im Jahre 1945 ein eigenes Kapitel (S. 73–78). Bei der Darstellung der Wendejahre 1945–1947 bespricht er auch die Seelsorge für die deutschen Katholiken und Protestanten (S. 104–107) und die rechtliche Problematik des kirchlichen Eigentums (S. 118–120).

Der dritte Abschnitt behandelt die totale Konfrontation der Christen mit dem kommunistischen System in den katholischen und evangelischen Pfarreien Elbings während der Periode des Stalinismus in den Jahren 1948–1956. Dabei widmet der Autor der Elbinger Intelligenz und den Arbeitern ein eigenes Kapitel und bringt auch die Diskriminierung der griechisch-katholischen Ukrainer zur Sprache. Eine Übersicht über das Schicksal der Elbinger Kirchen und Kapellen in den Jahren 1939–1956 beschließt diesen Abschnitt.

Der zweite Teil des Bandes enthält in drei Abschnitten die übergreifende Darstellung des religiösen Lebens in den katholischen und evangelischen Gemeinden der drei Kreise Elbing, Christburg und Marienburg in der Zeit von 1937–1956. Hier hat der Autor in mühevoller Kleinarbeit alle erreichbaren Informationen zusammengetragen. Die Gliederung nach den Kirchen, Kapellen und Bethäusern der einzelnen Orte, die jeweils durch eine Strichzeichnung illustriert werden, trägt sehr zur Übersichtlichkeit über die Fülle des ausgebreiteten Materials bei.

Das Verzeichnis der Quellen und der deutsch- und polnischsprachigen Literatur umfaßt elf Seiten (S. 367–377). Ein Autoren-, ein Personen- und ein geographisches Register erschließen den reichen Inhalt des Bandes, über den eine dreizehnseitige deutsche Zusammenfassung in der kom-

petenten Übersetzung von Ernst-Manfred Wermter ausführlich informiert (vgl. den geringfügig gekürzten Wiederabdruck in: *Unsere Ermländische Heimat* 44, 1998, S. X–XII). Eine Kartenskizze zeigt die Dekanate Elbing und Marienburg in den Grenzen von 1948, und ein Stadtplan verzeichnet die 25 Kirchen und Kapellen Elbings im Jahre 1937. Man kann die Arbeitsleistung des Verfassers, der innerhalb von nur zwei Jahren nach seinem Buch über das Elbinger Mittelalter (vgl. die Besprechung in: *ZGAE* 48, 1996, S. 209–211) nun ein weiteres bedeutendes Werk – diesmal zur Zeitgeschichte – herausgebracht hat, nur bewundern und muß ihn zu dem vorliegenden Band beglückwünschen, der in seiner synthetischen Verarbeitung einer Fülle von Einzelquellen und -literatur ein Muster für weitere ähnliche Projekte darstellt.

Hans-Jürgen Karp

Leszek Belzyt, Mędzy Polską a Niemcami. Weryfikacja narodowościowa i jej następstwa na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1945–1960 [Zwischen Polen und Deutschland. Die Verifikation der Nationalitäten und ihre Folgen im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet in den Jahren 1945–1960]. Toruń 1996, 226 S. [Dt. Zus.fass.]

Grundlage dieser Abhandlung ist eine schon vor 1989 an der Universität Thorn angefertigte Dissertation, die jedoch damals nicht erscheinen durfte. Das Quellenmaterial stammt überwiegend aus den Beständen des Ministeriums für die „Wiedergewonnenen Gebiete“ und des Ministeriums für Öffentliche Verwaltung, die im Archiv Neuer Akten in Warschau aufbewahrt werden. Außerdem wurden Akten des Zentralarchivs des Zentralkomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei sowie Unterlagen der staatlichen Archive in Allenstein, Danzig, Białystok, Marienburg und Lyck herangezogen. Deutschsprachige Publikationen sind nur in geringem Maße ausgewertet worden, da sie überwiegend Erlebnisberichte zum Inhalt haben.

Zur Einführung in die Thematik und zum besseren Verständnis der geschilderten Zusammenhänge werden im ersten Kapitel die Bevölkerungsverhältnisse in Ostpreußen zwischen 1920 und 1945 dargestellt. Dabei geht es insbesondere um die zahlenmäßige Erfassung der ethnisch polnischen Bevölkerung in diesem Gebiet. Für das Jahr 1933 wird die polnische Bevölkerung im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet (Westpreußen) mit insgesamt 249621 Personen angegeben. Davon lebten im Ermland 38729, in Masuren 188358 und im Weichselgebiet 22678 Personen. Im Ermland entfallen 28501 Personen auf den Landkreis Allenstein, 2528 auf die Stadt Allenstein und 7546 auf den südlichen Teil des Kreises Rößel. Dabei handelt es sich um polnischsprechende Bewohner dieser Region, mehr kann man nicht sagen, da „das Problem des Nationalbewußtseins der Bewohner des Weichselgebietes,

des Ermlands und Masurens in der Zwischenkriegszeit heute wissenschaftlich nicht mehr entschieden werden kann“. Dennoch wird für diese Region die Zahl der Bewohner, die ein polnisches Nationalbewußtsein hatten, auf 30 000 bis 45 000 geschätzt. Die Ergebnisse der Volksabstimmung von 1920 werden diskutiert, und der Verf. sucht nach den Ursachen für das schlechte Abschneiden der polnischen Seite. Er nennt u. a. den polnisch-russischen Krieg von 1920 und die Unstimmigkeiten in den Führungsgremien der polnischen Bewegung. Die Entstehung der polnischen Minderheitenschulen 1931/32 – 24 Schulen mit 25 Lehrern und 400 Schülern – wird als eine positive Entwicklung der polnischen Bewegung bewertet. Diese Bewegung kam im Kreis Allenstein mit 13 Schulen und 183 Schülern und im Kreis Stuhm mit neun Schulen und 205 Schülern am stärksten zur Geltung.

Während der Kriegszeit wurden zahlreiche polnische Aktivisten in Ostpreußen durch die Nationalsozialisten umgebracht bzw. in Konzentrationslagern festgehalten. Beim Einmarsch der Roten Armee blieb auch die autochthone Bevölkerung von Raub, Vergewaltigungen und Mord nicht verschont. Mindestens 60 000 Personen wurden in die UdSSR in Arbeitslager verschleppt.

Im zweiten Kapitel werden zunächst die Konzeptionen des Anschlusses Ostpreußens an Polen beschrieben, der in sämtlichen polnischen Parteien außer jeder Diskussion stand. Der Verlauf der Westgrenze Polens blieb dagegen noch längere Zeit offen. Leitende Mitglieder des Masurenbundes schlugen für die erste Zeit eine weitgehende Autonomie für Ostpreußen vor und wollten die „Repolonisierung“ bzw. Polonisierung in die Hände der Ermländer, Masuren und Westpreußen legen. An Stelle der auszusiedelnden Deutschen sollten Polen, insbesondere aus Westfalen und dem Rheinland, nach Ostpreußen zur „Reemigration“ veranlaßt werden. Neben den polnischen Zeitungen *Gazeta Olsztynska*, *Pocztka Królewiecka* und *Mazur* sollte auch eine deutschsprachige Zeitung mit dem Namen *Ostsee-Tageblatt* erscheinen. Diese Konzeption wurde schließlich durch das Polnische Komitee der Nationalen Befreiung unter der Leitung von Bolesław Bierut, das gegenüber dem Masurenbund ohnehin großes Mißtrauen hegte, verworfen. Die leitenden Mitglieder des Masurenbundes – Leyk, Leyding, Szymański, Maliek, Cendrowski u. a. – konnten keine Schlüsselpositionen besetzen und zogen sich bis Juni 1945 von der aktiven Arbeit bei der Neugestaltung des Lebens im Ermland und in Masuren zurück. Lediglich im wirtschaftlichen Bereich, und hier speziell im Bankwesen, übernahmen sie, z. B. Julian Malewski, leitende Funktionen. In den ersten Monaten des Jahres 1945 gab es keine klare Konzeption zur „Repolonisierung“ der Autochthonen. Das Kriterium war: „Zu den Polen sind die zu zählen, die die polnische Sprache

kannten und im Alltag gebrauchten und polnischer Herkunft waren.“ Seine Anwendung ließ sich nicht durchhalten, weil es auch „Deutsche polnischer Abstammung“ gab.

Die Tätigkeit der sowjetischen Kommendanturen, die nach dem 20. Februar 1945 errichtet wurden, erschwerte diesen Prozeß wesentlich. Die sowjetische Anordnung, Männer im Alter von 15 bis 60 Jahren zu „Arbeitsbattalionen“ zusammenzustellen und in die Sowjetunion zu bringen, betraf auch die polnischsprechende Bevölkerung. Es scheint, daß für die Rote Armee dabei nur ökonomische Aspekte von Bedeutung waren, wie Belzyt meint. In den Plänen zum Aufbau der Wirtschaft Ostpreußens ging die polnische Verwaltung von etwa 400 000 Menschen polnischer Herkunft aus. Es lebten dort tatsächlich aber nur 170 000 Personen, und davon waren ca. 30 000 bis 50 000 ethnisch polnischer Herkunft. Bis zum 13. Mai 1945 hatten die Polen in sieben Kreisen die Verwaltung von den Sowjets übernehmen können. Die übrigen folgten am 10. Juni 1945.

Im dritten Kapitel geht der Autor auf die eigentliche Verifikation ein. Sie erstreckte sich im ersten Abschnitt mit der sog. Registrierung von April 1945 bis April 1946. Sie begann schon vor der offiziellen Übergabe der Administration an die polnischen Behörden. Damit wollte man der Verschleppung zahlreicher Autochthonen in die UdSSR entgegenwirken. Zu Beginn der Registrierung gab es keine rechtlichen Anordnungen der zentralen Behörden in Warschau über den Erwerb der polnischen Staatsbürgerschaft. Bedingung für die Registrierung waren minimale Kenntnisse der polnischen Sprache sowie „frühere Aktivitäten für die polnische Sache“. Diese Bedingung konnte von vielen nicht erfüllt werden, so daß durch die Instruktion vom 26. Mai 1945 festgelegt wurde, daß diejenigen als Polen anzusehen sind, „die ein polnisches Bewußtsein haben, sowie diejenigen, die deklarieren, daß sie Ermländer oder Masuren sind“. Erst am 20. Juni 1945 gab das Ministerium für öffentliche Verwaltung eine Verordnung heraus, die im Grunde die bisherige Praxis der Bevollmächtigten in diesem Gebiet bestätigte. Das im August 1945 berufene Bezirkskomitee für Nationalitätenangelegenheiten und der Bevollmächtigte für den Bezirk Masuren Jakob Prawin waren sich darin einig, daß die Registrierung allein nicht das Problem des Erwerbs der polnischen Staatsbürgerschaft für die einheimische Bevölkerung lösen kann. Mitte Mai 1945 wurde Prawin zum General befördert und übernahm die Leitung der Polnischen Militärmission in Berlin. Die Registrierung geriet ins Stocken, weil am 28. März 1946 das Bezirkskomitee für Nationalitätenangelegenheiten aufgelöst wurde. Außerdem fanden zu dieser Zeit noch viele Raubüberfälle, Vergewaltigungen und sogar Erschießungen statt, die der Registrierungsaktion hinderlich waren. Ferner

blieb die Übergabe der Grundstücke nach der Rückkehr einiger Masuren und Ermländer unregelt. Bis zum 1. April 1946 sind im Bezirk Masuren (Ermland und Masuren) insgesamt 42528 Personen registriert worden. Davon entfielen auf die Kreise Heilsberg 636, Allenstein 12338, Röbel 3913 und auf die Stadt Allenstein 1897 Personen. Im Kreis Braunsberg wurden keine Registrierungen vorgenommen.

Die Position der einheimischen Funktionäre in Bezug auf die Verifikation war einmütig. Sie verlangten die Anerkennung aller Ermländer und Masuren als Polen ohne jede Einschränkung. Außer der Volkspartei (Stronnicto Ludowe) und dem Polnischen Westverband setzte sich kaum eine Organisation bzw. Partei für die Belange der Ermländer, Masuren und Westpreußen ein. Evangelische und katholische Geistliche „übten Repolonisierungstätigkeiten durch Gottesdienste in polnischer Sprache sowie durch Polnischunterricht in Kreisen der Autochthonen aus“. Der bisherige Ordinarius der Diözese, Bischof Maximilian Kaller, der im August 1945 ins Ermland zurückkehrte, „legte den polnischen Behörden eine Bescheinigung über seine polnische Herkunft vor. Er war Schlesier und beherrschte die polnische Sprache. Er plante die Gründung einer polnisch-deutschen Diözese. Er ernannte den Priester Oberst Franciszek Borowiec, ehemals Seelsorger in der Heimatarmee, zum Generalvikar. Diese ungewöhnliche Initiative wiesen die polnischen Behörden jedoch zurück. Das Polnische Bezirkskomitee für Nationalitätenangelegenheiten erkannte seine Verifikation nicht an und warf dem Bischof vor, in früherer Zeit antipolnisch tätig gewesen zu sein“ (S. 96). Diese Darlegungen des Autors sollten anhand erhaltenen Archivmaterialien näher untersucht werden. – Die am 28. Dezember 1945 während der feierlichen Eröffnung des Wojwodschaftsnationalrates in Allenstein an 110 Personen ausgehändigten Bescheinigungen über die Erlangung der polnischen Staatsbürgerschaft wurden von Zentralbehörden nicht anerkannt.

Der zweite Abschnitt der Verifikation umfaßte den Zeitraum von April bis Oktober 1946 (Kapitel 4). Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ließen zu wünschen übrig, zumal die Parteien und Organisationen mit der eigenen Konsolidierung beschäftigt waren. Die einflußreiche Bauernpartei des Demokratischen Blocks, auf den sich die einheimischen Funktionäre bis dahin gestützt hatten, verlor immer mehr an Bedeutung. Die Polnische Arbeiterpartei trat an deren Stelle. Außerdem stand im Juni das von der Regierung des Sozialisten Osóbka-Morawski ausgeschriebene Referendum bevor, auf das sich alle Aktivitäten der Parteien richteten. Die ermländischen und masurischen Funktionäre mußten für ihr Anliegen neue Verbündete suchen. Die Führer der Parteien waren gegenüber den einheimischen Funktionären äußerst mißtrauisch. Außerdem wurden immer wieder neue Durchführungsverordnungen

gen herausgegeben. Die Verifikationsaktion wurde schließlich in einem Erlaß des Ministeriums für die Wiedergewonnenen Gebiete vom 6. April 1946 geregelt. Er betraf alle Personen, die vor dem 1. Januar 1945 in diesen Gebieten wohnten. In § 3 heißt es: „Als der polnischen Nation zugehörig werden solche Personen anerkannt, die einen entsprechenden Antrag stellen und ihre polnische Herkunft oder ihre Zugehörigkeit zur polnischen Nation beweisen können und außerdem eine Erklärung ihrer Loyalität gegenüber der polnischen Nation und dem polnischen Staat abgeben“. Die polnische Herkunft konnte man durch entsprechende Urkunden oder durch den polnischen Klang des Namens belegen, die Verbundenheit mit der polnischen Nation durch Pflege von polnischen Traditionen und Bräuchen. Die bloße Zugehörigkeit zur NSDAP reichte zu einer Ablehnung der Anträge nicht aus. Am 1. August sollte die Verifikation beendet sein, was jedoch nicht gelang. Die größten Schwierigkeiten bei ihrer Durchdurchführung ergaben sich in der Wojwodschaft Allenstein, die seit dem 29. Mai 1946 existierte.

Gegenüber der ersten Registrierung bis April 1946 war hier nur eine Zunahme rund 8000, nämlich von 61776 auf 69470 Personen, zu verzeichnen. Die Zahl der nicht Verifizierten betrug am 15. Oktober 1946 33869 Personen. Im gesamten Gebiet, also in den Wojwodschaften Allenstein, Bialystok und Danzig, ließen sich 82118 Personen verifizieren. Die Zahl der Nichtverifizierten betrug 35771. Belzyt führt eine Reihe von Gründen an, die die Verifikation erschwerten: die Schwierigkeit, entsprechende Dokumente beizubringen, Unkenntnis der polnischen Sprache, fehlende Sicherheitsmaßnahmen und der Einsatz von ungeeigneten Personen bei der Durchführung der Aktion. In vielen Fällen fehlten die Loyalitätserklärungen. Die anhaltenden Plünderungen und Terrorakte, wobei nicht selten Plünderer, Verwaltung und Polizei unter einer Decke steckten, die unfreundliche Haltung der Neusiedler gegenüber der einheimischen Bevölkerung, Streitfälle um die besetzten evangelischen Kirchen, die abwartende Haltung der Verwaltung bezüglich des Rechtsstatus der von den Neusiedlern besetzten Bauernhöfe, die Trennung von Familien durch Deportationen in die UdSSR u. a. werden als weitere Ursachen genannt.

Im Kapitel 5 beschreibt der Verf. den dritten Abschnitt der Verifikation von Oktober 1946 bis 1950. In dieser Zeit wurden der Polnische Westverband und das Masurische Institut aufgelöst. Nach der Zwangsvereinigung der Polnischen Sozialistischen Partei und der Polnischen Arbeiterpartei zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei hatte sich das kommunistische System endgültig etablieren können. Nach einem am 24. April herausgegebenen Runderlaß sollte die Verifikation zum 1. Juni 1948 beendet sein. Man ging sogar dazu über, repressive Methoden anzuwenden. Die un-

beugsamen Bewohner sollten auf besonderen Listen geführt und zur Aussiedlung nach Deutschland veranlaßt werden. Auf den Listen der „Deutschen“ sollten alle diejenigen erfaßt werden, die eine Verifikation entschieden ablehnten und der polnischen Nation gegenüber feindlich eingestellt waren. Andererseits sollten die strittigen Besitzverhältnisse bei den Bauernhöfen schnellstens zugunsten der Autochthonen – in der Wojwodschaft Allenstein waren es inzwischen 2350 Höfe – eindeutig geregelt werden. Die Einheimischen wurden nunmehr bei der Zuteilung von lebendem Inventar gleichrangig mit den Neusiedlern berücksichtigt. Die immer noch andauernden Plünderungen sollten ernsthaft bekämpft und verfolgt werden. Im Mai 1948 waren bei den staatlichen Behörden und Selbstverwaltungsorganen bereits 755 Ermländer und Masuren beschäftigt.

Dennoch machte die Verifikationsaktion im Jahre 1948 kaum Fortschritte. Als das größte Hindernis zur Annahme der polnischen Staatsbürgerschaft stellte sich die Familientrennung heraus. Beim Ministerium für die Westgebiete gingen beispielsweise aus der Wojwodschaft Allenstein 13769 Anträge auf Rückführung der nächsten Angehörigen aus der UdSSR und 5004 auf Rückführung aus dem Westen ein. Die Wojwodschaftsbehörden schätzten, daß sich noch etwa 60000 bis 80000 Ermländer und Masuren in Lagern der UdSSR befänden.

Bis Dezember 1948 stieg die Zahl der Verifizierten in der Wojewodschaft Allenstein von 69470 auf 88152; die Zahl der Nichtverifizierten ging von 33869 auf 18990 zurück.

Als Ende 1948 Mieczysław Moczar Wojewode in Allenstein wurde, sollte im Zuge einer „schnellen Verifikation“ die Aktion beendet werden. Die Repressalien, insbesondere gegen die nichtverifizierten Masuren, wurden stärker. Man warf ihnen eine „prohitlerisches“ und „proamerikanisches“ Verhalten vor. Moczar hat immer wieder betont, daß man zur Gewinnung der einheimischen Bevölkerung nicht nur die Verbesserung der materiellen Lage ins Auge fassen, sondern auch einen harten Klassenkampf führen müsse, weil sich darunter Ausbeuter und Mitglieder der SS und der NSDAP befänden.

Eine neugebildete Kommission, der u. a. Karol Mallek, Julian Malewski und Stanisław Lange angehörten, wurde auf die strengen Maßstäbe der „schnellen Verifikation“ eingeschworen. Die Aussiedlungen nach Deutschland wurden unterbrochen. Man sprach von 5000 Ausreisewilligen, es zeigte sich aber bald, daß es mehr als 20000 waren. Polizei- und Verwaltungsangestellte gingen nun von Haus zu Haus, um die Verifikation mit repressiven Methoden zum Abschluß zu bringen. Am 1. März 1949 meldete die örtliche Zeitung, daß die Zahl der Verifizierten auf 108000 angestiegen, d. h. die Verifizierung so gut wie abgeschlossen sei.

Diese Meldungen deckten sich aber nicht mit der Wirklichkeit. Die Anzahl der Nichtverifizierten betrug am 1. Juli 1949 in der Wojwodschaft Allenstein immer noch 3482. Die Gesamtzahl der Ermländer und Masuren – Verifizierte und Nichtverifizierte – lag bei 112 150 Personen. Die von Belzyt angegebenen Zahlen sind nicht immer deckungsgleich und widersprechen sich zum Teil. So werden für Oktober 1949 folgende Zahlen für die Wojwodschaft Allenstein angegeben: Verifizierte 107 560, Nichtverifizierte 3742, noch nicht Verifizierte 7513. Die gleichen Zahlen für die Wojwodschaft Danzig: 3.7750/–/126 und für die Wojwodschaft Bialystok: 1890/81/47.

Auch im Jahre 1950 war die Verifikation noch nicht beendet und eine Ausreise nach Deutschland so gut wie ausgeschlossen. Vereinzelt gab es nach Absprache mit dem Internationalen Roten Kreuz Möglichkeiten der Ausreise. So konnten im Rahmen der „Operation Link“ 1600 Masuren aus den Kreisen Lyck, Goldap und Olecko im Jahre 1950 in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen. Der Erwerb der Staatsbürgerschaft wurde schließlich mit der Verordnung vom 8. Januar 1951 entschieden. Danach wurden als polnische Staatsbürger alle diejenigen Personen anerkannt, für die aufgrund des Erlasses vom 28. April 1946 die polnische Nationalität festgestellt wurde. Die Verifikationsmethoden, die in der Schlußphase angewandt wurden, hatten ihre Auswirkungen „auf die spätere Haltung der autochthonen Bevölkerung“. Vor 1956 konnte man einen Prozeß der sog. Regermanisierung der Ermländer und Masuren feststellen, auch rein äußerlich. Nach 1956 wurden diese Menschen vom „Fieber“ der Ausreise nach Deutschland erfaßt.

Im letzten Kapitel geht der Autor näher auf die Repolonisierung bzw. Polonisierung und ihre Folgen ein. Er fragt nach dem Einfluß der Polonisierung auf das Bewußtsein der Ermländer, Masuren und der Bewohner des Weichselgebietes in den Jahren nach der Verifikation. Es waren nur einige Tausend, die ihr Anderssein im Vergleich zu den Deutschen bekundeten. „Die große Mehrheit der Ermländer und Masuren fühlten sich also als Deutsche“. Mit Sicherheit haben sich auch diejenigen als Deutsche gefühlt, die unter Zwang in den Jahren 1948 und 1949 für Polen optiert hatten. In den fünfziger Jahren konnte man sogar eine Abwendung vom Polentum feststellen. Die im Jahre 1952 im Rahmen des Erwerbs von Personalausweisen durchgeführte Erhebung hat gezeigt, daß über 49 000 Personen ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nation bekundeten. Die meisten von ihnen lebten in der Wojwodschaft Allenstein. Bei der Beantragung des neuen Personalausweises gaben 75 % der Berechtigten ihre Nationalität mit Deutsch und ihre Staatsangehörigkeit mit Polnisch an. Soziologische Untersuchungen aus dem Jahre 1960 haben gezeigt, daß in einheimischen Familien die älteren Schulkinder die deutsche Sprache

gar nicht oder nur schwach beherrschten, die Eltern zweisprachig waren und die noch nicht schulpflichtigen Kinder nur deutsch sprachen. Der Gebrauch der deutschen Sprache in den Familien hatte also zugenommen. Diesen Prozeß kann man als die „sekundäre Germanisierung“ bezeichnen. „Das Polentum im ehemaligen Ostpreußen hat in den Jahren 1945–1960 eine entscheidende und spürbare Niederlage hinnehmen müssen. Diese Niederlage wiegt umso tragischer, da sie von Polen selbst verursacht worden ist.“

Abschließend kann festgestellt werden, daß der Verf. die einzelnen Abschnitte des Verifikationsprozesses sehr gründlich, auf umfangreiches Zahlenmaterial gestützt dargestellt hat. Zum ersten Mal liegt damit eine offene und ehrliche, solide und kritische Auseinandersetzung über das Nationalbewußtsein der Ermländer, Masuren und der Bewohner des Weichselgebietes vor. Es zeigt sich, daß auch die für das Polentum kämpfenden einheimischen Funktionäre die Einstellung der einheimischen Bevölkerung zum Polentum bewußt oder unbewußt falsch eingeschätzt und dargestellt haben. Die hier dargelegten Prozesse der Verifizierung, Polonisierung bzw. Repolonisierung und der sekundären Germanisierung können aus der eigenen Erfahrung des Rezensenten, der als „Einheimischer“ bis 1959 im südlichen Ermland gelebt hat, nur bestätigt werden.

Ulrich Fox

Andrzej Kopiczko, Kościół warmiński a polityka wyznaniowa po II wojnie światowej [Die ermländische Kirche und die Konfessionspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg]. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętryńskiego w Olsztynie, Nr. 152.) Olsztyn 1996, 244 S. [Dt. Zus.fass.]

Anders als Józefczyk in seinem oben besprochenen umfassenden Werk über Elbing widmet Kopiczko seine Abhandlung der ganzen Diözese Ermland, beschränkt sich aber auf die Nachkriegszeit (im allgemeinen bis zum Ende der siebziger Jahre) und behandelt auf Grund von Akten der staatlichen Behörden und des Parteiapparats der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei ausschließlich die staatliche Konfessionspolitik. Seine Absicht ist es, wie er im Vorwort betont, die Ereignisse zu dokumentieren, aber nicht zu bewerten.

Das Buch ist nach sachlichen Gesichtspunkten in sieben Kapitel gegliedert. Im ersten werden zunächst die Anfänge der staatlichen Verwaltung durch die polnischen Behörden und der Übergang von der deutung zur polnischen kirchlichen Verwaltung behandelt. K. folgt der in der polnischen Literatur verbreiteten Auffassung, Kardinal Hlond habe Teodor Bensch „auf grund von Vollmachten des Hl. Stuhls“ zum Apostolischen Administrator der Diözese Ermland ernannt, während Józefczyk

die vorsichtigere Formulierung gebrauchte, der Primas habe sich bei dieser Ernennung auf päpstliche Sondervollmachten berufen (s.o.). In den weiteren Teilen dieses Einleitungskapitels beschreibt der Verf. unter Berücksichtigung der Wendejahre 1956 und 1979/80 die allgemeinen Grundlagen der staatlichen Kirchenpolitik bis einschließlich der Periode des Kriegsrechts, d.h. bis 1984.

Von den sechs problemorientierten Kapiteln des Bandes interessieren den deutschen Leser naturgemäß das zweite und dritte am meisten. Im zweiten Kapitel wird – im Rahmen der Darstellung der Repressionen gegen die Priester – die Rolle von Teodor Bensch und seines Nachfolgers Adalbert (Wojciech) Zink aus der Sicht der Behörden beschrieben, die ihre Entfernung aus dem Amt betrieben (1951 bzw. 1953), und die staatsloyale Einstellung von Stefan Biskupski dargestellt. Im dritten Kapitel geht der Verf. – im Rahmen der Erörterung der Politik der Behörden gegenüber den Volksgruppen und den katholischen Vereinigungen – wenigstens kurz auf die Lage der „Autochthonen“ – sprich: der Deutschen – ein. Doch beschränkt er sich auch hier auf eine kurze Dokumentation der Sicht der Behörden bzw. der Partei, wie sie aus den Akten der Abteilung für Konfessionsangelegenheiten und der Verwaltungsabteilung des Wojewodschaftskomitees der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei erkennbar wird. Die übrigen vier Kapitel befassen sich mit der von Staat und Partei betriebenen Laizisierung des gesellschaftlichen Lebens, mit den Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat über Hirtenbriefe, Kirchenfeste und Jubiläen wie der 20-Jahrfeier der polnischen Kirchenverwaltung in den Westgebieten und dem *Sacrum Poloniae Millennium*, mit der Zerstörung der materiellen Grundlagen der Kirche und mit dem Schicksal der nichtkatholischen Kirchen.

Die umfassende Dokumentation der von Partei und Staat gesetzten Rahmenbedingungen für das kirchliche Leben in der Diözese Ermland zwischen 1945 und 1980 (vgl. die Skizze des Verf.s in: ZGAE 47, 1994, S. 171–189) enthält einen Quellenanhang mit zehn Aktenstücken, die zeitlich bis 1964 reichen. Die Bibliographie stellt zum einen die Arbeiten zur Nachkriegsgeschichte der Diözese Ermland und der Wojewodschaft Allenstein sowie zum anderen Quellen und Literatur zur Lage der Kirche in der Volksrepublik Polen in zwei getrennten Teilen zusammen.

Die vom Verf. vorgelegten Fakten sollen, wie es in der Zusammenfassung am Schluß heißt, dem Leser zeigen, in welcher bedrängten Lage sich die ermländische Kirche in der Volksrepublik Polen befand. Erst auf dieser Grundlage sei es möglich, die vielen offen gebliebenen Fragen zu beantworten, von denen K. einige aufzählt: Hat die Kirche immer eine integrative Rolle gespielt? Wie wurde mit dem deutschen Erbe umgegangen? Welche Motive waren bestimmend für die Verdrängung der

Deutschen aus ihren eigenen Häusern? Wie verhielt sich die Kirche angesichts des Verbots, die Gottesdienste in deutscher Sprache zu feiern? In welchem Maße trugen die Geistlichen (und besonders die Hierarchie) zur Ausreise der Einheimischen („Autochthonen“) nach Deutschland bei? Schließlich: Lehrte die Kirche die wahre Geschichte dieser Gebiete? Im Vorwort deutete der Autor bereits die Notwendigkeit an, alle in seinem Buch dargestellten Fakten noch mit den kirchlichen Archiven zu konfrontieren. Dafür, daß er dies nicht schon in dem vorliegenden Buch getan hat, gibt es sicher gute Gründe, über die der Autor aber schweigt. So darf man umso gespannter weitere Forschungen auf der Grundlage der von ihm als stellvertretendem Direktor des Archivs der Erzdiözese Ermland mit verwalteten kirchlichen Akten erwarten.

Hans-Jürgen Karp

Okręg Mazurski w raportach Jakuba Prawina. Wybór dokumentów 1945 r. [Der Bezirk Masuren in den Berichten von Jakub Prawin. Eine Auswahl von Dokumenten. Das Jahr 1945]. Hrsg. von Tadeusz Baryła. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego, Nr. 155.) Olsztyn 1996, XX, 240 S., 2 Ktn., 1 Faks.

Der Band ergänzt die vom gleichen Bearbeiter 1994 herausgegebene Quellensammlung „Ermland und Masuren in der Volksrepublik Polen“ (vgl. die Besprechung in ZGAE 48, 1996, S. 239–243). Die Auswahl der 45 Aktenstücke umfaßt den Zeitraum vom 11. Februar 1945 bis zum 16. Januar 1946. Sie enthalten Informationen über die militärische Besetzung der einzelnen ostpreußischen Kreise, die Einrichtung der sowjetischen Kommandanturen sowie die Übergabe des südlichen Teils Ostpreußens an die polnischen Verwaltungsbehörden. Sehr aufschlußreich sind dabei die Berichte über die Lage und den Arbeitseinsatz der in den Städten und auf dem Lande verbliebenen deutschen Bevölkerung und die Pläne, was mit ihr zu geschehen habe. Dazu gehören die zahlenmäßigen Angaben über die einheimische Bevölkerung und den Zuzug der Neusiedler. Der massive Zulauf von Neusiedlern aus den benachbarten Regionen, die sich z. T. nur kurze Zeit im südlichen Teil Ostpreußens aufhielten, nimmt einen breiten Raum ein. Situationsberichte über die Zustände in der Industrie, im Postwesen, bei der Eisenbahn, in der Landwirtschaft, im Gesundheitswesen, bei der Polizei, beim Sicherheitsdienst u. ä. sowie die Vorschläge und Begründungen zur neuen Grenzziehung zwischen Polen und der Sowjetunion – der Kreis Heiligenbeil (Święta Sierka) sollte ursprünglich noch in das polnische Staatswesen eingegliedert werden – stellen weitere interessante Informationen über die Lage im Jahre 1945 dar. Die kirchlichen Verhältnisse werden nur am Rande berührt.

Ulrich Fox



Umschau

für die Jahre 1996 und 1997
mit Ergänzungen aus früheren Jahren

Bearbeitet von Hans-Jürgen Karp

KMW = Komunikaty Mazursko-Warmińskie
NP = Nasza Przeszłość
StP = Studia Pelplińskie
StW = Studia Warmińskie

I. Allgemeines

Marian Borzyszkowski, Zbiór kartograficzny Archiwum Archidiecezji Warmińskiej w Olsztynie [Die kartographische Sammlung des Archivs der Erzdiözese Ermland in Allenstein]. In: *Ziemie dawnych Prus Wschodnich w kartografii* [Die Länder des alten östlichen Preußen in der Kartographie]. Hrsg. von Piotr Grabowski und Jerzy Ostrowski (Z dziejów kartografii, Bd. 8. Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego, Nr. 164)). Olsztyn 1997, S. 151–174. – In dem Sammelband mit den Vorträgen und Materialien der 16. Gesamtpolnischen Tagung der Kartographiehistoriker, die 1995 in Allenstein stattfand, berichtet B. über den Kartenbestand des von ihm geleiteten Archivs; darunter befinden sich 15 Karten über das Gebiet des Ermlands und des alten Ostpreußen sowie zahlreiche Karten von Städten und Dörfern.

Bolesław Kumor, Kościelna geografia historyczna diecezji pruskich (1243–1993) [Die kirchliche historische Geographie der altpreußischen Diözesen 1243–1993]. In: KMW 1996, Nr. 1 (210) S. 29–43. [Dt. Zus.fass.]

Marian Biskup, W sprawie kościelnej geografii historycznej diecezji pruskich [Zur Frage der kirchlichen historischen Geographie der altpreußischen Diözesen]. In: KMW 1997, Nr. 2 (216) S. 229–233. – In dem Gesamtüberblick des Lubliner Kirchenhistorikers Kumor über die kirchliche Gliederung der altpreußischen Diözesen findet Biskup eine ganze Anzahl von faktographischen Fehlern und Vereinfachungen, die auf mangelnder Kenntnis der bedeutenden deutschen und auch der neueren polnischen Literatur beruhen.

Władysław Nowak, Problematyka ekumeniczna w dziejach diecezji warmińskiej [Die Problematik der Ökumene in der Geschichte der Di-

özese Ermland]. In: StW 34 (1997) S. 311–328. [Dt. Zus.fass.] – Der von den ökumenischen Erfordernissen der Gegenwart ausgehende Rückblick in die Geschichte beginnt bei Hosius und behandelt die Marienverehrung ermländischer Katholiken und masurischer Protestanten in Heiligelinde, das Projekt einer gemeinsamen Kapelle an der Todesstätte des hl. Adalbert, das von Protestanten aus Anlaß des 900. Todestages Brunos von Querfurt in Lötzen errichtete Denkmal und die wissenschaftlichen Arbeiten evangelischer Historiker über Leben und Spiritualität der Patrone der Diözese Ermland.

Iselin Gundermann, 50 Jahre ost- und westpreußische Kirchengeschichtsforschung. In: Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte 1 (1996) S. 16–39. – Mit dem vorliegenden Heft eröffnet der Verein für ostdeutsche Kirchengeschichte eine eigene Publikationsreihe. Die Bilanz über die Erforschung der Geschichte der evangelischen Kirche in Ost- und Westpreußen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs legt einen Vergleich mit der in vieler Hinsicht andersartigen katholischen Kirchengeschichtsschreibung über diese Gebiete nahe.

II. Von der Preußenmission bis zum Zweiten Thorner Frieden

Claudia Beinhoff, Das Martyrium Adalberts von Prag im Jahr 997. Heiligenverehrung und Symbol politischer Identität. In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 15 (1997) S. 9–26. – In kritischer Distanz zur politischen Instrumentalisierung der Heiligenverehrung verweist die Verf. in darauf, daß der hl. Adalbert auch im Jahr der 1000-jährigen Wiederkehr seines Martyriums in den Dienst gegenwartspolitischer Identitätsstiftung gestellt wurde, allerdings umgekehrt wie an der Wende zum Jahr 1000, als die Länder Ostmitteleuropas sich in einem Konsolidierungs- und Emanzipationsprozeß befanden, während heute die postkommunistischen Staaten den Weg der Integration in ein geeintes Europa gehen.

Stefan Kwiatkowski, Źródła do dziejów Zakonu Niemieckiego w Prusach, Rzeszy i Inflantach [Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, dem Reich und Livland]. In: Stan badań i potrzeby edycji źródłowych dla historii Pomorza i innych krajów południowej strefy bałtyckiej [Der Stand der Forschung und die Bedürfnisse von Quelleneditionen für die Geschichte Pommerns, Ost- und Westpreußens und anderer Länder an der südlichen Ostsee]. Hrsg. von Marian Biskup. Toruń 1995, S. 9–29. – Verf. erörtert im Rahmen seiner umfassenden Übersicht den Stand und die Perspektiven der Quelleneditionen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen, einschließlich der Quellen zur Geschichte

der vom Orden wahrgenommenen kirchlichen Verwaltung und auch der religiösen Literatur.

Hartmut Boockmann, Die Städte des Deutschen Ordens. In: Stadt und Kirche. Hrsg. von Franz-Heinz Hye. Linz/Donau 1995, S. 281–300. – Die Ausführungen des Verf.s über die Topographie und die Verfassung der (um 1400/93) preußischen Städte sowie über die Herkunft ihrer Bewohner zeigen, daß es sich bei der „Stadt des Deutschen Ordens“ nicht um einen besonderen Typus handelt. Zwischen den Städten des Ordens und denen der Bischöfe und Domkapitel gab es im übrigen keine generellen Unterschiede.

Klaus Neitmann, Christliche Unterweisung von Deutschen und Prußen im Ordensland Preußen. In: Westpreußen-Jahrbuch 46 (1996) S. 57–71. – Mit seinen kenntnisreichen und differenzierten Ausführungen vermag N. die Thesen von Fritz Blanke aus dem Jahre 1928 über die erfolglose Preußenmission des deutschen Ordens zu widerlegen. Der Orden hat das Preußenland auch kirchlich geprägt, und die Reformation brauchte mit ihren Bemühungen nicht beim Nullpunkt anzufangen.

Andrzej Radziwiński, Wokół początków diecezji chełmińskiej [Zu den Anfängen der Diözese Kulm]. In: ZH 61 (1996) H. 2–3, S. 7–19. [Dt. Zus.fass.] – Der Aufsatz behandelt zwei unterschiedliche Fragen. Die erste betrifft das genaue Gründungsdatum der Diözese Kulm (und der drei übrigen altpreußischen Diözesen). Nach R. ist der Tag der Ausstellung der Urkunde Wilhelms von Modena nicht der 29., sondern der 28. Juli 1243. Zweitens widerlegt der Verf. die Angaben von Krystyna Zielińska-Melkowska, wonach Christian, der erste Bischof von Preußen, ein Heiliger war. Dafür gibt es keine Quellen, und es ist auch nichts über den Bestattungsort und Reliquien bekannt.

Krystyna Zielińska-Melkowska, Średniowieczne miejsca pielgrzymkowe w ziemiach chełmińskiej, lubawskiej i michałowskiej [Mittelalterliche Wallfahrtsstätten im Kulmer, Löbauer und Michelauer Land]. In: Peregrinationes. Pielgrzymki w kulturze dawnej Europy [Wallfahrten in der Kultur des alten Europa]. Hrsg. von Halina Manikowska und Hanna Zaremska. (Colloquia Mediaevalia Varsoviensia, II) Warszawa 1995, S. 242–251. – Der Bericht stellt nur einen kleinen Teil des von der Verf.in gesammelten Materials vor. Beides läßt nach ihrer Meinung den Schluß zu, daß das südliche Preußenland in Bezug auf das mittelalterliche Wallfahrtswesen sich nicht von der europäischen Norm unterschied.

Piotr Oliński, Najstarsze źródła toruńskiego bractwa religijnego kaletników, torebkarzy i rękawiczników z przelomu XIV i XV wieku [Die ältesten Quellen der religiösen Bruderschaft der Täschner, Beutler und Handschuhmacher aus der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert]. In: ZH 62 (1997) H. 4, S. 123–132. – O. veröffentlicht hier zwei Quellenstücke aus dem Staatsarchiv Thorn: ein Verzeichnis der Verstorbenen der Bruderschaft aus der Zeit nach 1366 und eine Urkunde des Thorner Franziskanerkonvents vom 3. Juni 1471, mit der dessen Stiftung des Totengedächtnisses für die Angehörigen der Bruderschaft vom 1. Januar 1366 bestätigt wird.

Zdzisław Kropidłowski, Cele korporacjonizmu wielkich miast pruskich do rozbiorów [Die Ziele des Korporationswesens der großen preußischen Städte bis zu den Teilungen]. In: Saeculum 3 (1996) Nr. 2, S. 101–116. [Dt. Zus.fass.] – Verf. zeigt am Beispiel der preußischen Großstädte Danzig, Thorn und Elbing, daß die Verwirklichung der Ziele der verschiedenartigen mittelalterlichen Korporationen auch die religiöse Dimension einschloß.

III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens

Stanisław Achremczyk, Źródła do dziejów reprezentacji stanowej Prus Królewskich i Warmii [Quellen zur Geschichte der Ständerepräsentation des Königlichen Preußen und des Ermlands]. In: Stan badań i potrzeby edycji źródłowych dla historii Pomorza i innych krajów południowej strefy bałtyckiej [Der Stand der Forschung und die Bedürfnisse von Quelleneditionen für die Geschichte Pommerns, Ost- und Westpreußens und anderer Länder an der südlichen Ostsee]. Hrsg. von Marian Biskup. Toruń 1995, S. 39–49. – Der Überblick schließt auch die Quellen zur Geschichte der ermländischen Ständevertretung ein, erörtert ihren Informationswert und spricht sich vor allem für die Edition der Protokolle der Domkapitelssitzungen und der Landesordnungen aus, die das Ergebnis der Beratungen der ermländischen Stände darstellen.

Danuta Bogdan, Warmia w XVI–XVIII wieku. Dominium – księstwo – kraik? [Ermland im 16.–18. Jahrhundert. Dominium – Fürstbistum – Kleines Land?] In: Prusy Książęce i Prusy Królewskie w XVI–XVIII wieku [Herzogliches und Königliches Preußen im 16.–18. Jahrhundert]. Hrsg. von Jacek Wijaczka. Kielce 1997, S. 59–77. [Dt. Zus.fass.] – Verf.in, die durch ihre einschlägige Thorner Dissertation bestens ausgewiesen ist (vgl. ZGAE 48, 1996, S. 218–220), stellt hier die stufenweise Entwicklung des Bistums Ermland von der mittelalterlichen Grundherrschaft zu

einem – im Rahmen der Lande Preußen – geographisch, rechtlich, wirtschaftlich und gesellschaftlich einheitlichen Ländchen dar.

Andrzej Kopiczko, Duchowieństwo diecezji warmińskiej w latach 1525–1772 [Die Geistlichkeit der Diözese Ermland in den Jahren 1525–1772]. In: StW 33 (1996) [1997] S. 229–237. [Engl. Zus.fass.] – Der Artikel stellt als Teilergebnis einer geplanten größeren Monographie die einzelnen Gruppen der ermländischen Geistlichkeit nach ihrer Funktion und Zahl vor, behandelt ihre soziale und territoriale Herkunft, ihre Vorbereitung auf das Priestertum, die akademischen Studien und ihre Organisation in Bruderschaften.

Stanisław Achremczyk, Model kształcenia księży w braniewskim „Hosianum“ [Das Modell der Priesterausbildung im Braunsberger „Hosianum“]. In: StW 34 (1997) S. 113–122. [Dt. Zus.fass.] – Im Laufe von zwei Jahrhunderten wandelte sich nach Auffassung des Autors das Leitbild des ermländischen Priesters vom Kämpfer gegen die Reformation zum Seelsorger.

Kazimierz Leń, Sodalicje mariańskie i bursy w szkołach jezuickich źródłem powołań kapłańskich [Marianische Sodalitäten und Konvikte an den Jesuitenschulen als Quelle geistlicher Berufungen]. Ebd. S. 123–130. [Dt. Zus.fass.] – Verf. macht mit seinem Beitrag darauf aufmerksam, daß die Jesuitenschulen nicht nur aktive Laien heranzubilden, sondern in den Sodalitäten und Konvikten auch zahlreiche geistliche Berufungen geweckt wurden.

Henryk Damian Wojtyska, Niektóre zagadnienia dotyczące genezy i organizacji Papieskiego Kolegium Misyjnego w Braniewie [Einige Probleme der Genese und Organisation des Päpstlichen Missionskollegiums in Braunsberg]. Ebd. S. 131–149. [Dt. Zus.fass.] – Zu den von W. behandelten Fragen zählen: der Stiftungsakt, die Ausstattung des Kollegiums, Herkunft und Ausbildung der Studenten, das Problem einer Satzung für das Kollegium sowie Fragen der Lehre.

Zenon Hubert Nowak, Z dziejów gimnazjum chełmińskiego w latach 1554–1556 [Zur Geschichte des Kulmer Gymnasiums in den Jahren 1554–1556]. In: Prusy Książęce i Prusy Królewskie w XVI–XVIII wieku [Herzogliches und Königliches Preußen im 16.–18. Jahrhundert]. Hrg. von Jacek Wijaczka. Kielce 1997, S. 211–223 [Dt. Zus.fass.] – Im Mittelpunkt des kundigen Beitrags steht das Schulprogramm des evangelischen Gymnasiums in Kulm, das sich in der auch wirtschaftlich schwa-

chen Stadt des Kulmer Bischofs nicht lange halten konnte und daher bisher wenig Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden hat.

Tadeusz Glemma, Odnowienie klasztoru bernardynów w Lubawie przez biskupa chełmińskiego Piotra Kostkę. Ze spuścizny po ks. prof. Tadeuszu Glemmie opracował i aneksem opatrzył Krzysztof Rafał Prokop [Die Erneuerung des Bernhardinerklosters in Löbau durch den Kulmer Bischof Piotr Kostka. Aus dem Nachlaß von Tadeusz Glemma bearb. und mit einem Anhang versehen von Krzysztof Rafał Prokop]. In: ZH 62 (1997) H. 4, S. 113–122. [Dt. Zus.fass.] – Die Abhandlung des renommierten Krakauer Kirchenhistorikers befaßt sich mit der Übernahme des seit 1564 von den Franziskanerobservanten verlassenen Konvents, der ehemals zur sächsischen Provinz gehörte, durch die polnischen Bernhardiner im Jahre 1580, deren Kloster sich erfolgreich entwickelte und bis zur Säkularisation durch Preußen im Jahre 1821 bestand.

Barbara Gerarda Śliwińska, Zgromadzenie Sióstr świętej Katarzyny Dziewicy Męczennicy na Litwie (1645–1995) [Die Kongregation der Schwestern der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina in Litauen 1645–1995]. In: StW 33 (1996) [1997] S. 273–293. [Dt. Zus.fass.] – In sieben Kapiteln schildert die Verf.in die 350jährige wechselvolle Geschichte des nach der Braunsberger Regel von 1602 im Jahre 1645 in Kroki (lit. Krokes) in Schamaiten entstandenen Konvents der Katharinenschwestern.

Jan Dukala, Formacja alumnów diecezjalnych przez księży misjonarzy w latach 1675–1864 [Die Bildung der Diözesanpriester durch die Lazaristen in den Jahren 1675–1864]. In: NP 86 (1996) S. 11–70 [Engl. Zus.fass.] – Was die Jesuiten für die Priesterausbildung im Ermland bedeuteten, waren die Missionspriester vom hl. Vinzenz von Paul für die Diözese Kulm. Sie übernahmen die Leitung des Kulmer Priesterseminars, das 1677 ins Leben trat. Deshalb ist der informative Beitrag von D. auch für die Kulmer Diözesangeschichte von großem Interesse.

Paweł Fijałkowski, Parafia św. Mikołaja na Kamiennej Grobli w Królewcu jako centrum luteranizmu polskiego w XVIII wieku [Die Pfarrgemeinde St. Nikolaus auf dem Steindamm in Königsberg als Mittelpunkt der polnischen Lutheraner im 18. Jahrhundert]. In: KMW 1997, Nr. 1 (215) S. 23–35. [Dt. Zus.fass.] – Die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründete polnische lutherische Pfarrgemeinde spielte im religiösen und öffentlichen Leben Königsbergs eine bedeutende Rolle, bis die Zahl der polnischsprachigen Bewohner seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kontinuierlich zurückging.

IV. Neuere Geschichte nach 1772

Teresa Kostkiewiczowa, Ignacego Krasickiego myśli o zakorzenieniu i ruchliwość [Gedanken des Ignacy Krasicki über Verwurzelung und Beweglichkeit]. In: KMW 1996, Nr. 2 (212) S. 283–295. – Die literarische Untersuchung ist für die Kenntnis der Persönlichkeit des ermländischen Bischofs von Interesse, von dem sein Biograph Goliński schrieb, er sei „ein Peregrinant von Geburt an“ gewesen.

Józef Tomasz Pokrzywniak, Czy Ignacy Krasicki lubił Lidzbark Warmiński? [Hat Ignacy Krasicki Heilsberg geliebt?]. Ebd. S. 297–304. – Die Frage beantwortet der Verf. abschließend mit dem Selbstzeugnis Krasickis, daß er gewohnt war, aus der Not eine Tugend zu machen. „Aus der Not, die für ihn der Aufenthalt in Heilsberg darstellte, machte er eine Tugend: hier schrieb er die meisten seiner literarischen Werke. Aber aus dieser Not konnte er – in einem langen Prozeß der Anpassung (...) – ein Vergnügen machen. Immerhin stellte er nicht ohne Grund fest, daß die Tugend nicht ‚düster und hart‘ ist“ (S. 304).

Krystyna Stasiewicz, Potępienie czy gloryfikacja? Ignacego Krasickiego stosunek do samartyzmu? [Verurteilung oder Glorifizierung? Die Einstellung von Ignacy Krasicki zum Samartismus]. Ebd. S. 305–313. – St. kommt zu dem Ergebnis, daß Krasicki ein „aufgeklärter“ Anhänger des Samartismus war, jener Lebensform der Adelsrepublik, die sich wenig offen für andere Einstellungen zeigte. Der Bischof und Literat verband die ungebrochene Verbindung mit den Traditionen des Samartismus mit einer gewissen Offenheit für das Moderne.

Alojzy Szorc, Warmińskie Seminarium Diecezjalne w trudnym stuleciu 1772–1872. Zarys problematyki [Das ermländische Diözesanseminar in dem schwierigen Jahrhundert 1772–1872. Abriß der Problematik]. In: StW 34 (1997) S. 151–176. [Dt. Zus.fass.] – Der Allensteiner Kirchenhistoriker behandelt, gestützt auf die ältere deutsche Literatur und die archivalischen Quellen im Archiv der Erzdiözese Ermland, die Folgen der Eingliederung des Ermlands in den preußischen Staat und der Aufhebung des Jesuitenordens für das Seminar 1781–1811, die letzten Jahre des päpstlichen Seminars 1772–1800, die Übergangsperiode 1811–1818, die Errichtung des Liceum Hosianum 1818, den Gründer und Rektor des modernen Seminars Josef Scheill (1824–1834) und die weitere Entwicklung des Seminars bis 1873.

Gerhard Ohlhoff, Die Bernhardiner-Bibliothek in Bromberg im Zeitalter der Säkularisation und ihr späteres Schicksal. In: 650 Jahre Brom-

berg. Hrsg. von Bernhart Jähmig und Gerhard Ohlhoff. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, 26.) Münster 1995, S. 167–178. – Der Bericht über das Schicksal der Bibliothek des 1829 aufgehobenen Bernhardinerklosters enthält auch einen Hinweis auf die erst kurz vor der Jahrhundertwende entdeckte Klosterchronik, die 1900/1901 in einer ersten deutschen Ausgabe von Erich Schmidt und vollständig in polnischer Sprache 1907 von Kamil Kantak veröffentlicht wurde.

Stefan Hartmann, Neue Quellen zur Entstehung des Lyceum Hosianum in Braunsberg. In: Preußenland 34 (1996) Nr. 2, S. 47–56. – Aus den Beständen des Historischen Staatsarchivs in Königsberg im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin stellt H. die in Abschrift erhaltene Denkschrift des ermländischen Fürstbischofs Joseph von Hohenzollern von 1816 und den undatierten, aber in den gleichen Zusammenhang gehörenden Entwurf eines Lehrplans für die geplante – und dann 1818 errichtete – katholische Hochschule in Braunsberg von Heinrich Schmülling vor.

Wojciech Kasyna, Starania biskupa Stanisława Ignacego von Mathy w sprawie obsady kapituły katedralnej chełmińskiej z siedzibą w Pelplinie [Die Bemühungen des Bischofs Stanislaus Ignaz Mathy um die Besetzung des Kulmer Kathedralkapitels mit Sitz in Pelplin]. In: StP 24 (1996) S. 191–198. – Wegen der Vernichtung der meisten Personalakten der Kulmer Geistlichkeit im Zweiten Weltkrieg versucht K. den Prozeß der Vervollständigung des Kulmer Domkapitels zwischen 1821 (Bulle *De salute animarum*) und 1832 (Tod Mathys) mit Hilfe aller noch erreichbaren Quellen möglichst genau zu beschreiben.

Stanisław K. Olczak, Szkolnictwo parafialne w dekanatach Świecie i Fordon w 1780 roku [Die Pfarrschulen in den Dekanaten Schwetz und Fordon]. In: Na przełomie stuleci. Naród – Kościół – Państwo w XIX i XX wieku [An der Jahrhundertwende. Nation – Kirche – Staat im 19. und 20. Jahrhundert]. Hrsg. von Mirosław Piotrowski. Lublin 1997, S. 639–647. – Auf der Grundlage der im Diözesanarchiv in Włocławek erhaltenen Visitationsakten beschreibt der Verf. die desolate Lage der Pfarrschulen in den beiden durch die ersten Teilung Polens an Preußen gefallen Dekanaten Schwetz (im Archidiakonats Pommerellen) und Fordon (im Archidiakonats Kruschwitz).

Janusz Jasiński, Kościół warmiński od monarchii absolutnej do konstytucyjnej [Die ermländische Kirche von der absoluten bis zur konstitutionellen Monarchie]. Ebd. S. 671–677. – Der Artikel beschreibt die der

Staatsräson untergeordnete Kirchenpolitik Preußens seit Friedrich II. bis zur Liberalisierung 1848/49.

Hans-Jürgen Karp, Der ermländische Publizist und Volksschriftsteller Eugen Buchholz. Ebd. S. 679–690. – Die biographische Skizze dieses außergewöhnlichen Laienvertreters des politischen Katholizismus und Vermittlers zwischen der deutschen und der polnischen Kultur am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts beruht auf Selbstzeugnissen von Buchholz (Wiederabdruck in: Unsere ermländische Heimat 43, 1997, Nr. 4, S. XIII–XVI).

Danuta Kasperek, Pawel Turowski, kronikarz wsi warmińskiej [P. T. – Chronist eines ermländischen Dorfes]. Ebd. S. 691–705. – Verf.in weist mit ihrem Beitrag auf eine Quellengattung zur Alltagsgeschichte im südlichen Ermland hin. Seine Erinnerungen schrieb Paweł Turowski (1892–1978) in den fünfziger und sechziger Jahren auf. Für die ältere Zeit sammelte er mündlich überlieferte Nachrichten seiner Vorfahren.

Jan Walkusz, Z zagadnień historycznoobyczajowych pamiętnikarstwa polskiego duchowieństwa Pomorza i Wielkopolski w XIX i XX wieku [Zu Fragen von Geschichte und Brauchtum in den Memoiren polnischer Geistlicher aus Pommerellen und Großpolen im 19. und 20. Jahrhundert]. Ebd. S. 723–737.

Ders., Twórczość pamiętnikarstwo-wspomieniowa polskiego duchowieństwa Pomorza i Wielkopolski XIX i XX wieku [Memoirenliteratur polnischer Geistlicher aus Pommerellen und Großpolen im 19. und 20. Jahrhundert]. In: Roczniki teologiczne 44 (1997) H. 4, S. 115–142. [Engl. Zus.fass.] – Der Verf., der mit einer grundlegenden Arbeit über die katholische Geistlichkeit der Diözese Kulm in der Zwischenkriegszeit hervorgetreten ist (vgl. die Besprechung oben S. 325 ff.) widmet sich in den beiden Abhandlungen den verschiedenartigen wissenschaftlichen und literarischen Interessen der polnischen Priester in dem deutsch-polnischen Begegnungsraum Großpolens und Pommerellens in der Teilungszeit Polens.

Henryk Mross, Studia uniwersyteckie duchowieństwa diecezji chełmińskiej w latach 1821–1920 [Universitätsstudien der Geistlichen der Diözese Kulm in den Jahren 1821–1920]. In: StP 24 (1996) S. 229–246. – Die für die Kenntnis des intellektuellen Profils der Kulmer Priester bedeutsame Untersuchung beruht auf dem vom Verf. für sein biographisches Lexikon gesammelten Material (vgl. die Besprechung oben S. 317).

Grzegorz Jasiński, Dziennik Ottona Kirchnera, ewangelickiego duchownego z Milomlyna, z 1854 roku [Das Tagebuch des evangelischen Geistlichen Otto Kirchner aus Liebemühl von 1854]. In: KMW 1996, Nr. 4 (214) S. 571–598. – Das „Tagebuch des Hilfsgeistlichen Kirchner in Liebemühl“ ist in einer Abschrift im Evangelischen Zentralarchiv erhalten. Es wird hier in einer polnischen Übersetzung von Małgorzata Szymańska-Jasińska mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat von G. J. herausgegeben.

Zenona Rondomańska, Dwie warmińskie rękopiśmienne książki pielgrzymkowe z końca XIX wieku [Zwei handschriftliche Wallfahrtsbücher aus dem Ende des 19. Jahrhunderts]. In: KMW 1997, Nr. 2 (216) S. 213–227. – Bei den hier vorgestellten und für die Frömmigkeitsgeschichte ausgewerteten „Wallfahrtsbüchern“ aus der Bibliothek des Ermländisch-Masurischen Museums in Allenstein handelt es sich um zwei Liedhefte aus Neudims und Prohlen im südlichen Ermland, deren sich die Anführer von Wallfahrtsgruppen, die u. a. die Lieder anzustimmen hatten, zu bedienen pflegten.

Mieczysław Wojciechowski, Deutsche, Polen und Juden in Westpreußen in den Jahren 1877–1920. In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 15 (1997) S. 121–137. [Poln. u. engl. Zus.fass.] – Der Verf. entwirft in seiner gründlichen Studie ein differenziertes Bild von dem wechselvollen Verhältnis der drei Nationalitäten zueinander.

Małgorzata Napiórkowska, Działalność wychowawcza i oświatowa Zgromadzenia Sióstr św. Katarzyny w diecezji warmińskiej w latach 1870–1939 [Die Erziehungs- und Bildungstätigkeit der Kongregation der Schwestern der hl. Katharina in der Diözese Ermland in den Jahren 1870–1939]. In: KMW 1996, Nr. 4 (214) S. 539–558. [Dt. Zus.fass.] – Für ihre Darstellung stützte sich die Verf.in auf archivalische Quellen des Mutterhauses der Katharinerinnen in Grottaferrata-Rom und des Provinzialats in Braunsberg. Sie behandelt Bildung und Erziehung in den Hauswirtschaftsschulen Wormditt und Königsberg, in den Krankenpflegeschulen in Königsberg und Allenstein, in den Mädchenpensionaten bei den Klöstern, ferner die Waisenfürsorge und die Arbeit der Schwestern in den Kindergärten.

Julian Wojtkowski, Procesy informacyjne biskupów chełmińskich Leona Rednera (1886–1898) i Augustyna Rosentretera (1899–1926) [Die Informationsprozesse der Kulmer Bischöfe Leo Redner und Augustin Rosentreter]. In: StW 34 (1997) S. 279–301 [Lat. Zus.fass.] – Der ermländi-

sche Weihbischof ediert hier – mit einleitendem Kommentar – aus den im Archiv der Erzdiözese Ermland in Allenstein erhaltenen Informativprozessen, mit deren Durchführung Bischof Thiel beauftragt war, die Zeugenaussagen über die beiden Kulmer Bischöfe in der lateinischen Originalsprache.

Barbara Wolf-Dahm, Kaller, Maximilian. Bischof von Ermland. In: Ostdeutsche Gedenktage 1997, S. 146–150. – In dem Gedenkartikel zum 100. Geburtstag des ermländischen Bischofs behauptet die Verf.in, daß Kaller dem Nationalsozialismus „lange Zeit mit gutgläubiger Naivität und verhaltener Loyalität“ begegnete, bis 1937 „in freundschaftlicher Beziehung“ zu Gauleiter Erich Koch stand, „in seinem pastoralen Eifer (...) des öfteren den Blick für das praktisch Durchführbare“ verlor und „auch blind für politische Realitäten“ war. Aus der von ihr angegebenen Literatur kann W.-D. diese Urteile nicht gewonnen haben.

Andrzej Lesiński, Kształcenie alumnów warmińskich w czasach biskupa Maksymiliana Kallera (1930–1945) [Die Ausbildung der ermländischen Alumnen zur Zeit des Bischofs Maximilian Kaller 1930–1945]. In: StW 34 (1997) S. 177–200. [Dt. Zus.fass.] – L. behandelt nach der einleitenden Darstellung des historischen Kontexts und der Rechtsgrundlagen den Studiengang der angehenden Priester an der Braunsberger Staatlichen Akademie und ihre geistliche Ausbildung am Priesterseminar.

Roman Lidziński, Znaczenie dorobku naukowego ks. Franciszka Mantheya [Die Bedeutung des wissenschaftlichen Werks von Franz Manthey]. In: StP 24 (1996) S. 199–206. – Manthey war von 1936–1958 Professor am Priesterseminar in Pelplin. Der Verf. würdigt vor dem Hintergrund der Aussagen des II. Vatikanischen Konzils sein Hauptwerk „Die Geschichte der Religion im Abriß“ (1935).

Anastazy Nadolny, Sprawa nominacji gdańskiego biskupa Karola Marii Spletta na administratora apostolskiego diecezji chełmińskiej [Die Frage der Ernennung des Danziger Bischofs Carl Maria Splett zum Apostolischen Administrator der Diözese Kulm]. Ebd. S. 247–257. – Die problematische Ernennung des Deutschen Splett zum Verwalter des polnischen Bistums, dessen Territorium 1939 von den Nationalsozialisten in das Deutsche Reich eingegliedert worden war, bewertet N. unter politischen Gesichtspunkten negativ, unter seelsorglichen Aspekten jedoch positiv. „Das Verdienst des Bischofs war die Öffnung der Kirchen und die Erneuerung der religiösen Fürsorge“ (S. 257).

Leszek Belzyt, Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Warmii przed i po 1945 roku [Nationalitäten- und Konfessionsverhältnisse im Ermland vor und nach 1945]. In: *Studia Gdańskie* 9 (1993) S. 131–152.

Verf. behandelt in diesem Aufsatz, in dem er viele einschlägige Informationen aus seinem erst 1996 erschienenen Buch (vgl. die Besprechung oben S. 332ff.) vorweg bekannt machen konnte, u. a. die Einstellung der ermländischen Bischöfe zu den polnischsprechenden Diözesanen. Thiel und Bludau haben nach seiner Meinung die polnische Sprache und den polnischen Gesang in den Gottesdiensten nicht gefördert. Bischof Kaller wird dagegen als „ein elastischer Politiker“ im Vergleich zu seinen Vorgängern bezeichnet. Das angeblich von ihm 1939 ausgesprochene Verbot des Gebrauchs der polnischen Sprache in der Diözese Ermland hat es explizit nicht gegeben (vgl. oben S. 169).

Im August 1945 mußte Kaller, der in Polen zu bleiben beabsichtigte und bereits „eine Verifikationsbescheinigung über die Zugehörigkeit zur polnischen Nation erlangt hatte“, die aber von den polnischen Behörden dann doch nicht anerkannt wurde, das Land auf Drängen von Kardinal Hlond verlassen.

„Die katholische Kirche hat in der Nachkriegszeit eine große Rolle im Repolonisierungsprozeß der Ermländer gespielt“. Die polnischen und auch die „germanisierten“ Ermländer waren dabei „in der Mehrheit eifrige Katholiken, und der Standpunkt der Kirchenhierarchie fand bei ihnen höchste Anerkennung“. „Der katholische Kirchenraum ist häufig der einzige Platz gewesen, wo sich der mit dem Neusiedler in Streit geratene Ermländer zur religiösen Einheit durch das polnische Wort und den polnischen Gesang“ verbinden konnte. Das Ermland erhielt außerdem einen einheitlichen konfessionellen Charakter, wobei es kaum zum Streit um die von Katholiken besetzten evangelischen Kirchen gekommen ist. In den späteren Jahren verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Kirche und Staat. Die Ausübung zahlreicher religiöser Traditionen und Bräuche mußten z. T. auf den Kirchenraum beschränkt bleiben.

Nach dem Tauwetter im Oktober 1956 bemühte sich die Kirche verstärkt um den Verbleib der Ermländer in ihrer Heimat. In seiner Predigt am 29. April 1958 in Dietrichswalde sagte Kardinal Stefan Wyszyński u. a.: „Es eint uns mehr, als uns trennt (...). Das Weggang der Kinder des heiligen Ermlands ist euer Schmerz (...). Es ist aber nicht nur euer, sondern auch unser Schmerz (...). Vergeßt das Unrecht (...) Verlaßt das mit Blut getränkte Land nicht, in dem die Gebeine eurer Väter ruhen.“ Diese und andere Appelle haben die Entscheidungen der Ermländer zur Umsiedlung nach Deutschland nicht mehr rückgängig machen können.

Ulrich Fox

Robert Traba, Wysziedlenia Niemców z Polski – refleksje na marginesie literatury najnowszej [Die Aussiedlung der Deutschen aus Polen – Reflexionen am Rande der neuesten Literatur]. In: *Tematy polsko-niemieckie* [Polnisch-deutsche Themen]. Hrsg. von Elżbieta und Robert Traba unter Mitarbeit von Jörg Hackmann. Olsztyn 1997, S. 26–34. – Der erste Band einer pädagogischen Serie über deutsch-polnische Themen, die die Allensteiner Kulturgemeinschaft *Borussia* in den nächsten Jahren herauszugeben plant, enthält diesen informativen Literaturbericht, der das breite Meinungsspektrum in neueren polnischen Veröffentlichungen zur Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat (nicht aus Polen, wie man richtigstellen muß!) dokumentiert.

Hans-Werner Rautenberg, Die Deutschen in Ost- und Westpreußen 1945–1995. Neue polnische Forschungen. In: *Westpreußen-Jahrbuch* 46 (1996) S. 123–138. – Der gründliche Überblick ist deshalb besonders lesenswert, weil er sich im Grunde nicht auf die polnische Forschung beschränkt, sondern auch einschlägige deutsche Publikationen mit einbezieht.

Wojciech Wrzesiński, Dziedzictwo a tożsamość. Prusy Wschodnie – Warmia i Mazury – Olsztyńskie [Erbe und Identität. Ostpreußen – Ermland und Masuren – Wojewodschaft Allenstein]. In: *KMW* 1997, Nr. 1 (215) S. 37–53. [Dt. Zus.fass.] – Der Verf. bietet eine differenzierte Darstellung der heute im ehemaligen Ostpreußen lebenden Bevölkerungsgruppen, die sich durch ein unterschiedliches Selbstbewußtsein, verschiedenartige geschichtliche Erfahrungen und nicht vergleichbare nationale, politische und religiöse Wertvorstellungen auszeichnen. Der Aufsatz stellt damit ein wichtiges Gegenstück zu der hierzulande lebendigen Diskussion über Erbe und Identität der Ermländer dar.

V. Kunstgeschichte

Bearbeitet von Christofer Herrmann

Leszek Wetesko, Romańska i wczesnogotycka architektura kościoła pocysterskiego w Oliwie (XII–XIII w.) [Die romanische und frühgotische Architektur der ehemaligen Zisterzienserkirche in Oliva (12.–13. Jahrhundert)]. In: *NP* 83 (1994) S. 429–454. [Engl. Zus.fass.] – Der Artikel, eine gekürzte Fassung einer an der Universität Posen angefertigten Magisterarbeit, gibt auf der Grundlage der deutschen, dänischen und polnischen Literatur einen umfassenden Überblick über die frühe Baugeschichte der Olivaer Klosterkirche.

H.-J. K.

Christofer Herrmann – Tomasz Torbus, Die Burgen im Deutschordensland Preußen. Denkmäler im Spannungsfeld der deutschen und polnischen Forschung. In: *Deutschland und seine Nachbarn* 20 (1997) S. 24–62 [m. zahlr. Abb.]. – Nach dem einleitenden Überblick über die Forschungsgeschichte der Deutschordensburgen stellen die Verfasser eine repräsentative Auswahl bedeutender Beispiele der Burgenarchitektur des Deutschordenslandes Preußen vor. Besondere Aufmerksamkeit widmen sie dem fast vergessenen Kapitel der Bistumsburgen. Abschließend entwickeln sie ehrgeizige Forschungsprojekte. H.-J. K.

Alexander Konieczny, Die Baugeschichte der ehemaligen Zisterzienserkirche in Pelplin im Lichte dendrochronologischer Untersuchungen an ihrem Dachwerk. In: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 45 (1996) H. 1, S. 1–34. – Durch die Untersuchungen des Verf.s konnte die umstrittene Frühdatierung der Vollendung der Pelpliner Kirche nicht bestätigt, die bisher nur hypothetische Weihe der Klosterkirche im Jahre 1447 aber bewiesen werden. H.-J. K.

Marian Arsyński, Starożytnicze i historyczno-krajoznawcze zainteresowanie zamkami krzyżackimi w Prusach od XVI do początku XIX wieku [Die Burgen des Deutschen Ordens in Preußen als Gegenstand des Interesses der frühen Altertumskunde und Geschichtsschreibung sowie der Reiseliteratur vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts]. In: *Sztuka Prus XIII-XVIII wieku* [Die Kunst Preußens im 13. bis 18. Jahrhundert]. Hrsg. von Michał Woźniak. (Studia Borussico-Baltica Torunensia Historiae Artium, 1) Toruń 1994, S. 7–25. [Dt. Zus.fass.] – Schon im 16. Jh. finden sich Nachrichten, die ein Interesse an der Geschichte der Deutschordensburgen als Zeugen bedeutender Ereignisse wie auch vereinzelt an deren architektonischen Gestalt belegen. Im 17. Jh. waren Besichtigungen der Burgen schon keine Seltenheit mehr. Im 18. Jh. tritt die Ordensburg ins Blickfeld der Reiseliteratur. Am Ende des 18. Jh.s kann eine allmähliche Verwissenschaftlichung bei den Publikationen festgestellt werden. Das erste von einem wissenschaftlich fundierten Wissen getragene Bildwerk stammt von Gilly und Frick.

Szczęśny Skibiński, Jeszcze raz w genezy regularnego zamku krzyżackiego [Abermals zur Genese der regulären Deutschordensburg. Ebd. S. 28–38. [Dt. Zus.fass.] – Der Verf. erörtert die viel diskutierte Frage nach der Herkunft der regelmäßigen Anlage der Deutschordensburgen und kommt zum Ergebnis, das diese Form Ausdruck einer Idealisierung ist, bei der mit Mitteln der Architektur die Staatsidee des Deutschen Ordens nach außen präsentiert werden sollte. Die Architektur wurde zur Staats-

kunst und zum Propagandamittel. Die Interpretation erfaßt jedoch nur einen Teilaspekt der gesamten Problematik und trägt auch nichts zur Erklärung des Entstehungszeitpunkts (nach 1270) bei des regelmäßigen Typus bei.

Elżbieta Pilecka, Charakter hanzeatyckiej sztuki miast pruskich późnego średniowiecza na przykładzie sakralnej architektury Gdańska [Die spätmittelalterliche Kunst der preußischen Städte am Beispiel der Sakralarchitektur in Danzig]. Ebd. S. 39–69. [Dt. Zus.fass.] – Die Verf.in wendet sich gegen die weit verbreitete Auffassung der Kunstgeschichte von der Existenz eines einheitlichen Kunstraumes im Bereich der Hansestädte, der von einem spezifischen bürgerlichen Kunstgeschmack ausgeht. Sie versucht stattdessen die Danziger Sakralarchitektur als aus lokaler Tradition erwachsen zu erklären, und legt dieser Theorie Betrachtungen zur soziologischen Bedingtheit (Zusammensetzung der Bauleute, Bauorganisation, Finanzquellen, Stifter etc.) des Sakralbaus in Danzig zugrunde.

Anna Błażejewska, Kamienna rzeźba figuralna z czasów przedkrzyżackich w Prusach [Figürliche Steinskulptur aus der Vorordenszeit in Preußen]. Ebd. S. 70–88. [Dt. Zus.fass.] – Die Verf.in beschäftigt sich mit den ‚Baben‘, einer Gruppe von archaisch wirkenden Steinskulpturen der Prußen, deren Ursprung, Datierung und Funktion sehr umstritten und rätselhaft ist. Sie versucht, eine Beziehung zu reliefartigen Darstellungen der menschlichen Gestalt in Stein herzustellen, die im 7. bis 11. Jh. im ganzen südlichen Bereich der Ostseeküste anzutreffen sind.

Kamila Wróblewska, Późnogotycka snycerka warsztatów królewieckich w Prusach [Die spätgotische Schnitzerei aus den Königsberger Werkstätten in Preußen]. Ebd. S. 147–177. [Dt. Zus.fass.] – Anhand zahlreicher Beispiele beschreibt die Verf.in Charakteristika und Tendenzen der geschnitzten Skulptur (überwiegend von Altären) aus der Zeit zwischen 1500 und 1520 aus Königsberger Werkstätten.

Katarzyna Cieślak, Die Danziger Epitaphien als eine gesellschaftsgeschichtliche Erscheinung. Ebd. S. 179–198. [Poln. Zus.fass.] – Die Verf.in untersucht, inwieweit die Danziger Patrizier, Bürger und Gelehrten Elemente adliger Grabdenkmäler übernahmen. Auch die Unterschiede der Epitaphiengestaltung innerhalb dieser drei Gruppen werden beleuchtet.

Tadeusz Chrzanowski, Kościół w Starym Mieście pod Dzierzgoniem p. w. św. Apostolów Piotra i Pawła – emblematyka w służbie protestantyz-

mu [Die Kirche der hll. Apostel Petrus und Paulus in Altstadt bei Christburg – Emblematisierung im Dienste des Protestantismus]. Ebd. S. 199–226. [Dt. Zus.fass.] – Der Verf. beschreibt die Ende des 17. Jh.s durch Gottfried Haarhausen geschaffene Ausmalung der evangelischen Pfarrkirche im Dorf Altstadt bei Christburg als ein erhaltenes Beispiel ehemals zahlreicher protestantischer Kirchen im Königlichen und Herzoglichen Preußen mit reicher barocker Innenausstattung.

Zenon Hubert Nowak, Czy zakon krzyżacki spelniał rolę innowacyjną w kulturze Prus? Kilka uwag w sprawie badania kultury średniowiecznych Prus [Hat der Deutsche Orden in der Kultur Preußens eine innovative Rolle gespielt? Einige Bemerkungen zur Forschung über die mittelalterliche Kultur Preußens]. In: Sztuka w kręgu zakonu krzyżackiego w Prusach i Inflantach [Die Kunst um den deutschen Orden in Preußen und Livland]. Hrsg. von Michał Woźniak. (Studia Borussico-Baltica Torunensia Historiae Artium, 2) Toruń 1995, S. 7–16 [Dt. Zus.fass.] – Ausgehend von vier Aufsätzen G. Labudas über Forschungsmodelle zur Kulturgeschichte untersucht der Verf. die Rolle des Deutschen Ordens bei der Entstehung der mittelalterlichen Kultur in Preußen und kommt zum Ergebnis, daß der Orden bewährte Lösungen aus Deutschland nach Preußen transferiert hat. Er war daher nicht innovativ tätig, sondern begünstigte Diffusion, Rezeption und Ausbreitung der Kultur, spielte also die Rolle eines Vermittlers.

Marian Kutzner, Propaganda władzy w sztuce Zakonu Niemieckiego w Prusach [Die Machtpropaganda in der Kunst des Deutschen Ordens]. Ebd. S. 17–66. [Dt. Zus.fass.] – Der Verf. erläutert zunächst die politische und theologische Ideologie des Deutschen Ordens (v. a. an Hand des Kommentars Heinrichs von Hesler zur Apokalypse des Johannes) und versucht hiervon ausgehend eine Deutung der Architektur der preußischen Ordensburgen.

Rainer Zacharias, Marienburg. Wallfahrtsort zwischen Spiritualität und Herrschaft. Ebd. S. 67–91. [Poln. Zus.fass.] – Der Verf. untersucht Herkunft und Bedeutung der Wallfahrtsstätte in Marienburg und der verschiedenen Wallfahrtskapellen. Dabei werden auch Verbindungslinien von einem möglichen vorchristlichen Bezirk bis hin zu einer geplanten Thingstätte im Dritten Reich gezogen.

Elżbieta Pilecka, Die spätgotische Architektur in den preußischen Städten und die sogenannte „architektonische Tradition des Deutschen Ordens“. Ebd. S. 93–109. [Poln. Zus.fass.] – Die Verf.in nimmt Stellung zur

Frage der Identität der regionalen Kunst in den preußischen Städten, insbesondere nach 1466, wobei vor allem politische, ökonomische und soziale Umstände eine Rolle spielten. Sie sieht eine starke Opposition zur Ordensarchitektur und eine Öffnung für europäische Einflüsse, hauptsächlich aus Flandern und Süddeutschland. Diese Öffnung wurde begünstigt durch eine ‚Leere‘ in der Ordensbaukunst, aber auch bei der im Verfall begriffenen Kunst der Hanse. Der Stil der neuen Architektur war nicht durch die städtischen Bauhütten, sondern durch das Bewußtsein der örtlichen Finanz- und Machteliten bestimmt.

Marian Arsyński, Zum Forschungsstand über den Ursprung des Ordensburgtypus in Preußen. Ebd. S. 111–121. [Poln. Zus.fass.] – Der Verf. faßt die Bemühungen der kunstgeschichtlichen Forschung zur Genese des Ordensburgtypus zusammen: die Übertragungstheorien (Morgenland, Süditalien, Spanien, Sachsen/Thüringen, zisterziensischer Klosterbau) und die Theorie der autonomen Entwicklung (Clasen), die jedoch alle keine schlüssige Erklärung bieten. Am wahrscheinlichsten dürfte eine Vermittlung sein, die jedoch nur einen indirekten Einfluß ausübte. Für das 13. Jh. ist bemerkenswert, daß sich, ausgehend von Frankreich, in ganz Europa eine Tendenz zur regelmäßigen, kastellartigen Burg feststellen läßt. Die Deutschordensburgen sind daher nur eine von vielen Episoden eines gesamt europäischen Zeitstils. Die Vermittlung nach Preußen könnte von Frankreich aus über Böhmen (König Přemysl Otakar II.) erfolgt sein, wobei die französisch-böhmische Verbindung noch nicht nachgewiesen ist, wohl aber die böhmisch-preußische.

Hartmut Boockmann, Die Bautätigkeit des Deutschen Ordens anhand des Tresslerbuchs. Ebd. S. 137–145. [Poln. Zus.fass.] – Der Verf. weist auf die immense Bedeutung des Marienburger Tresslerbuchs (erhalten für die Jahre 1399–1409) für die Erforschung u. a. der Sachkultur des Deutschen Ordens hin. Trotz der schon 1896 erfolgten Publizierung ist diese Quelle noch längst nicht ausreichend untersucht worden. Bei den Angaben zur Bautätigkeit des Ordens ist besonders auf die Baukosten der Burg Ragnit hinzuweisen, deren Bauvorgang anhand des Tresslerbuchs bis in viele Details rekonstruiert werden kann, was der Verf. an verschiedenen Beispielen demonstriert.

Lech Kalinowski – Helena Malkiewicz, Thorner Glasmalerei des 14. Jahrhunderts. Ebd. S. 147–175. [Poln. Zus.fass.] – Die Verf. geben einen Überblick zur Entwicklung der Thorner Glasmalerei unter folgenden Aspekten: Stifter, Technik, gegenwärtiger Bestand, Komposition der Fenster, Themen und Programme, Stil und Datierung. Behandelt werden

St. Johannes, St. Nikolai und die Franziskanerkirche in Thorn sowie der Dom in Włocławek und die Pfarrkirche in Kulm.

Michał Woźniak, Aktivität des Deutschen Ordens im Bereich der Kunst (anhand der Inventar- und Rechnungsbücher). Ebd. S. 177–192. [Poln. Zus.fass.] – Der Verf. verweist auf die Bedeutung der verschiedenen Ämterbücher des Deutschen Ordens für die Erforschung der künstlerischen Sachkultur. Diese Quellen wurden bisher hauptsächlich in Bezug auf Informationen zur Baugeschichte der Burgen ausgewertet, sie enthalten aber auch viele Hinweise zu den Bereichen Malerei, Skulptur und Kunstgewerbe. Der Verf. zeigt dies an verschiedenen Beispielen für die Hochmeisterkapelle, die Konventskirchen und die Ausstattung des Hofstaates auf. Dabei werden u. a. erwähnt: Wandmalereien in den Kirchen und Privatgemächern, Ausstattung der Altäre (Skulpturen, Reliquiare, Monstranzen), Geschenke für Diplomaten und auswärtige Gäste (Pokale, Schüsseln, Ringe, Löffel, Helme).

Alicja Karłowska-Kamzowa, Uwagi o sposobach prezentacji treści ideowych w fundacjach artystycznych Lutera z Brunzswiku [Über die Methoden der Präsentation der ideellen Inhalte in den Kunststiftungen Luthers von Braunschweig]. Ebd. S. 193–201. [Dt. Zus.fass.] – Die Verf.in behandelt das Mäzenatentum des Hochmeisters Luther von Braunschweig (1331–1335), der als höfisch und literarisch gebildeter Fürstensonnh bemüht war, die innere Reformation des Deutschen Ordens im frühen 14. Jh. und ihre ideologischen Inhalte mit Mitteln der Kunststiftung nach innen und außen zu festigen. Zu den Inhalten gehören insbesondere die Proklamation Maria als Schirmherrin des Ordens und die Darstellung der Ordensritter als neue Makkabäer und bewaffneter Arm der Kirche. Zu den wichtigsten Stiftungen und Anregungen Luthers gehören die Erweiterung der Schloßkirche der Marienburg (und deren Ausstattung), die Gründung des Königsberger Domes und die deutsche Übersetzung der Odenschronik durch Nikolaus von Jaroschin.

Władysław Łoś, Das Bildprogramm des Graudenzener Altars. Ebd. S. 203–216. [Poln. Zus.fass.] – Der Verf. untersucht detailliert die Bilddarstellungen des Graudenzener Altars, dem er einen stark repräsentativen (d. h. keinen erzählenden) Charakter zuschreibt. Bei Ikonographie und Stil werden insbesondere böhmische und italienische Bezüge herausgearbeitet. Im Programm findet der Verf. nichts, was man ausschließlich mit seinen Bezügen zum Deutschen Orden oder zum preußischen Umfeld erklären könnte.

Tadeusz Chrzanowski – Marian Kornecki, Madonna tronująca. Uwagi do ikonografii maryjnej w średniowiecznej sztuce Prus [Die thronende Madonna. Einige Bemerkungen zur Marienikonographie in der mittelalterlichen Kunst Preußens]. Ebd. S. 217–239. [Dt. Zus.fass.] – Das ikonographische Motiv der thronenden Gottesmutter hatte in der Kunst des Deutschordenslandes eine herausragende Bedeutung. Die frühesten Darstellungen finden sich in den Siegeln der Hochmeister. Der Verf. verfolgt weiterhin die Darstellung in den Bereichen der Bauskulptur (Tympana, Schlußsteine) und der Schnitz- und Altarwerke.

Gudrun Radler, Der Beitrag des Deutschordenslandes zur Entwicklung der Schreinmadonna (1390–1420). Ebd. S. 241–274. – Die Entwicklung der Schreinmadonna findet um 1400 eine besondere Variante im Deutschordensland, wobei die in geschlossenem Zustand sitzende Madonna durch die Öffnung der beiden Flügel in eine stehende Schutzmantelmadonna verwandelt wird, in deren Mitte in Reliefform die Darstellung der Trinität zu sehen ist. Eine besondere Rolle für die Entstehung und Popularisierung dieses Typs schreibt der Verf. einerseits der besonderen Verehrung Mariens im Ordensstaat zu, weiterhin ist aber auch das Wirken der Mystikerin Dorothea von Montau zu nennen. Die im Schutzmantel einiger Schreinmadonnen dargestellten Hochmeister und Ordensritter verweisen auf deren Stiftertätigkeit.

Marian Dygo, Złota Brama kaplicy zamkowej w Malborku a ideologia władzy Zakonu Niemieckiego w Prusach [Die Goldene Pforte in der Schloßkapelle in Marienburg und die Herrschaftsideologie des Deutschen Ordens]. In: *Zakon krzyżacki a społeczeństwo państwa w Prusach* [Der Deutsche Orden und die Gesellschaft seines preußischen Staates]. Hrsg. von Zenon Hubert Nowak. (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu, 86, 3) Toruń 1995, S. 149–163. [Dt. Zus.fass.] – Der Vergleich mit anderen ‚Goldenen Pforten‘ in Europa (Konstantinopel, Ravenna, St. Denis) legt nahe, daß sich diese an Orten befanden, die politische und sakrale Zentren des jeweiligen Staates waren. Der Verf. nimmt daher an, daß die Goldene Pforte der Marienburg die Rolle des Schlosses nicht nur als politisches, sondern auch als kirchliches Zentrum Preußens unterstreichen sollte.

Marian Arszyński, Stosunki między zakonem krzyżackim a społeczeństwem w świetle rozważań nad organizacją budowy kościołów parafialnych w Prusach [Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und der Gesellschaft im Lichte der Erwägungen über die Organisation des Pfarrkirchenbaus in Preußen]. Ebd. S. 165–184. [Dt. Zus.fass.] – Der Verf.

untersucht die Frage, ob der Deutsche Orden sein Patronatsrecht über die Pfarrkirchen in Preußen auch zur Beeinflussung der architektonischen Gestalt der Bauten genutzt hat. In den historischen Quellen finden sich jedoch keine Aussagen, die diese Vermutung bestätigen könnten. Vielmehr dürfte die Situation in Preußen ähnlich der der übrigen Handelsstädte im Westen gewesen sein, wo die für den Bau und Unterhalt der Kirchengebäude verantwortliche *fabrica ecclesiae* sehr früh in die Hände des Bürgertums übergegangen ist. Daraus ist zu schließen, daß der Besitz der Patronatsrechte ohne Bedeutung für die Bestimmung der künstlerischen Richtlinien des Kirchenbaus gewesen ist.

Christof Dahm, Neugotik in Westpreußen. In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 15 (1997) S. 105–120. – Ausgehend von neueren Tendenzen, „die Neugotik als angemessenen stilistischen Ausdruck einer Epoche zu verstehen und ihre in Vergessenheit geratenen Baumeister zu würdigen“, zeichnet der Verf. ein Bild von der Neugotik in Westpreußen und erwähnt dabei auch Beispiele von Kirchen in Elbing, Kulmsee, Berent, Tuchel, Pr. Stargard, Neustadt/Westpr. und Danzig. H.-J. K.

Barbara Wolf-Dahm, Vincenz Statz in Westpreußen. Auf den Spuren des Kölner Baumeisters. In: Westpreußen-Jahrbuch 46 (1996) S. 73–80. [4 Abb. auf S. 72] – Der Artikel befaßt sich mit der von Statz entworfenen Mariensäule in Pelplin, die im Zusammenhang des 1854 verkündeten Mariendogmas 1858 auf dem Domplatz gegenüber der Nordseite der Kathedrale aufgestellt wurde. H.-J. K.

Janina Bosko, Dokumentacja zabytków na Warmii na przykładzie archidiecezji warmińskiej [Die Dokumentation der Denkmäler im Ermland am Beispiel der Erzdiözese Ermland]. In: Archiwa, Biblioteki i Muzea Kościelne 67 (1997) S. 23–31. – Die Verf.in beschreibt die Inventarisierung der Kunstdenkmäler Ermlands vor und nach dem Jahr 1945 sowie der 138 in den Sammlungen der heutigen Erzdiözese zusammengefaßten Einzelobjekte. H.-J. K.

Mitarbeiter dieses Bandes

Prof. Dr. habil. Teresa Borawska, ul. Świętopelka 32 D m. 9, PL-87-100 Toruń

Prof. Dr. habil. Marian Borzyszkowski, ul. Kopernika 47, PL-10-512 Olsztyn

Artur Dobry, Muzeum Zamkowe, ul. Starościńska, PL-82-100 Malbork

Prof. Ulrich Fox, Am Glockenbusch 11, 33106 Paderborn

Mario Glauert, Tulpenstr. 18, 12203 Berlin

Dr. Stefan Hartmann, Archivstr. 12–14, 14195 Berlin

Prof. Dr. Christofer Herrmann, Katedra Filologii Germańskiej WSP, ul. Szrajbera 11, PL-10-007 Olsztyn

Dr. Winfried Irgang, Herder-Institut, Gisonenweg 5–7, 35037 Marburg

Eligiusz Janus M. A., Barfußertor 19, 35037 Marburg

Dariusz Kalinowski, Mariańskie Wzg. 2/2, 76-130 Polanów

Dr. Hans-Jürgen Karp, Brandenburger Str. 5, 35041 Marburg

Alexander Konieczny M. A., Sudetenstr. 44, 35039 Marburg

Andreas Kossert, Bartningallee 29, 10557 Berlin

Waldemar Moscicki, Aloys-Schulte-Str. 37, 53129 Bonn

Hans-Joachim Müller, Weihergarten 8, 55116 Mainz

Sylvia H. Parker B. A., Auf'm Wettsche 8, 40589 Düsseldorf

Dr. Brigitte Poschmann, Kolberger Str. 3, 31675 Bückeburg

Dr. Henryk Rietz, ul. Świętopelka 32 D m. 9, PL-87-100 Toruń

Dr. Hermann-Josef Scheidgen, An Groß St. Martin 4, 50667 Köln

Oliver Schmidt M. A., Lange Str. 58, 49080 Osnabrück

Dr. Robert Traba, Deutsches Historisches Institut, Pałac Kulturi i Nauki (XVII p.), Plac Defilad 1, skr. 33, PL-00-901 Warszawa

Dorothea Triller, Ermlandweg 22, 48159 Münster

Dr. Jan Walkusz, ul. Przy Stawie, PL-20-067 Lublin